Selbstvernehmungen

Meinungsbeiträge und disputable Traktate aus meiner Zeit

Peter Hilgard

Der Arbeitstitel des dieses Buches war lange Zeit „Selbstverhör". Ich dachte mir, dass das Wort Verhör zwar ein etwas veralteter, dafür aber ein schön aggressiv klingender Begriff für „Fragen stellen" sei. Bei einer späteren Recherche stellte ich dann enttäuscht fest, dass es schon mehrfach in einem Buchtitel vorkam. Als Synonym für das Verhör kam ich dann zum Begriff der Vernehmung. Das klingt humaner, nicht so nach kaltem Neonlicht, weißen Wänden und Polizei, sondern eher nach beigen Sesselschonern, Blümchentapeten und vertrockneten Topfpflanzen. Üblicherweise handelt es sich bei der Vernehmung ja um eine Befragung eines Angeklagten oder Zeugen (in diesem Falle bin ich beides). Der Titel „Selbstvernehmungen" soll den Bezug auf mich, den Autor, herstellen und im Plural andeuten, dass die Vernehmungen über viele Jahre stattgefunden haben. Ich vernehme mich selbst um zur Wahrheitsfindung über meine Person, mein Leben und „meine" Zeit zu gelangen. Ich stelle mir selbst die Fragen und versuche meine Aussagen ehrlich und aufrichtig an Tatsachen zu orientieren, ich habe mich gleichsam selbst unter Eid gestellt. Bei den einzelnen Meinungsbeiträgen und Traktaten meiner Selbstvernehmungen, habe ich immer wieder versucht kritisch zu sein, aber natürlich konnte ich gar nicht anders als auch manch säuselnde Wohlgefälligkeit in die Texte einfließen zu lassen. Selbstvernehmung könnte schließlich aber auch bedeuten, dass ich mich selbst wahrnehme (vernehme), d.h. ich fasse etwas von mir auf indem ich mir selbst zuhöre. Was immer hinter dem Titel steckt, eines dürfen die nachfolgenden Zeilen ganz sicher nicht beanspruchen, nämlich Objektivität. Im Gegenteil, sie offenbaren durch und durch die Widersprüchlichkeit subjektiven Erlebens und Denkens.

Der leider völlig zu Unrecht vergessene, 1924 geborene Publizist *Bertram Otto* hat Erinnerungen an seine Jugend geschrieben. Er beschreibt unprätentiös ein für die Generation meiner Eltern wohl typisches Schicksal eines jungen Mannes, wohnhaft in Halle an der Saale. Schon der Titel verrät ein wenig vom Inhalt: „Wussten wir auch nicht, wohin es geht..." Dies war der Refrain eines dummen Liedes, das Hitlers Jungvolk, ohne über die Hintergründe nachzudenken, trällerte: „Wissen wir auch nicht, wohin es geht - wenn nur die Fahne vor uns weht". Bei der Lektüre dieses Buches habe ich mich gewundert wie viel Zeitgeschichte ein Kind von 5 Jahren, oder unwesentlich älter, damals offenbar erfasst hat. Wenn ich das an meiner eigenen Entwicklung, insbesondere an meinen Geschichtserinnerungen, messe, erscheint mir Otto außerordentlich frühreif, oder hat er

spätere Erkenntnisse einfach auf seine eigene Kindheit projiziert? Vielleicht aber gibt es auch gute Gründe für mein eigenes persönliches Unwissen? Wenn ich mir die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland vergegenwärtige, kann ich zwar eine Menge Details aus meinem Leben in den Rahmen der großen Ereignisse einweben, aber eine politische oder gesellschaftliche Einsicht hatte ich zu keinem Zeitpunkt meiner frühen Jugend. Insbesondere blieb mir jedes Verstehen der jüngsten deutschen Vergangenheit, die vor meiner Kindheit lag, verschlossen. Auf meinem Schulweg in München 1945 musste ich, der fünfjährige Schuljunge, durch zerbombte Straßen in Münchens Stadtteil Bogenhausen laufen, aber ich dachte mir nichts dabei, außer, dass die Ruinen vielleicht ein tolles Versteck beim Räuber-und-Gendarm-Spielen sein würden. Es schien mir als sei die Welt immer so gewesen wie ich sie damals vorfand. Von meinen Eltern habe ich niemals ein Wort über Gründe, dass es so ist wie es ist, gehört und warum diese Häuser so kaputt waren (ich wage sogar zu bezweifeln, dass ich überhaupt die Empfindung von „kaputt" hatte). Die Bomben wurden einfach totgeschwiegen. Meine Gegenwart schien aus dem Nichts entstanden zu sein. War es ein pädagogisches Ziel meiner Eltern mich mit nichts, absolut gar nichts zu belasten was vor meiner Zeit war oder waren sie selbst nur sprachlos? Erstaunlicherweise war ich als Kind auch überhaupt nicht neugierig darauf etwas zu erfahren, vermutlich einfach deshalb, weil ich den Gegenwartszustand als den normalsten von der Welt betrachtete. Ich stand eben am Anfang meines Lebens und mit mir scheinbar auch die ganze Welt. Zu diesem Zeitpunkt hatte noch niemand in mir die Neugier nach der Vergangenheit geweckt.

Erst sehr viel später begann ich Interesse an der Geschichte, auch der gerade vergangenen, zu zeigen. Wie völlig apolitisch ich in meiner Jugend war zeigt mein Gemütszustand anlässlich des Baus der Berliner Mauer.

Abb. 1: Meine Abiturfeier 1959. Ich wurde mit einem „Festwagen" von der Beskowska Skolan in Stockholm abgeholt. Neben mir (mit weißer Studentenmütze) Lisbeth Holmberg.

In jenen Tagen war ich nach dem Abitur wieder zurück in Schweden und habe in der Nationalbibliothek gearbeitet. Meine Gedanken und Pläne kreisten einzig und alleine um Lisbeth Holmberg, meine erste ganz große Liebe. Eines Tages mitten im August rief mein Vater aufgeregt aus Deutschland an und beorderte mich in beinahe militärischem Ton sofort nach Hause, denn es gäbe jetzt Krieg. Die Westmächte würden den Bau der Berliner Mauer auf keinen Fall akzeptieren und man müsse sich auf alles gefasst machen. Irgendwie war mir das schrecklich gleichgültig. Ich gab meinem Vater zu verstehen, dass wenn er recht behalten würde, ich wohl am besten, weit weg, in Schweden aufgehoben wäre. Und ich blieb – gegen seinen Willen. Die Tragweite des Ereignisses habe ich nicht einschätzen können,

oder besser gesagt, hat mich auch nicht interessiert. Dass sich damals die Welt, zumindest unsere deutsche Sicht darauf, veränderte, habe ich erst viel später verstanden. Ein anderes Beispiel war Jahrzehnte später der Angriff auf die New Yorker Zwillingstürme am 11. September 2001. Auch dieses Ereignis habe ich überhaupt nicht in seiner vollen Tragweite für die Weltpolitik begriffen, obwohl ich bereits ein erwachsener Mann von über 60 Jahren war. Ich könnte noch viele ähnliche Beispiele aus meinem Leben aufzählen, die alle mein tiefes Desinteresse, und vielleicht auch Unverständnis, an den politischen Verhältnissen meiner Gegenwart demonstrierten.

Um es kurz zu machen, ich bin ein völlig ungeeigneter und uninteressanter Memoirenverfasser, denn ich habe nicht viel zu sagen über die Zeitgeschichte, auf jeden Fall nichts was jemandem helfen könnte Zusammenhänge zu verstehen. Was aus meiner Kindheit und Jugend bleibende Eindrücke hinterlassen hat, waren Geschichten, Farben und Stimmungen. Sie leben weiter in mir und versetzen mich gelegentlich in Zustände nostalgischer Wehmut. Aus der Vergangenheit weht mir dann in die Gegenwart der zarte Wind eines unendlichen, kaum definierbaren Glücks. Nicht das Glück des Besitzens, sondern das Glück des Empfindens von Harmonie. In jenen Jahren schlug sicher meine spätere Liebe und Bewunderung für die Romantik erste Wurzeln und hier liegt wohl der urdeutsche Kern meiner Seele, um den sich in meinem späteren Leben so vieles gerankt hat. Dabei habe ich immer sehr gerne über Politik diskutiert. Dies war eine intellektuelle Übung, die mir Spaß machte und daher konnte ich auch fast jeden beliebigen Standpunkt einnehmen, Hauptsache er war links und kontrovers zu meinem jeweiligen Gegenüber.

Was ist denn dann eigentlich das Altern, wenn nicht das Lernen mit Erinnerungen zu leben? In einem Essay namens „Rotes Haus" (aus der „Wanderung") von Herrmann Hesse habe ich folgenden Satz des Autors gelesen: „Ich habe das Leben gläubig als Substanz verehrt, und kam dazu, es nur noch als Funktion erkennen und lieben zu können." Diese Zeile fasst die Bewusstseinsentwicklung auch in meinem Alterungsprozess sehr korrekt zusammen. Das Leben als Substanz umfasst alle Kreaturen. Es ist ein wertvoller Schatz, den es zu bewahren und zu ehren gilt und vor dem man Respekt haben muss. Das Leben als Substanz ist immer irgendwie messbar, und sei es auch nur in Zeiteinheiten, oder in Wohlstand, oder in Leistungen. Das Leben als Funktion ist dagegen etwas ganz Flüchtiges, etwas was man, im wahrsten Sinne des Wortes nur er*leben* kann. Hier sind die sinnlichen Wahrnehmungen angesiedelt und die Freude an deren Existenz und der Befriedigung unserer ästhetischen Sehnsüchte. Schönheit und Liebe sowie Neid und Hass sind sehr typische Funktionen. Das Leben als Substanz besteht, wie alle materiellen Dinge, auch nach dem Tod noch in der Erinnerung anderer Leute

irgendwie weiter, nach großen Leistungen sogar im kollektiven Bewusstsein der Gesellschaft. Dagegen ist das Leben als Funktion total vergänglich und subjektiv. Es stirbt mit mir. Deshalb mag es so schwer sein über dieses „funktionelle" Leben zu schreiben, man muss schon ein begabter Poet sein, um all die positiven und negativen Emotionen eines Lebens in Worte fassen zu können. Viel einfacher ist es da bei der Substanz, sie ist fassbar und damit im Prinzip auch gut beschreibbar. Mein eigenes Leben sehe ich heute ganz sicher auch als eine Funktion an.

Im November 2006 schrieb ich nach einer kursorischen Durchsicht meiner vielen Aufzeichnungen aus früheren Jahrzehnten: „Meine Tagebücher umspannen den Zeitraum von 1961 bis 1979. Dann hört es einfach auf, es gab wohl keinen Bedarf mehr über mich und mein Leben zu schreiben. Heute erkenne ich in dem, von dem ich einst glaubte es würde mich in späteren Jahren brennend interessieren, eine wehleidige und recht talentlose Schreiberei, die von wenig Aussagekraft und daher außerordentlich langweilig ist. Alles für die Katz? Nichts für die Nachwelt? Vielleicht, und dennoch enthalten die unendlich vielen Zeilen einen Kern von mir, den ich heute möglicherweise nicht mehr sehen möchte, weil er mir damals viel Schmerzen verursacht hat, an die ich nicht erinnert werden will. Ich habe ein ganzes Wochenende damit verbracht das Geschriebene zu sichten und eine Grundtendenz zu finden unter der ich meine Zeilen subsumieren kann. Das war nicht schwierig, denn es ging immer wieder um meine Unsicherheit und Zukunftsangst. Im Privatleben wusste ich sowenig wie im Berufsleben wo es eigentlich lang ging. Sehnsucht, manchmal romantisch verklärt, zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben. Ich wusste ja bis vor kurzem nicht, dass es gar keine Zufriedenheit geben kann bzw. geben darf, habe aber fast ein ganzes Leben danach gestrebt. In jenen Frühjahrsnächten in denen ich beim Mondschein stundenlang in die Landschaft geschaut habe, habe ich von der Zukunft geträumt, so wie ich heute beim Blick auf die Natur wieder von der Kindheit träume. Vielleicht habe ich gehofft aus den Nebeln im Tal würde die Erkenntnis aufsteigen und mir einen Weg weisen. Möglicherweise war es ja auch tatsächlich so, nur ich habe es nie bewusst wahrgenommen. Immer dann, wenn Veränderung angesagt war, wenn ich von einem Job zum nächsten wechselte oder wenn ein neuer Wohnort den alten ablöste, war ich glücklich und, so jedenfalls kann man es aus meinen Worten lesen, ein wenig zufrieden."

Warum ist das einst in jugendlichem Eifer Geschriebene heute so wenig interessant und so enttäuschend? Ist es die Einsicht, dass auch meine Jugend nur normales Mittelmaß war, und dass meine Probleme, oder das was ich dafür hielt, die banalen Schwierigkeiten aller bisherigen Generationen waren? Ich hatte keine besonderen Lösungen parat, sondern habe nur darüber in wehleidigen Sätzen geschrieben wie zwiespältig und zerrissen

mein Leben sei. Die Schreiberei war vermutlich nichts anderes als ein Ausdruck meines Narzissmus, meiner Selbstverliebtheit. Die Tagebücher hatten die Funktion des spiegelnden Wassers in der Sage vom schönen Jüngling Narziss. Äußeres Zeichen meiner inflationären Schreiberei war eine, noch heute bestehende, Knochenverdickung am rechten Mittelfinger, an der Stelle an der ich das jeweilige Schreibgerät, meist Füller oder Kugelschreiber, gegen den Daumen drückte.

Ein einziges Mal habe ich tatsächlich gehandelt und versucht aus eigener Kraft einen Ausweg zu finden: meine Wanderung, die ich heute beginne in unrechtmäßiger Weise zu verklären und deren Aufzeichnungen später folgen werden. Was ich hier in diesem Büchlein zu Papier gebracht habe ist ein kunterbuntes Gemisch von gelegentlich unvollendeten, gelegentlich zu Ende geführten Gedanken, so zu sagen Randnotizen zu meinem Leben. Während des Schreibens und späteren Korrekturlesens erschienen mir meine Beiträge häufig wie eine Kuriositätensammlung aus einem kleinen Provinzmuseum. Vielleicht tragen auch die Bilder, die ich hinzugefügt habe, zu diesem Eindruck bei. Man erkennt immer, dass sie von Sonntagsphotographen gemacht wurden: undramatisch und unscharf, wie eben so vieles in meinem Leben. Ob dies alles zusammen einen Beitrag zum Verständnis meiner Person und meines mittlerweile über siebzig Jahre währenden Lebens liefert, müssen diejenigen, die es vielleicht einmal lesen oder sich nur ansehen, entscheiden. Ich hoffe jedenfalls auf Nachsicht mit einem alten, eitlen Mann! Eitel alleine deswegen, weil ich nicht davon los kam immer wieder bekannte Geister zu zitieren um meinen persönlichen Einsichten Gewicht zu geben. Damit habe ich wohl versucht mich unberechtigterweise, auf ihre geistige Stufe zu heben.

Braune Wolken über der Kindheit

Die Geschichte meines Lebens ist getragen von unentwegter Suche, der Suche nach Erklärung, der Suche nach Sinn, der Suche nach Vollendung und schließlich der Suche nach Erinnerung. Wie man mit dem Zerrinnen der Zeit fertig werden soll, weiß ich bis heute noch nicht so genau. Aber ich habe im Laufe der Jahre einen anderen Blickwinkel auf die Zeit gefunden und der ist tatsächlich nach rückwärts gerichtet. Wenn ich mir nämlich bewusstmache, was ich alles bisher schon gesehen, gehört und gelesen habe – das meiste davon ist schon Geschichte, dann tritt mir die Größenordung des Zeitraums in dem ich gelebt habe sehr klar vor die Augen und ein großes Glücksgefühl steigt in mir auf. Wie leicht ist es zu sagen „das letzte halbe Jahrhundert ist wie im Fluge vergangen“, aber bei genauem Hinsehen war es randvoll von Erlebnissen, Emotionen und erfüllten und nicht erfüllten Hoffnungen. Ich glaube es war der alte Stoiker *Seneca* der einmal sagte, wir hätten nie zu wenig Zeit, sondern viel zu oft zu viel

Zeit, die wir nicht zu nutzen wissen. Das ist tatsächlich ein wenig von der Erkenntnis, die ich bei der Beschäftigung mit meiner Vergangenheit gewonnen habe. Wie oft musste ich mich nicht über die vielen Rentner und Pensionäre in meinem Freundes- und Bekanntenkreis amüsieren, die immer behaupteten sie hätten in ihrem jetzigen Zustand viel weniger Zeit als in ihrem aktiven Berufsleben. Was für ein grotesker Blödsinn ist das! Diese armen Schlucker verschwenden, im wahrsten Sinne des Wortes ihre kostbare Zeit. Der größte Luxus dieser Welt ist doch Zeit zu haben und den soll ich mir nicht gönnen, wenn ich es doch eigentlich könnte?

Eine Tatsache bleibt allerdings unbestritten: in den viel beschworenen Kindertagen gab es noch überhaupt kein Zeitgefühl. Wie ich eingangs schon bemerkt habe verschwand alles was vor der eigenen Existenz lag, gleichsam in einem individuellen Urnebel in den hineinzusehen kaum ein Bedürfnis bestand. Die Großfamilie, oder besser gesagt die große Familie, setzte sich aus Großeltern, Eltern, Tanten und Onkeln sowie Vettern und Kusinen zusammen. Aus heutiger Sicht nehme ich an, dass die damals Erwachsenen ein wenig stolz darauf waren zu dieser kleinen Gemeinschaft zu gehören.

Abb. 2: Mein Vater, meine Mutter und ich kauernd auf der Mauer dann von links nach rechts: Großvater Eduard Hilgard, Großmutter Maria Haase, Großmutter Luise Hilgard, Tante Mop und Onkel Edi (Annemarie Kirsch, Eduard Kirsch).

Sonntagsbesuche bei Tante und Onkel waren so selbstverständlich wie das große Weihnachtsfest auf dem Hofe der Großeltern. Jetzt denke ich freudig, aber mit Wehmut zurück an diese Zeit in der im Winter noch die Pferdeschlitten fuhren und wir im Sommer mit Kutschen vom Bahnhof abgeholt wurden. Das Wort "Knecht" war noch im Sprachgebrauch und bezeichnete jenen jungen Mann der auf dem Bock saß, die Zügel in der Hand hatte und von meiner Mutter und den damals jungen Tanten wegen seines wohlgeformten Körpers bewundert wurde. Das zu dieser Zeit noch Undenk- und Unvorstellbare ist passiert: zuerst starben die Großeltern, dann die Eltern, und zwischendurch auch die Onkeln und Tanten. Die scheinbar unvergängliche Harmonie, in die die Welt gebettet zu sein schien, verschwand urplötzlich aus meinem Leben.

Irnberg nannte sich der Hof meines Großvaters in Feldkirchen bei Westerham, etwa 40 Kilometer in südöstlicher Richtung von München entfernt. Dorthin fuhr ich mit meinen Eltern und Vettern an den Wochenenden, dort feierten wir Weihnachten, Ostern und Familiengeburtstage und dort verbrachten wir

Abb. 3: Die Villa in Irnberg mit dem „Weiher" im Vordergrund. Der rechte Anbau, die „Veranda" war der Ort der täglichen Mahlzeiten und der Weihnachtsbescherung.

schließlich jedes Jahr die Sommerferien. Kein Wunder, dass die Erinnerungen an meine Kindheit auf eine besondere Weise mit Irnberg verknüpft sind. „Kindertage in Irnberg“ war der Titel des Familienepos in dem Großeltern, Eltern, Tanten und Onkeln die jungen Kinder mehr recht als schlecht auf das Leben vorzubereiten versuchten. Kindertage in Irnberg sind aber auch Erinnerungen der Kinder an Wald und Abenteuer, an Glück und Freiheit und an die schöne Zeit in der es noch Mysterien gab, die man beim Sonnenaufgang während morgendlicher Streifzüge durch den Wald erleben konnte.

Auch ein Mysterium war der Hof eines Geigers. Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen und dennoch war er in meinem Bewusstsein so existent wie die Schule, in die ich jeden morgen geschickt wurde oder der Milchladen um die Ecke, in dem die Besitzerin offenbar in das kleine Kind, das sie „Peterle“ nannte, verschossen war. Die Bahnreise nach Irnberg endete damals häufig in Großhelfendorf. Von dort fuhren wir mit der Kutsche nach Irnberg und kamen an den Ländereien eben dieses Hofes vorbei. "Dahinter liegt das Haus des Barnabas von Geczy" erklärte mein Großvater jedes Mal mit bedeutsamer Stimme und für uns Kinder bedeutete alleine die Tatsache, dass dieses Haus immer wieder erwähnt wurde, dass es etwas Besonderes sein musste. Auf die Frage wer denn Baranbas von Geczy sei, antwortete der Großvater immer stereotyp: "ein Stehgeiger". Ich wusste nie ob er dies ernst meinte oder ob sich dahinter noch etwas ganz anderes verbarg. Niemals habe ich mich getraut zu fragen was denn ein Stehgeiger wohl sei - vielleicht aus Angst eine Illusion zu verlieren - und so verband sich der mysteriöse Hof mit einer mysteriösen Persönlichkeit, die einen mysteriösen Beruf ausübte. Barnabas von Geczy, von dem ich später erfuhr, dass er tatsächlich ein berühmter Unterhaltungsmusiker war, der bei den Nazis ein- und ausging und bei Ribbentrops Olympia-Party gespielt hat, wurde für mich zum Symbol der Erwachsenenwelt, einer Welt, die ich damals noch nicht verstand aber ein großes Bedürfnis hatte sie kennenzulernen.

In Irnberg gab es einen "Hutterer", so wurde der Maulwurffänger genannt. Mit den merkwürdigen Utensilien, die rings um seinen Gürtel angeordnet waren und der geheimnisvollen Tätigkeit, die er ausübte, hatte er eine magische Anziehungskraft auf uns Kinder. Wenn er auf den Feldern erschien, gab es kein Halten mehr. Wir mussten zu ihm, einfach bei ihm sein, mit ihm Kontakt haben, reden, zuhören und ihn immer wieder fragen. Er schien so viel mehr zu wissen als all die anderen Erwachsenen, mit denen wir Kinder umgingen. Der Hutterer hatte auf alles eine Antwort, und obwohl wir Sinn und Inhalt seiner Ausführungen nicht immer verstanden, erschien es uns, als hätten wir etwas ganz Wesentliches gehört. Wenn wir dann wieder nachhause kamen und von unseren Gesprächen mit dem Maulwurffänger

berichteten, sagten die Eltern oder Großeltern, dass man diesen Mann nicht ernst nehmen dürfe. Er sei nicht ganz bei Trost und im übrigen auch Zeuge Jehovas, was ihn offenbar vollständig disqualifizieren sollte. Aber für mich blieb er unantastbar. Ich verstand ihn besser als alle anderen Menschen um mich herum – und was ein Zeuge Jehovas war, wusste ich sowieso nicht. Im Gegenteil, die Zugehörigkeit zu diesem Geheimbund machte den Hutterer nur noch interessanter. Er war der erste Mensch, den ich bewunderte, und ich wünschte mir nichts inniger als, dass ich einmal wie er sein würde. Der Hutterer verschwand aus meinem Leben und ich wurde kein Maulwurffänger. Trotzdem steckt von ihm ein Stück in mir und ich bin glücklich, dass ich mit so viel Liebe und Zärtlichkeit an ihn denken darf.

Die Welt der Erwachsenen, das war vorwiegend die Welt meiner Großeltern, die für mich damals ganz und gar unzugänglich war. Während meine Eltern irgendwie immer für mich da waren und mich an ihrem Leben teilhaben ließen, waren die Großeltern auf eine wundersame Weise unnahbar. Vor dem Abendessen duschte mein Großvater, parfümierte sich mit feinem „Yardley"-Lavendelwasser und zog sich einen Anzug an. Alleine dies machte ihn zu einer Autorität, denn er sah gepflegt und sauber aus und duftete, wie ich mir den Geruch von Engeln vorstellte. Überhaupt, die Gerüche der Kindheit, die mich geprägt haben, sind die Düfte von Irnberg. Schon in aller Frühe war das Haus erfüllt mit dem Wohlgeruch von Kaffee und frischem Toast. Im Badezimmer roch es nach feinem Mundwasser und parfümierter Seife. Um die Mittagessenszeit kamen wunderbare Düfte aus der Küche, die das ganze Haus in freudige Erwartung versetzten. Es waren die Gerüche des Weinkellers, der Garage mit ihren alten Kutschen und Gummireifen, des Hofes, der Scheune und der Schweine- und Kuhställe, die die empfindsamen Saiten der Kinderseele zum Schwingen brachten. Jedes Zimmer des großen Hauses hatte seinen eigenen Duft und ich glaube, man hätte mich mit zugebundenen Augen in jede beliebige Ecke führen können und ich hätte am Geruch erkannt wo ich war.

Abb. 4: Vier Generationen der Hilgards (Eduard, Hanns, Peter und Philip) in Irnberg 1969. Für meinen Großvater war, im Gegensatz zu den nachfolgenden Hilgards, der „Stammhalter" sehr wichtig.

Irnberg gab mir Sicherheit, es war mein geheimes Zuhause wo ich mich auskannte und wo ich die damals noch sehr abstrakte Bedrohung der Außenwelt nicht empfand. Aber auch Irnberg ging zu Ende. Langsam starb es in meinem Bewusstsein. Zuerst sind die alten Verwalter verschwunden, dann haben wir die Großmutter zu Grabe getragen, schließlich die Mutter, dann den Großvater und kurz darauf auch den Vater. Die Kindheit war endgültig vorbei und mit ihr auch auf eine seltsame Weise jener Ort namens Irnberg. Ein paar Grabsteine auf dem Feldkirchener Friedhof erinnern noch an die schönen Tage, aber auch sie

beginnen zu verwittern. Jeder Versuch das alles auch nur für kurze Zeit wieder auferstehen zu lassen muss schon in den Anfängen scheitern, denn Irnberg gehört mir und denen, die damals um mich herum waren. Irnberg kann nicht mehr an Dritte vermittelt werden, es hat sich zu einem wundervollen und sehr persönlichen Geheimnis verschlossen. Mein Vetter Michael, dessen Bindung an den Ort unserer Jugend mindesten so groß wie meine war, hat den Besitzstand für sich gewahrt indem er den Künstlernamen „Irnberg“ annahm.

Als Erwachsener las ich ein erschütterndes Buch mit dem Titel „Sexualität unter dem Hakenkreuz” (*Stefan Maiwald / Gerd Mischler:* Sexualität unter dem Hakenkreuz. Manipulation und Vernichtung der Intimsphäre im NS-Staat. Europa Verlag, München 1999). Darin beschreiben die beiden Autoren wie die Intimsphäre der Bürger im Dritten Reich manipuliert und schließlich vernichtet wurde. Da werden Horrorszenarien von Zwangssterilisationen, Rassengesetzen und der Ausschaltung „nicht lebenswerten Lebens” aufgezeigt. Bei der Lektüre erstaunte es mich, wie sehr mich diese Dinge noch heute berühren, wobei doch vieles gar keinen Neuigkeitswert mehr besaß. Am Beginn meines Medizinstudiums hatte ich schon über die Nürnberger Ärzteprozesse gelesen, wo viele dieser Schaurigkeiten zur Sprache kamen. Damals habe ich vermutlich das was ich erfahren hatte wieder verdrängt, weil mich das Wissen darüber als angehender Arzt nicht mehr in Ruhe gelassen hätte. Nicht anders geht es mit den Judenverfolgungen und dem Rassenwahn. Als junger Mann konnte ich das ganze Ausmaß dieser Fürchterlichkeiten nicht richtig einschätzen und vielleicht hoffte ganz irrational, dass sich später herausstellen würde, dass alles letztlich gar nicht so schlimm war. Immerhin kamen diese Dinge weder bei meinen Eltern noch in der Schule wirklich zur Sprache. Heute weiß ich, dass dies nur die verständliche Sprachlosigkeit war, die damals alle Menschen bei diesen Themen befallen hatte. Mit zunehmendem Alter verschwinden die Nebelschwaden jugendlicher Wahrnehmungen und das Wissen um die jüngste Vergangenheit meines Vaterlandes verdichtet sich zu einer grauenvollen Wahrheit. Ich kann nicht mehr unbeschwert von großen und kleinen Nazis hören, ohne dass der ganze Apparat mit all seinen Elend verursachenden Auswüchsen vor mir erscheint. Manchmal befällt mich eine immense, von innen aufsteigende Wut, eine Wut auf all die Menschen, die diese Barbarei ohne Widerstand zu leisten zugelassen haben. Dazu gehören selbstverständlich auch meine Eltern und Verwandten. Zwar weiß ich, dass sie im rechtlichen Sinne unschuldig sind, aber dennoch fühle ich, dass ich durch sie ein Stück Verantwortung für das was damals geschah mit übernommen habe. Keiner meiner Generation kann sich da einfach wegstehlen und so tun als sei dies nicht auch seine Angelegenheit. Unsere Nation hat einfach keine „normale” Vergangenheit mehr, so sehr wir dies auch herbeisehnen. Darunter habe ich persönlich in meiner Jugend,

besonders bei meinen vielen Auslandsaufenthalten gelitten, denn ich musste als Deutscher immer Rede und Antwort stehen für etwas was ich im Grunde nicht wirklich kannte. Wenn heute junge Leute wieder Hakenkreuzfahnen entrollen und rassistische Parolen durch die Strassen brüllen, macht mich dies schaudern und maßlos traurig.

Meine Eltern, geboren 1911 und 1914, haben die ersten langen Jahre nach ihrer Volljährigkeit als Bürger des Nazi-Regimes verbracht. Trotz allen „inneren Abstandes" zum System und seiner Ideologie, werden sie etliches davon trotzdem, gleichsam als „Zeitgeist", internalisiert haben was dann in meine Erziehung eingeflossen ist. Die Lektüre des obigen Buches hat mir einiges davon sehr deutlich gemacht. Die verklemmte Sexualität, insbesondere die meiner Mutter, hat mein späteres Leben lange geprägt.

Abb. 5: Meine Mutter in Jahre 1936. Sie sieht aus als sei Eva Braun ihr modisches Vorbild gewesen. Dokumentierte sie mit ihrem Äußeren damals auch ihr Einverständnis mit der Sexualmoral der Nazis?

Die Bedeutung der Familie als Hort der moralischen Gesinnung wurde mir eingeimpft, genauso wie die unselige, angeblich gottgewollte Rollenverteilung der Geschlechter. Die beinahe hysterische Angst meiner Mutter vor der Homosexualität verstehe ich jetzt auf der Grundlage des erwähnten historischen Nazi-Hintergrundes besser. Als ich anfing mich für meine eigene Sinnlichkeit zu interessieren und mir heimlich Parfüm auf den Körper brachte um mich an den Wohlgerüchen zu erfreuen, entdeckte dies eines Tages meine Mutter. Sie war verzweifelt, weinte und flehte mich fast hysterisch an, davon abzulassen. Dies sei nur für Schwule und Schwulsein sei das Schlimmste was einem Mann passieren könnte. Dass der Geruch von Kernseife und Schweiß „männlicher" und schöner sei, konnte ich zwar nicht nachvollziehen, aber dass die Liebe zwischen Männern eines der größten Verbrechen war, habe ich, da es mich ja nicht direkt betraf, wohl zunächst völlig unreflektiert hingenommen.

Meine Tante Annemarie und ihr Mann, Onkel Edi, waren zeitlebens kinderlos. Wie ich mich erinnere haben mich beide vergöttert und bei vielen Gelegenheiten verwöhnt. Auf die kindliche Frage warum sie denn keine eigenen Kinder hätten, bekam ich immer ausweichende, allgemein gehaltene, Antworten („der liebe Gott hat es nicht gewollt"). Jahrzehnte später, nach dem Tod von Annemarie, erfuhr ich von anderen Verwandten, dass in der Familie von Edi offenbar irgendeine „Geisteskrankheit" bei einem Familienmitglied aufgetreten war. Meine gute Tante hätte so große Angst gehabt, dass sie ein krankes Kind zur Welt bringen würde, dass sie selbst keine Kinder wollte. Sicher war es in Wirklichkeit nicht so heroisch und einfach. Ich vermute, dass die beiden auch ein Opfer der

fanatischen Herrenrassenpolitik geworden sind und man ihnen das Zeugen von Nachkommen unmöglich gemacht hat. Wie die beiden darunter gelitten haben mögen, kann ich heute nur erahnen. Ich habe gelesen, dass alleine zwischen 1933 und 1939 etwa 350.000 Menschen – 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung Deutschlands – zwangssterilisiert wurden. Gehörten mein Onkel oder meine Tante auch zu den Opfern?

Die von mir vielfach hochstilisierte Kindheit in Irnberg war, vom gegenwärtigen Standort aus betrachtet, ein Schulbeispiel der nationalsozialistischen Rollenverteilung innerhalb einer Familiengemeinschaft. Die männlichen Mitglieder kümmerten sich nicht um die Erziehung der Kinder. Nur in besonders schwierigen Fällen, wo Strafen ausgesetzt werden mussten oder sich andere Konsequenzen aus dem Verhalten der Kinder ergaben, waren sie gefragt. Ansonsten war es den Müttern, bzw. der Großmutter, überlassen sich um die Zukunft des Nachwuchses zu kümmern. Ich hatte eine Kusine und zwei Vettern ersten Grades sowie eine Kusine und einen Vetter zweiten Grades mit denen ich einen großen Teil jener Zeit in Irnberg verbrachte. Es waren glückliche Tage mit vielen schönen Erinnerungen.

Abb. 6: Das Leben von uns Kindern spielte sich hauptsächlich in der Natur ab. Hier links Herbert Schneidler, in der Mitte ich und rechts von mir Michael Schneidler in einem Kastanienbaum, unserem „Beobachtungsposten"

Wenn ich mir die Zeit aber unter dem Aspekt der Gefühle, die von uns Kindern wahrgenommen wurden, betrachte, dann war es eine eher dürftige Epoche meines Lebens. Von Liebe wurde nicht gesprochen und ich kann mich auch nicht an wirkliche Zärtlichkeiten erinnern, die von den Erwachsenen ausgingen. Eine große Ausnahme bildete meine Mutter, von ihr habe ich wohl meine erst viel später entdeckte Emotionalität, Sinnlichkeit und Fähigkeit zur Leidenschaft geerbt. Sie war es auch, die die Liebe zur Musik in mich gepflanzt hat: ich höre sie noch singend durch die Wohnung laufen und Antworten auf meine kindlichen Fragen mit Gesang von sich geben. Nur wenn sie traurig war sang sie nicht.

Die Schattenseiten unserer doch recht emotionslosen Erziehung wirkten fort: meine Kusine Sabine Wimmer war ein weiteres Beispiel des Unvermögens der Generation meiner Eltern Liebe zu empfangen und Liebe zu geben. Weder ihre Mutter, meine Tante Mädi, noch ihr Vater verstanden die Wünsche und Sehnsüchte dieser jungen Frau, mit dem Ergebnis, dass sie im Alter von 26 Jahren Selbstmord beging. „Liebeskummer" lautete die frivole Diagnose im ignoranten Familienkreis. Darüber habe ich in den nachfolgenden Jahren sehr viel nachgedacht.

Man sollte meinen, dass eine Gesellschaft, in der Erotik und entsprechende Gefühlsäußerungen verpönt waren, der Intellektualität einen hohen Stellenwert einräumt. Aber auch das war bei den Nazis offenbar auch nicht der Fall. Schon als Schüler hatte ich die Kraft von Argumenten und Gegenargumenten entdeckt und mein Vater hat mit mir auf sonntäglichen Spaziergängen meist lange Wortgefechte ausgetragen. Es ging um Gott und die Welt und immer blieb bei mir am Ende ein tiefes Gefühl der Befriedigung zurück, wenn wir diese Diskussionen in gegenseitigem Verständnis für die Position des jeweils anderen beendeten. Ich habe diese Exkurse geliebt, zeigten sie mir doch, dass ich auf dem Wege „erwachsen" zu werden war und von einer der wichtigsten Personen, meinem Vater, bereits ernst genommen wurde. Irgendwann wollte ich meine intellektuellen Fähigkeiten auch meinem Onkel Kurt demonstrieren. Ich zettelte zwischen ihm und mir ein Gespräch an und begann in bewährter Weise Argumente vorzubringen bzw. Gegenargumente aufzubauen. Plötzlich unterbrach mein Onkel die Diskussion und sagte mir offen ins Gesicht, dass er nicht weiterreden wolle, denn ich hätte mich als „Intellektueller" entpuppt und mit derartigen Menschen wolle er nicht weiterreden. Meine Verwirrung und Erschütterung war groß. Eigentlich war ich sogar ein wenig stolz darauf als Intellektueller apostrophiert worden zu sein, andererseits verstand ich, dass dahinter eine tiefe Verachtung seitens meines Onkels lag. Ich begriff die Welt nicht mehr und mein Vater, dem ich davon natürlich berichtete, versuchte diesen Vorfall auf ein dummes Missverständnis zurückzuführen.

Später erfuhr ich dann, dass der Begriff „Intellektueller" bei den Nazis eine ausgesprochen negative Besetzung hatte. Mit ihm wurden Menschen belegt, die vermeintlich wirklichkeitsfremd, unpraktisch, gefühlsarm und ausschließlich vom „kalten" Verstand regiert waren. Hinzu kam, dass sie allen unerschütterlichen Werten des Nationalsozialismus, wie der arischen Rasse, dem Völkischen, dem von der Vorsehung eingesetzten Führer und all den anderen großen und kleinen Banalitäten des Regimes zwangsläufig kritisch gegenüberstanden. Ein Intellektueller war daher a priori suspekt. Es wundert nicht, dass die erklärten Feinde der Nazis häufig zu Intellektuellen abgestempelt wurden: die Juden und die Kommunisten. Der gesellschaftspolitische Hintergrund dieser Tatsache ist banal und bedarf keiner Erklärung. Seit der abgebrochenen Unterhaltung mit meinem Onkel war mir aber auch klar, dass in der Sinnverkehrung des Begriffes des Intellektuellen eine Schutzmaßnahme lag. All die unzähligen, intellektuell unbedarften Mitglieder und Funktionäre der Partei konnten sich damit ohne jede Anstrengung vom berechtigten Vorwurf der Dummheit und Ignoranz freikaufen. Wenn ich an die Bilder der Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933 denke wo Joseph Goebbels angesichts der Flammen von den Machwerken jüdischer Intellektueller sprach, läuft mir

Gänsehaut über den Rücken und ich schäme mich mal wieder dieser Vergangenheit, die widerstandslos von meinen Verwandten akzeptiert und in deren Geist fortgelebt wurde.

Abb. 7: Die Familie Schneidler von links nach rechts: Herbert, Doris, Tante Anneliese, Onkel Kurt und Michael

In dem ich zunehmend Bekanntschaft mit der Wirklichkeit machte wurde mir deutlich, dass auch jene Zeiten in Irnberg nur aus der egozentrischen Sicht des Kindes wirklich schön waren. Die Probleme der damaligen Familienmitglieder mit sich selbst und mit anderen waren nicht viel anders als unsere heutigen. Mit dieser Erkenntnis verschwindet zwar nicht der Zauber der Kindheit aber er relativiert sich ein wenig.

Sicher hat jeder Mensch, wenn er älter wird, das Bedürfnis seine Kindheit und Jugend zu verstehen und sie in ihrem Bezug auf die persönliche Gegenwart zu analysieren. Ich habe dies auch schon oft getan, dabei bin ich häufig in romantischen, manchmal auch sentimentalen, Erinnerungen stecken geblieben. Wenn ich ein passenderes Wort als das klischeehafte „unbeschwert" für eben jene Zeit finden würde, wäre ich froh und würde es gerne nutzen. Seinem Kind eine unbeschwerte Kindheit und Jugend zu ermöglichen, ist wohl das Ziel aller Eltern auf dieser Welt. Aber die Unbeschwertheit hatte in meinem Fall auch den Nachteil, dass vieles, was ich hätte wissen müssen einfach unter den Teppich gekehrt wurde; eben um mich nicht unnötig zu beschweren. Erst ein halbes Jahrhundert nach meiner Jugend begann ich wirklich wahrzunehmen, was sich in Deutschland in den Jahren vor meinem Bewusstsein eigentlich ereignet hat. Es gibt keine Erinnerung an Gespräche, auch unter den Erwachsenen nicht, über das Schicksal der europäischen Juden und all die unvorstellbaren Grausamkeiten zwischen denen meine Eltern, Onkeln, Tanten und Großeltern, offensichtlich recht gut gelebt haben. Sicher haben sie gewusst oder geahnt, was um sie herum passierte, aber sie haben es nicht ins Bewusstsein treten lassen, sicher auch um sich selbst nicht unnötig zu belasten. Als die Nachbarn abgeholt wurden und nicht wiederkamen, als jüdische Geschäfte demoliert wurden und als schließlich Land auf und Land ab lange Eisenbahnzüge fuhren, aus deren Viehwaggons Schreie von Menschen in Todesangst drangen, hat man in ganz Deutschland angeblich nichts davon gewusst, auch meine Eltern, Onkeln, Tanten und Großeltern nicht? Diese Lebenslüge verbittert und beschwert mich heute. Vielleicht ist es gut, dass ich sie nicht mehr fragen kann, denn die Erklärungen wären ja doch nur gewesen, dass wir jungen Leute uns gar nicht vorstellen können, wie schwierig die Zeit damals war und, dass man nichts tun konnte, selbst wenn man es gewollt hätte, ohne sein Leben zu riskieren. Die Litanei, durch die die Nutznießer des politischen und menschlichen Verbrechens der Nazis, sich zu exkulpieren versuchen, macht mich wütend, auch wenn es sich um meine engsten Verwandten handelt.

Zu Lebzeiten meines Vaters saß ich einmal bei ihm in seinem kleinen Apartment im „Rupertihof“ in Rottach-Egern, seinem Alterssitz, und meine Tante Annemarie (Tante Mopp) war auch anwesend. Das dahinplätschernde Gespräch kam irgendwie auf die Nazizeit und ich machte eine an sich harmlose Bemerkung derart, dass ich nicht verstünde wieso es damals keine Opposition gab. Ich sah wie in diesem Moment der Kopf meiner Tante rot anschwoll und die Venen sich bis fast zum Bersten füllten und sie begann loszukreischen, was mir denn einfalle mir ein Bild von dem machen zu wollen, was sie und ihre ganze Generation durchgemacht und gelitten hätten. Nur wer es miterlebt hat, habe überhaupt ein Recht darüber zu reden, sagte sie und verabschiedete sich formlos, immer noch wütend, während mein Vater versuchte sie zu beschwichtigen. Ich erinnere mich wie mir der Gedanken kam. „Aha, sie stilisiert sich und ihresgleichen zum eigentlichen Opfer - auch eine Art damit fertig zu werden“. Es war nicht wirklich möglich über die Nazis und deren Gräuel in meiner Verwandschaft zu sprechen. Die Familie Kirsch muss übrigens auf eine mir nicht bekannte Weise in das Nazi-System verwickelt gewesen sein. Sie hatte eine enge Beziehung zur Porzellanmanufaktur Allach in München und diese war ein Betrieb der SS in dem auch Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau Arbeit leisteten, wie ich erst vor kurzem erfahren habe.

Gerhard L. Durlacher, ein Jude und selbst Opfer der Shoah, schrieb im Nachwort seines kleinen, feinsinnigen Büchleins „Ertrinken. Eine Kindheit im Dritten Reich“ (EVA Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1993) folgendes über sein Heimatland Deutschland: “Dies ist kein Land von Blinden, Stummen Tauben. Jeder, der hören wollte, konnte hören. Jeder, der sehen wollte, konnte sehen. Die Reden, in denen heisere Demagogen unseren Untergang verkündeten, tönten seit Januar 1933 aus allen Lautsprechern. Die Maßnahmen zu unserer Isolierung, mit denen sie Tag für Tag ein Stück von unserer Freiheit abschnitten, standen in fetten Lettern in allen Zeitungen. – Unzählige Deutsche ließen sich zur Barbarei verleiten. Unzählige Deutsche, gleichgültig oder vor Angst gelähmt, sahen uns direkt vor ihren Augen ertrinken.“ Was für eine grässliche, kollektive Moral damals herrschte, die nicht die Hand zur Rettung ausstrecken wollte!

Wer war der Alte Mohr? Diese Frage mag an dieser Stelle etwas hilflos klingen, denn ich weiß selbst überhaupt nichts über den Alten Mohr. Aber ich habe ihn gesehen in meiner Jugend. Es mag direkt nach dem Krieg gewesen sein oder vielleicht etwas später. Plötzlich wurde in der Familie davon gesprochen, dass der Alte Mohr wieder da sei. Einmal habe ich ihn dann in München zusammen mit meinen Eltern getroffen und ich erinnere mich an eine schäbige Jammergestalt, die sich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Er schien nur in der Lage zu sein ein paar

unzusammenhängende Worte zu stammeln. Einige Tage später hieß es dann der Alte Mohr sei gestorben, auf der Strasse überfahren. Er muss ein naher Freund der Familie gewesen sein, der entweder in Gefangenschaft geraten war oder in einem KZ gesessen hatte. Letzteres erscheint mir heute wahrscheinlicher, wenn ich über seinen Zustand nachdenke. Was wussten meine Eltern über ihn? Warum wurde nie über ihn in meiner Gegenwart geredet? Ich werde diese Fragen nicht mehr beantwortet bekommen, aber alleine ihre Existenz legt den Verdacht nahe, dass diejenigen, die mich fälschlicherweise nicht belasten wollten, sehr viel mehr gewusst und erlebt haben als sie vor mir zugeben wollten. Damit haben sie mir ein Stück meiner Identität genommen.

Als ich die Erinnerungen der *Henriette von Schirach* (Der Preis der Herrlichkeit; München: Herbig, 1975) las, erstaunte mich ihre Schilderung einer Begegnung mit Hitler auf dessen Berghof, in der sie ihn anklagend auf die Deportation von Juden ansprach. Der Mann muss seine Contenance verloren und sie angeschrien haben, nie mehr dieses Thema zu erwähnen. Danach erfuhr die Autorin, die vorsichtshalber noch am gleichen Tag unverrichteter Dinge wieder abgereist war, dass es ein gefährlicher Tabubruch war, in Hitlers Gegenwart von den geschundenen Juden zu sprechen. Verdrängung der eigenen Schuld auch an allerhöchster Stelle? Ein ganzes Volk hat seinem Führer sogar noch nach dessen unwürdigem Untergang gehuldigt, in Form von Schweigen über seine größten Verbrechen. Wer kann diese Person überhaupt verstehen? *Sebastian Haffner* (Anmerkungen zu Hitler, Kindler, München 2003), den man ja nun wirklich nicht als Nazi-Sympatisanten bezeichnen kann, hat über ihn geschrieben: „Er war einfach eine Figur viel größeren politischen Formats als alle anderen, die nach dem Tode Stresemanns in der Spätphase der Weimarer Republik auf der politischen Bühne standen. Hitler ist immer unterschätzt worden. Es war der größte Fehler seiner Gegner, ihn klein und lächerlich machen zu wollen. Er war nicht klein und lächerlich. Hitler war ein sehr böser Mann. Die großen Männer sind oft böse. Und Hitler war auch, daran lässt sich nicht deuteln, mit all seinen furchtbaren Eigenschaften ein sehr großer Mann, wie sich in der Kühnheit seiner Vision und der Schläue seines Instinkts... immer wieder zeigen sollte“. Es fiel mir schwer diesen Satz abzuschreiben, weil ich nicht wollte, dass sein Sinn wirklich wahr ist. Das aber würde vielleicht bedeuten den Kopf in den Sand zu stecken. Beim späteren Wiederlesen der letzten Zeilen ist mir der furchtbare Gedanke gekommen, dass Hitler, sollte er tatsächlich der Beschreibung *Haffners* entsprochen haben, vielleicht schon sehr früh gewusst hat, dass der Krieg nicht zu gewinnen war und deswegen ganz bewusst den Untergang Deutschlands inszeniert hat. Möglicherweise sah er, dass die Welt nicht durch Revolutionen zu ändern war, sondern nur durch ein ad absurdum-Führen gegenwärtiger gesellschaftlicher

Strömungen. Das mag etwas schräg gedacht, aber immerhin eines „großen Mannes“ im *Hafferschen* Sinne würdig gewesen sein.

Abb. 8: Eines der letzten Bilder von Eduard Hilgard, meinem Großvater. Jahrzehntelang war er mein Vorbild, bis ich von seiner Verstrickung mit dem Nazi-Regime erfuhr.

Mein (ebenfalls „großer”) Großvater, einst ein Vorbild für mich, hat nach außen als Direktor der Allianz-Versicherungsgesellschaft und Präsident der Reichsversicherungskammer die Sache der geschädigten Juden nach der Kristallnacht vertreten. Über seinen Auftritt bei Göring haben nicht nur Historiker augenzwinkernd geschrieben, sondern sogar ein Theaterstück ist daraus geworden. Aber Eduard Hilgard hat nicht die Juden verteidigt, sondern in preußischem Pflichtgefühl lediglich die Glaubwürdigkeit der deutschen Versicherungswirtschaft. Ansonsten war er mit vielen Nazigrößen per Du und hat sich im Schatten Hitlers in Bayreuth unter die Menge gemischt. Als die gespenstische Zeit dann vorbei war, hat er, angeblich ganz erstaunt, erfahren müssen, dass man ihn nicht so einfach „entnazifizieren” wollte. Als einen bürokratischen Irrtum hat er dies abgestempelt. Später, an seinen Geburtstagen, kam die ganze ehemalige Elite der Versicherungswelt in ihren Mercedes-Limousinen nach Irnberg. Heute kann ich mir gut vorstellen, dass dies eine Versammlung von Ewiggestrigen war, die von den großen Zeiten des Dritten Reichs geschwärmt haben. Es klingt mir noch im Ohr, wie mein Onkel Fritz Neumayer, einst Bundesjustizminister, laut von sich gab, dass es immer deutlicher werde, dass Hitler ganz alleine die Schuld für das deutsche Desaster trage. Aus seinem Mund fand ich unbedarfter Jüngling dies damals eigentlich griffig und verständlich, damit war alles erklärt, jedenfalls was ich zu jener Zeit an Erklärungsbedarf hatte war damit gestillt. Welch ein Zynismus hinter dieser Aussage steckte, merkte ich auch erst sehr viel später, als ich erfuhr was das „deutsche Desaster” wirklich war. Warum hat mein Vater damals nicht mit der Faust auf den Tisch geschlagen und diesen Blödsinn seines Onkels vor allen Anwesenden entlarvt? Wahrscheinlich brauchte auch er eine einfache Erklärung und fand sie in der Autorität der Aussage von dem berühmten Onkel. So ging es vermutlich allen. Bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit begnügte man sich mit dem intellektuell einfach zu fassenden und wandte sich im Übrigen der Zukunft zu, dies war ja die große Aufgabe. So bin ich aufgewachsen, verschont von allen Zweifeln an der moralischen und ethischen Integrität von Eltern, Onkeln, Tanten, Großeltern und Deutschland.

Abb. 9: Mein Vater und mein Großvater während des 1. Weltkrieges, in dem mein Großvater in Schützengräben in Belgien lag.

Eigentlich erst im reifen Alter begann ich über diese Zusammenhänge wirklich nachzudenken. Die Begegnung mit

dem amerikanischen Historiker *Gerald Feldman*, der sich im Auftrag der Allianz Versicherungsgesellschaft mit der Geschichte dieses Unternehmens während der Nazizeit befasste (*Gerald D. Feldman:* Die Allianz und die deutsche Versicherungswirtschaft 1933 -1945, Verlag C.H. Beck, München, 2001) machte mir die Rolle, die mein Großvater damals spielte, deutlich. Er war kein einfacher Mitläufer aus Opportunismus, er spielte eine Rolle in der Nazi-Hierarchie, obwohl er, wie mir Feldman versicherte, kein Anhänger der Nazi-Ideologie und schon gar kein Judenhasser war. Ich erinnere mich als ich erstmals Bilder von den Räumen der Hitler-Festung Obersalzberg oder von Görings Carinhall gesehen habe, wie schockierend die Ähnlichkeit der Möbel und des ganzen Einrichtungsstils dieser Häuser mit Irnberg für mich war. Mag sein, dass diese Ästhetik nichts Nazispezifisches darstellte, sondern nur Ausdruck des damaligen Zeitgeistes war, aber es hielt mir doch die unheimliche Nähe meiner eigenen Familie zu den geistigen uns ästhetischen Grundsätzen dieses Regimes vor Augen. Und die wollten alle nichts von den Massenmorden vor ihrer Haustüre an den Juden und anderen Volksgruppen gewusst haben? Ich kann es einfach nicht glauben. Davongeschlichen haben sie sich. Uns, der nachfolgenden Generation, haben sie zwar materielle Güter aber ein totales psychologisches Vakuum hinterlassen. Wir kennen unsere geistige Vergangenheit nicht, weil sich Eltern, Onkeln, Tanten und Großeltern geweigert haben uns darüber aufzuklären. Als Konsequenz daraus müssen wir, soweit das Bedürfnis dazu überhaupt besteht, die Aufklärung selbst in die Hand nehmen. Was ich in Jahren über die Nazizeit gelesen habe, beginnt mich heute zu prägen. Wut, Scham und tiefe Traurigkeit sind die Emotionen, die immer dann aufsteigen, wenn ich Bilder von Uniformierten aus der klassenlosen Nazi-Gesellschaft, oder von den Machthabern jener Tage vor mir sehe, deren Gesichter allzu oft Dummheit, Arroganz und Brutalität ausdrücken. Diese Menschen haben, ohne von mir zu wissen, einen wichtigen Teil meines Lebens versauert. Durch ihre Schuld habe ich meine nationale Identifikationsmöglichkeit verloren. Kleinbürgerliche Mentalität und jede Form von Rassismus mag ich nicht. Mir fehlt sogar völlig das Verständnis für die Familie als Quelle des Glücks. Das ist es, was meine Kinder vermutlich bemängeln. Ich bin im Laufe der Jahre ein jämmerlicher Individualist geworden, weil mir nach den Nazis Solidarität, egal in welcher Verpackung, äußerst suspekt geworden ist. Solidarität wurde bekanntlich von allen Mitbürgern eingefordert, gelegentlich sogar mit Gewalt, und am Ende wurde sie so schrecklich missbraucht.

Kürzlich bekannte ein bekannter Zeitschriftenherausgeber in einer Talk-Show im Fernsehen freimütig, dass auf seinen Titelbildern in regelmäßigen Abständen Adolf Hitler, bzw. mit ihm assoziierte Bilder erscheinen müssten, denn dies sei ein sagenhaftes Marketing-Instrument: jedes Mal steige die Auflage um mehr als 30 %! Hitler und die Nazis als Faszinosum für die

Bürger der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 2013? Dabei läuft es mir eiskalt über den Rücken und trotzdem erscheint es mir als würde ich selbst gelegentlich auch der unheimlichen Faszination der Nazi-Inszenierungen erliegen. Ja, die Nazi-Optik hat etwas sehr Erotisches an sich und dabei spielt auch die im Hintergrund beim Betrachter mitschwingende Erkenntnis bzw. Erwartung der potentiellen Gewalt eine wichtige Rolle. Sadismus und Masochismus sind schließlich ein integraler Bestandteil menschlicher Sexualität. Lust an Schmerzbereitung und Lust an Schmerzempfindung haben etwas mit Macht und Unterwerfung zu tun – zwei staatstragenden Elementen des Nationalsozialismus. Sexuell wirklich erregend sind diese Gefühle natürlich nur dann, wenn man sich ihnen freiwillig unterordnen kann. Der KZ-Häftling wird, und sei er ein noch so bekennender Masochist, keinerlei Lust beim Gequält-Werden durch einen SS-Wärter empfunden haben. Der sadistische SS-Mann dagegen vielleicht schon.

An anderer Stelle habe ich vom Sigmund Freudschen Todestrieb gesprochen, dem auch eine sexuelle Komponente innewohnt. Wie immer man zu dem Begriff des Todestriebes steht, man kommt nicht daran vorbei die provokante Wortwahl des großen Psychoanalytikers zu bewundern. In der Nazi-Welt spielte die ständige Präsenz des Todes eine sehr große Rolle. Der Tod für Führer und Vaterland sollte etwas Lustvolles sein und alle die von dieser Lust gekostet hatten und unter der Erde lagen wurden als „Helden“ verehrt und angebetet. Man denke an die unsäglichen Feiern für die 16 Gefallenen, den sog. „Blutzeugen der Bewegung“ von 1923, die mit lodernden Flammen und der Blutfahne vor der Münchner Feldherrnhalle unter den hysterischen Worten des Führers gefeiert wurden. Nicht nur bei diesem Anlass wurde in Liedern als höchste Erfüllung des Lebens eines Nazis das Sterben für die Fahne zelebriert.

Für Hitler selbst war die Volksgemeinschaft eine Art Sexualobjekt. Wie oft hatte er nicht behauptet, dass er sich niemals mit einer Frau einlassen könne, denn er sei mit seinem Volk verheiratet und ihm gelte seine ganze Aufmerksamkeit. Dass er bei den Inszenierungen seines Propagandaministers Lust empfunden hat, zeigt seine Sprache, die bei manchen Auftritten von einem geradezu orgiastischen Timbre getragen war. Im eigenen Untergang, unter dem Bombenhagel rund um seinen Berliner Bunker, hat er Eva Braun geehelicht und hat sich kurz danach mit ihr im Tode vereinigt. Das war seine Vorstellung von Beischlaf und deutlich mehr als nur ein Symbol! Unzählige seiner Adepten haben es ihm danach gleichgetan. Wie viele der Funktionsträger des Dritten Reichs nach Deutschlands Kapitulation Selbstmord begangen haben, weiß ich nicht, aber es müssen außerordentlich viele gewesen sein.

Die Unterdrückung und Reglementierung der Sexualität unter dem Nazi-Regime zeigt sehr eindrucksvoll die Verschiebung der üblichen, „normalen“ Triebstrukturen in dieser braunen Welt auf. Eros, der Lebenstrieb ist immer progressiv und von seiner Natur her auf Veränderung angelegt, demgegenüber repräsentiert der Tod das „bewahrende“ Element in der Gesellschaft. Die Erhaltung des Regimes hatte oberste Priorität, was die Eliminierung Andersdenkender geradezu zwingend erforderte. Da die Deutschen eine „Herrenrasse“ waren, die sich niemals unterdrücken lassen dürfe, galt der Eliminationsbefehl auch für jene Menschen, die dieser Rasse nicht angehörten. Vielfach wurde der Mord an diesen Menschen mit äußerstem Zynismus zu einem „Gnadenakt“ stilisiert. Hitlers Geliebte, die Volksgemeinschaft, hat, wie Verliebte es meistens tun, alles blind akzeptiert was sich die braunen Politiker und ihre Parteiphilosophen ausgedacht hatten, denn es war ja so erotisch (heute würde man es vielleicht „sexy“ nennen)!

In der psychoanalytischen Wissenschaft wird die Begrifflichkeit des Todestriebes inhaltlich ganz offenbar nicht homogen interpretiert. Neben dem erwähnten traditionellen, bewahrenden Gesichtspunkt gibt es auch Wissenschaftler, die diese Energie mit Aggression und Destruktivität bzw. Zerstörung und Vernichtung gleichsetzen. Egal, denn auch dies würde einen wichtigen Aspekt der Nazi-Gesellschaft beschreiben. Im Gegensatz zur „Todessehnsucht“, die gelegentlich Ausdruck von „Weltschmerz“, ausgelöst durch eine Sinnkrise sein kann, in der das irdische Dasein als sinnlos bewertet wird und von dem man erlöst sein möchte, ist der Todestrieb immer etwas lustbetont Sinnliches das nach Befriedigung verlangt. Wie erwähnt, ist die Nähe zum Eros natürlich gegeben. *Lucino Visconti* hat in seinem großartigen Film „Die Verdammten“ eine, vielleicht etwas pointierte, Parabel gezeichnet: Auf dem visuellen Hintergrund von Nazi-Symbolik und -Gedankenwelt werden inzestuöse und pädophile Triebe hemmungslos ausgelebt. Wenn schon in der Gesellschaft die moralischen Schranken fallen, dann aber bitte auch in der Sexualität! Das klingt als künstlerisches Motiv plausibel.

Das Thema Sexualität im Dritten Reich, über das es ausreichen Literatur gibt (z.B. die Wiener Historikerin Anna *Maria Sigmund:* Das Geschlechtsleben bestimmen wir! – Sexualität im Dritten Reich oder das bereits erwähnte Buch von *Stefan Maiwald* und *Gerd Mischler:* Sexualität unter dem Hakenkreuz.), ist nicht Gegenstand meiner gegenwärtigen Betrachtung. Meist wird von einer sehr restriktiven Haltung des Regimes ausgegangen, aber das, was über das Sexleben der Parteibonzen bekannt geworden ist, spricht eine ganz andere Sprache. An anderer Stelle bin ich schon auf den Einfluss von einer unterdrückten, antiliberalen Sexualerziehung auf mich selbst eingegangen. Vielleicht besteht ja auch da ein Zusammenhang mit meinen bisher geäußerten

Gedanken: Unterdrückung der Sinnlichkeit mag zu einer gesteigerten Empfänglichkeit für sinnliche Reize führen. Das Wollüstige an den mit leuchtend roten Hakenkreuzfahnen geschmückten Straßen, den nächtlichen Fackeln und Lichtdomen, Aufmärschen tausender Uniformierter, schmissiger Blasmusik und theatralischer Ansprachen führte bei sehr vielen, die da mitten drin standen zu einem physischen Schauer, der allzu oft in pseudoreligiöse Ergebenheit dem Regime gegenüber mündete. Wie ich bereits andeutete ist das noch immer so, obwohl wir viele emotionale Manifestationen von damals in unserer heutigen Zeit gerne als „kitschig" abtun würden.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Wissensdurst zur neuen deutschen Geschichte nach 70 Jahren nicht schon längst gesättigt ist. Trotzdem flimmern fast täglich Dokumentationen mit Originalbildern und –filmen in allen deutschen Fernsehprogrammen über die Bildschirme. Mittlerweile kennt das deutsche Volk vermutlich die Nazigrößen besser als die Mitglieder seiner gegenwärtigen Regierung. Unter dem Deckmantel der historischen Aufklärung und Vergangenheitsbewältigung wird ganz öffentlich zum Voyeurismus aufgerufen. Im kollektiven Bewusstsein scheint es als ein heimlicher Tabubruch empfunden zu werden, wenn man bei Betrachtung dieser (eigentlich verbotenen) Bilder Lust empfindet. Der Nazi-Spanner der Gegenwart ist ein Romantiker, er wird nicht durch die Ideologie, sondern ausschließlich durch die besondere Ästhetik des Nationalsozialismus erregt. Diese wurde im Dritten Reich an unzähligen Gelegenheiten während des Kalenderjahres zur Schau getragen, und reichte vom Tag der Machtergreifung über die Reichparteitage bis zum Gedenktag des November-Putsches. Dazu kamen das ganze Jahr hindurch unendlich viele Gedenkfeiern. Die Ästhetisierung erstreckte sich auch auf den Sport, mit der Olympiade 1936 („Fest der Schönheit") als erotischen Höhepunkt, von Leni Riefenstahl meisterlich filmisch in Szene gesetzt. Auch auf die Gestaltung der Uniformen wurde größter Wert gelegt, der schwarze SS-Stil übt bis heute eine ungebrochene, dunkle Faszination (des Bösen) aus. Autobahnen und Stadtarchitektur wurden in den Dienst der nationalsozialistischen Ästhetik gestellt. Hitler selbst hat fast alle der Gebäude entworfen, die der Architekt Albert Speer dann in Pläne und Modelle umgesetzt hat.

Die künstlerische Bewertung der Nazi-Ästhetik war in der auf den Zusammenbruch folgenden Epoche, in der ich groß geworden bin, selbstverständlich geprägt von negativer Kritik: minderwertig, dumm und banal waren dabei die häufigsten Attribute. Thomas Mann hat gar von einem „Primitivierungsprozess" der künstlerischen Entwicklung im Dritten Reich gesprochen. Waren das selbst wiederum banale Schutzbehauptungen um sich von der verhassten Vergangenheit möglichst weit distanzieren zu können? Wie man eine untreue Geliebte verstößt, wollten wir die Erotik

des Dritten Reichs nicht mehr sehen und haben ihre Ästhetik als minderwertig, dumm und banal demonstrativ abgelehnt. Ihr spezifischer, böser Reiz ist aber geblieben.

Nach diesem psychoanalytisch angehauchten Exkurs wieder zum Konkreten: eingangs sprach ich von meinem fehlenden historischen Bewusstsein. In meiner Jugend gab es Ereignisse, die ganz eng mit dem, worüber ich hier bisher ausführlich geschrieben habe, zusammenhingen. Ich meine den RAF-Terrorismus. Ein Angriffspunkt dieser Leute war die in der Bundesrepublik staatlich sanktionierte, latente Toleranz gegenüber der jüngsten deutschen Vergangenheit. In hohen öffentlichen Ämtern saßen völlig unbehelligt ehemalige Nazis, regierten uns oder sprachen Recht über uns. Ich fand dies auch nicht in Ordnung und sympathisierte deshalb im Kopf mit den Terroristen. Nur konnte ich deren Gewalt, die sich in vielen kaltblütigen Morden niederschlug, nicht akzeptieren. Aus diesem Grunde habe ich mehr oder weniger anteilslos den s. g. „Deutschen Herbst" im Jahre 1977 erlebt. Ich habe damals nicht eindeutig Stellung bezogen, eine potentiell sehr gefährliche Haltung!

An einen Oktobermittag, trete ich durch die enge Türe, hinter der ein schwerer Stoffvorhang den Wind und die Kälte abhalten soll. Auf dem Türrahmen sind mit weißer Kreide die Initialen der Heiligen drei Könige geschrieben: K+M+B. Ich bin im Münchner „Bratwurstglöckl" am Dom. Die Luft im Raum ist nicht mehr so voller Zigaretten- oder Zigarrenqualm wie in meiner Erinnerung. Ansonsten hat sich im Lokal nichts geändert: die dunkle Holztäfelung an den Wänden verschluckt das Tageslicht, das zaghaft durch die gelben Butzenscheiben dringt während die schmiedeeisernen Lampen versuchen den Raum zu erhellen. Auf den Tischen finden sich die gleichen, blau-weiß-karierten Tischdecken, die rustikalen Holzstühle sehen so unbequem aus wie ehedem. Zinn- und Steingutgegenstände stehen auf einem Regal, das sich direkt unter der Decke die Wände entlang zieht. Wie kommt man an diese Gegenstände, wenn man sie braucht, denke ich mir. Die Garderobenhaken sind übervoll von Mänteln und Hüten. An den Tischen sitzen die Leute dicht gedrängt und ich höre alle möglichen Sprachen. Ich zwänge mich an die Ecke eines Tisches und bestelle ein großes Helles. Noch immer wird hier das Bier vom Augustiner-Bräu ausgeschenkt. Die Bedienung bringt mir die Speisekarte, darin finde ich ein Photo, vielleicht aus den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts, auf dem die beleibten, jungen Kellnerinnen genauso angezogen sind wie heute. Jetzt sind sie etwas schlanker und sprechen zum Teil mit näselndem, sächsischem Akzent, aber sie tragen die gleichen Biergläser und Zinnteller mit auf Buchenholz gerösteten Bratwürsten durch das Lokal. Neben mir werden diese mit Sauerkraut serviert, auf dem Tisch steht der kleine, blaugraue Napf mit dem Deckel und Holzlöffel in dem sich der

schmackhafte, süße Senf befindet. Dazu der Brotkorb mit den unwiderstehlichen Kümmelwecken. Während mir der Essensduft in die Nase steigt und das süßlich-milde Bier die Kehle hinunterfließt, steigen Erinnerungen auf.

An eisigen Wintertagen traf sich die ganze Familie gelegentlich zum Mittagessen im „Bratwurstglöckl". Beim Eintreten in die dunkle Wirtsstube musste erst einmal der Schnee von den Schuhen durch mehrfaches Aufstampfen entfernt werden. In dieser Zeit hatten die Augen Zeit sich an die schwache Beleuchtung zu gewöhnen. Wie heute, wurden auch damals die Lodenmäntel über die vollen Kleiderhaken gestülpt. Meist fielen dabei einer oder zwei gleich wieder herunter. Nach der Begrüßung durch die bereits anwesenden wurde gefragt wo man denn herkomme, ob man seine Verrichtung mit Erfolg beenden konnte und was man wohl heute essen wolle. Die Tanten waren schick, wie immer, dufteten süßlich nach Chanel No. 5 und hatten glitzernde Klunkern um das Handgelenk montiert. All jene Familienmitglieder, die zu ihren Lebzeiten eigentlich wenig Eindrücke hinterließen sind heute meine kleine, individuelle und idealisierte Bourgeoisie, die ich eigentlich liebe. Das Machen, das Zusammensein, das Interesse für andere Leute, die belanglose, aber intensive Kommunikation, das alles hat sie so liebenswert gemacht. Menschen, die mich in ihre klitzekleine Welt aufgenommen hatten und sich für mich interessierten. Das brachte mir auch Geborgenheit und menschliche Anerkennung.

Erst viel später glaubte ich dagegen rebellieren zu müssen, fand die Leute an ihrer Oberfläche, die sie mir darboten, maßlos blöde und habe mich zurückgezogen. Heute beneide ich sie alle ein wenig. Für sie waren die Schubladen genau definiert in denen sich ihr Leben und das aller anderen Mitbürger abspielte. Schön und häufig auch sehr bequem. Liebe Tante, lieber Onkel, wie habe ich Euer Murano-Glas gehasst, mit dem Ihr sehr viel Geld verdient habt. Es schien mir schon in frühester Jugend das Gegenteil von Geschmack, aber Ihr hattet die Ästhetik der Zeit erfasst. Das Bürgertum der jungen Republik orientierte sich nach Italien und schnörkelige Aschenbecher aus rubinrotem Glas waren der große Schlager in jenen Tagen. Vermutlich weil Ihr so "zeitgemäß" ward hat man Euch in den "Rotary Club Tegernsee" aufgenommen. Natürlich war es schick im anderen Teil der Familie die erfolgreichen Geschäftsleute von oben herab zu betrachten. Was konnte im Grunde schon an Leuten sein, die Nippes importierten und bei uns in Deutschland verkauften? Diese Frage wurde zwar niemals gestellt, aber sie hing - natürlich immer unbeantwortet - im Raum. Ich bin sicher, dass da viel Neid im Spiel war. Die anderen gleichaltrigen Familienmitglieder hatten es zum Beamten, oder ähnlichem in der Wirtschaft, gebracht. Selbst entscheiden, sich für eine Idee, und sei sie noch so abstrus, einsetzen zu müssen, das war nicht gefragt. Man orientierte sich am Geschmack des Großvaters, der als Patriarch wusste wie man die

eigenen und angeheirateten Kinder bei der Stange hält. Schließlich schien er Karriere für die ganze Sippschaft im Voraus gemacht zu haben. Ehrgeiz war deshalb in der Generation meiner Eltern kein Lebenszweck mehr. Da mag vielleicht auch die Enttäuschung durch die gerade vergangene geschichtliche Erfahrung eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben und das Gefühl trotz allem noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein.

Abb. 10: Victor Klemperer, für mich ein wahrer Held in einer sonst leider völlig heldenlosen Zeit. Aufgenommen 1954 (gemeinfrei, Bundesarchiv)

Ich habe sehr viel über die Nazi-Herrschaft in Deutschland gelesen, aber nichts hat mich so bewegt wie die Tagebücher von *Victor Klemperer* („Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten." Tagebücher 1933–1945 (Band I–VIII). Berlin 1995). Ein Dresdener Professor erlebt und beschreibt den langsamen Würgegriff, der sich nach Hitlers Machtergreifung um die Juden legt. Zunächst unmerklich, dann immer gewaltsamer. Bis sie schließlich ihrer Menschenwürde völlig beraubt werden und den Judenstern tragen müssen, also gleichsam Freiwild geworden sind. Das unendliche Leid, das einem Teil der Bevölkerung von den Parteigenossen dieses Unmenschen Hitler zugefügt wurde, kann gar nicht gesühnt werden. Wie Klemperer selbst immer wieder feststellt, war es ein Rückfall in mittelalterliche Verhaltensweisen, der einen großen Teil des deutschen Volkes ergriffen hatte und er fragte mit Recht ob der Nazi-Terror vielleicht der deutschen Mentalität entspricht und daher mehr ist als nur der politische Wille einer machtbesessenen Clique. Der gebildete Professor, der sich selbst als Deutscher fühlte, hatte nur das Kainsmal einer jüdischen Familie, obwohl er selbst Protestant war. Mir kommen die Tränen, und es sind besonders bittere, nämlich solche in denen sich Trauer mit Wut mischen, wenn ich mir die kleinen Vollzugsbeamten in den Amtsstuben vorstelle, in denen der Professor erfahren musste, dass er seine Schreibmaschine und für die deutschen Soldaten in Russland auch die Winterkleidung abliefern sollte. Er und seine „arische" Frau taten alles, nur um nicht Aufsehen zu erregen, was in diesem Willkürstaat Deportation oder Konzentrationslager bedeuten konnte. Ist es verwunderlich, dass diesem Druck viele Menschen nicht standgehalten und es vorgezogen haben sich ihr unlebenswertes Leben zu nehmen? Es war oft die einzige Art wie man seine Würde behalten konnte. Einer der schmerzlichsten Gedanken, die mir beim Lesen dieser Tagebücher gekommen sind ist die zeitliche und geographische Nähe der Handlung zu meinem eigenen Leben. Vielleicht ist meine Mutter, als sie stolz ihren Kinderwagen auf dem Weißen Hirsch in Dresden spazieren fuhr und an den Vater ihres kleinen Sohnes dachte, der im fernen Kreta für Deutschland kämpfte, dem jüdischen Professor begegnet und hat intuitiv weggeschaut, so wie die meisten anderen Menschen. Ich möchte aber fest daran glauben, dass auch sie dies nicht getan hat, sondern eine Träne geweint hat

beim Anblick dieses abgemagerten und verarmt aussehenden Menschen mit dem Judenstern am schäbigen Mantel.

Klemperers haben, als sie zusammen mit anderen Leidensgenossen in verschiedenen „Judenhäusern" leben mussten, viel von den Deportationen und Konzentrationslagern gehört in die Juden aus ganz Europa verfrachtet wurden. Sie wussten auch, dass diese Menschen das nicht überleben würden und hatten unsagbare Angst vor jedem Klingeln an der Haustüre, was Verschleppung und Tod hätte bedeuten können. Was für ein Lebenswille und Optimismus gehörten dazu, sich in solchen Lebenssituationen überhaupt zurechtzufinden! Ich bewundere diese Menschen zu tiefst, sie sind die wahren Helden des 20. Jahrhunderts! Klemperers Tagebücher müssten zur Pflichtlektüre aller Deutschen werden, denn sie würden uns Demut lehren. Seit meinem Besuch in Auschwitz weiß ich, dass wir Deutsche, auch wenn wir selbst nicht persönlich dabei gewesen sind, die Schuld unserer Väter an den Auswüchsen unserer Geschichte nicht verleugnen dürfen. Dabei können wir vielleicht auch mit einem gewissen Stolz an jene „Arier" denken, die Klemperer immer wieder angetroffen hat und die zur Hilfe für die bedrängten Juden bereit waren, selbst unter dem Risiko von der Gestapo entdeckt zu werden. In all der Trostlosigkeit, in der die jüdische Bevölkerung unseres Landes in der Nazizeit gelebt hat, gab es doch immer wieder Lichtblicke in Form von Menschen, die sich nicht dem moralischen Diktat der Politverbrecher unterworfen haben und die aufrichtig ihrem eigenen Gewissen gegenüber waren. Sie haben materielle und - viel wichtiger - erhebliche moralische Hilfe geleistet.

Die unbeschreibliche Angst, die Klemperer und seine Leidensgenossen vor der Gestapo hatten, hat mich veranlasst mich etwas näher mit dieser Organisation zu beschäftigen. In einem Band herausgegeben von *G. Paul* und *K.-M. Mallmann (*Die Gestapo - Mythos und Realität, Heinz Nickel Verlag, Zweibrücken, 1997) wurden die verschiedenen Aspekte der Gestapo von renommierten Historikern zusammengetragen. Es würde sich sicher lohnen auf alles einzugehen, aber eine Tatsache hat mich mehr als alles andere tief erschüttert, und das war die enorme Bereitschaft in der deutschen Bevölkerung zur Denunziation. Dies ist um so schlimmer, als das Anzeigen von Personen immer völlig freiwillig geschah, es gab nirgends Zwang oder Druck auf irgend jemand, seine Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen und Familienangehörigen der Willkür der Geheimen Staatspolizei auszuliefern, und dennoch haben es Abertausende aus niedrigsten Motiven getan. Es ist erschütternd von Historikern zu hören, dass sich das Terrorsystem des Dritten Reichs mehr auf Anzeigen gewöhnlicher Bürger als auf bezahlte Spitzel stützte. Was waren das für Bestien in Menschengestalt und wo sind sie heute? Die „Entzivilisierung", jener Prozess, der die Hemmschwellen zur Gewaltanwendung bei den Staatsorganen

herabsetzte, hatte offenbar auch einen Teil der Bürger erreicht. Als ich einmal im Parkverbot mein Auto abstellen wollte, kam ein fremder Mann und deutete mir mit unverhohlener Aggressivität an, dass er mich, falls ich nicht sofort wegführe, bei der Polizei anzeigen würde. Er hat nur meine Gegenaggression hervorgerufen und ich habe demonstrativ das Auto abgeschlossen und bin mit einem angeekelten Gesichtsausdruck gegangen. War er so einer, der seinen Bruder an die Gestapo verraten hätte? Diese Niederträchtigkeit vieler Menschen stößt mich, neben dem Rassenwahn der Nazis, ganz besonders ab und ich werde traurig, wenn ich mir vorstelle, dass es diese Typen immer noch um mich herum gibt, Gott sei Dank haben sie weniger Gelegenheit sich auszuleben. Klemperer beschreibt, dass in einer ihm bekannten Familie die halbwüchsige Tochter ihren Eltern mit einer Anzeige bei der Gestapo drohte, wenn diese nicht ihre kindlichen Wünsche erfüllten. Eine absurde Geschichte, aber irgendwie typisch für die damaligen Verhältnisse.

Klemperer hat außerdem auf zwei Zusammenhänge hingewiesen, die ich ebenfalls sehr bemerkenswert fand. Das erste ist die deutsche Romantik und das Dritte Reich. Hierbei kann man nur ahnen welche Tragweite diese Verbindung hat. Vordergründig fällt mir dazu natürlich Richard Wagner, und Hitlers Liebe zu seiner Musik und seiner Mystik, ein. Noch im Untergang wird das Schicksal der Deutschen als „Götterdämmerung" inszeniert. Der Führer ist alleine im Bunker der Reichskanzlei und leidet, unverstanden, für sein Volk, während draußen „Defätisten" und kriegmüde Soldaten an Laternenpfählen aufgehängt wurden. Hitlerjugend und Lagerfeuer waren nicht weit von solchen Bildern entfernt, wie überhaupt, manches Ritual in der „Volksgemeinschaft" romantischen Ursprungs ist. Hatte nicht Hitler in seinem Arbeitszimmer eine der vielen Originalversionen von Böcklins „Die Toteninsel" hängen, eines zutiefst romantischen Bildes? Dieser romantische Aspekt macht vielleicht die Akzeptanz der Hitlerei bei den Deutschen etwas verständlicher. Wie ich schon etwas weiter oben geschrieben habe, sind selbst gebildete Professoren und mächtige Industriekapitäne der Faszination, die die von den Äußerlichkeiten des Tausendjährigen Reiches ausgingen, erlegen gewesen. Hier ist die deutsche Volksseele unkontrolliert, oder bewusst manipuliert, aus dem Ruder gelaufen. Dies ist ein schauriger Gedanke aber wert weiter gedacht zu werden, denn möglicherweise führt er zu einer ganz neuen Sicht und Bewertung der Romantik sowie ihrer unseligen Verquickung mit dem Deutschtum. Klemperer schreibt dazu am 17. August 1942 u. a.: „(die Deutschen sind ein) Volk der Träumer und der Pedanten, der verstiegenen Überkonsequenz, der Nebelhaftigkeit und der genauesten Organisation... Der Deutsche fühlt und hat Tiefe." Er selbst bezeichnet sich in den Tagebüchern immer wieder als Deutscher, und sonst nichts. Aber er rechtfertigt dies nicht aus einer rassischen Zugehörigkeit, sondern aus seiner sprachlichen

und kulturellen Verbindung mit Deutschland. Am 28. Januar 1943 hält er in seinem Tagebuch fest: „Sprache enthält das gesamte Geistige. Und das gesamte Geistige ist von der Sprache nicht zu trennen. Logos ist das Wort, und Logos ist das Denken, und das Denken ist gewollte Tat. Bei Gott ist Sprechen, Denken, Tun eins. Im Anfang war das Wort."

Der zweite Zusammenhang, auf den Klemperer hinwies, ist die Nähe von Nationalsozialismus und Zionismus. Er, der beide Richtungen ablehnte schrieb am 9. Dezember 1941: „Hitler ist der bedeutendste Förderer des Zionismus, Hitler hat buchstäblich das „Volk der Juden", dass „Weltjudentum", *den* Juden geschaffen." Am 25. Juni 1942 fügte er nach der Lektüre von Herzls „Zionistischen Schriften" hinzu: „Es sind die Gedankengänge, manchmal geradezu die Worte, es ist der Fanatismus Hitlers". Da Herzl und der Zionismus längst vor den Nazis aufgetreten waren, ist eigentlich nur vorstellbar, dass sich Hitler dort, unter umgekehrten Vorzeichen seine Vorbilder gesucht hat, wenn es denn überhaupt so eine Verbindung gab. Die Historiker werden den Wahrheitsgehalt dieser möglichen Zusammenhänge eines Tages zu überprüfen haben. Wenn man an die Methoden des heutigen Israel denkt, wie mit den Palästinensern umgegangen wird, drängen sich solche Vergleiche vielleicht auf, nur dürfen sie nicht benannt werden, denn sie werden als „Antisemitismus" interpretiert. Als ich in Birkenau die Gruppe jüdischer Schüler mit wehenden israelischen Fahnen die „Rampe" entlanglaufen sah, war mir sofort klar, dass das Hitlerreich mit seinen Auswüchsen wie Auschwitz zur heutigen Identifikation von Israel gehörte. Dies zu denken ist sicher keine Absurdität, wie auch *Henryk M. Broder,* israelischer Jude, in seinem Pamphlet „Vergesst Auschwitz!" (Albrecht Knaus Verlag, 2012) bestätigt.

Mir fällt eine deutliche Diskrepanz in Klemperers späterem Lebensweg auf. Er, der ein glühender Verfechter der Freiheit war, arrangiert sich mit dem diktatorischen Staat des neuen, sozialistischen Deutschland. Er schrieb einmal sinngemäß, dass die Diktatur des Proletariats der westlichen Gesellschaft vorzuziehen sei, denn sie sei das kleinere Übel und nur ein vorübergehender Zustand. Möglicherweise hat ihm an der neu entstandenen DDR ihr viel konsequenterer Antifaschismus imponiert, während er in der Bundesrepublik eine geistige Fortsetzung der Naziherrschaft sah. Im Westen wolle er nicht leben, hat er mehr als einmal gesagt. Dabei war er sich der Unterdrückung durch die Sozialistische Einheitspartei völlig bewusst, hat sie aber defätistisch hingenommen und darauf hingewiesen, dass seine politische Einstellung eigentlich liberal war. Lag sein Verweilen vielleicht auch daran, dass man ihm im Osten seine Posten wiedergegeben und ihn mit Ehrungen überhäuft hatte? Vanitas vanitatum et omnia vanitas. Während sich im Westen niemand um ihn kümmerte oder er wegen seiner

Zugehörigkeit zur Humboldt-Universität sogar geschmäht wurde. Ihm war klar, dass der Sozialismus langfristig siegen musste, ja, er schloss um dieses Ziel zu erreichen sogar einen deutschen Bürgerkrieg nicht aus. Eines ist sicher, Klemperer war kein einfacher Opportunist, die Gründe für sein Handeln lagen immer tief verwurzelt in seiner Persönlichkeit und so ist es sicher auch bei der Wahl seiner Zugehörigkeit zu einem der beiden deutschen Staaten gewesen.

Klemperers Idealismus mag eine starke Triebfeder gewesen sein. Am 13. August 1961, mehr als ein Jahr nach seinem Tod, wurde die Berliner Mauer gebaut. Dieses „Bollwerk des Friedens" hätte er sicher nicht gutgeheißen und schon alleine wegen seiner lächerlichen Bezeichnung, einem typischen Produkt des „Vierten Reichs", abgelehnt. Unabhängig von seinem späteren Werdegang bleiben seine Tagebücher ein faszinierendes und lehrreiches Zeitdokument, von dessen romanhafter Spannung ich gepackt war.

In diesem Zusammenhang ist es mir ein Herzensbedürfnis einen großen Exil-Deutschen während des Dritten Reiches zu erwähnen: *Klaus Mann*. Er hatte nicht nur einen sehr scharfen Geist, der die ganze Verwerflichkeit der Nazi-Diktatur bereits früh erkannte und die schlimmen Konsequenzen für die ganze Welt vorausgeahnt hatte, er war auch –ganz anders als Victor Klemperer - ein Weltbürger, der sich in den Intellektuellen Kreisen zwischen New York, London und -solange noch möglich- Paris zuhause fühlte. Er war die Generation meines Vaters und auf ihn und seinesgleichen können wir heute mit Fug und Recht stolz sein, und ich bin es. Wusste mein Vater von Klaus Mann? Hat er je etwas von ihm gelesen und konnte er seine Gedankengänge nachvollziehen? Ich wüsste all diese Dinge gerne um zu verstehen in welcher Geisteswelt ich groß geworden bin. Gesprochen haben wir ja in der Familie darüber nie. Wie ich schon vielfach ausgeführt habe bin ich, was die jüngste Vergangenheit betrifft, völlig geschichtslos aufgewachsen. Auschwitz und alles was damit zusammenhängt, bzw. was dazu geführt hat, musste ich mir selbst erarbeiten und bin noch immer dabei. *Klaus Mann* (wie auch seine Schwester *Erika Mann*) haben einen wichtigen Anteil daran. Wesentlich mehr als sein Vater *Thomas Mann,* mit seinem großbürgerlichen Gehabe, hat mich der Antifaschismus von Klaus und Erika fasziniert!

Das Thema Romantik in der Nazizeit bringt mich mit beinahe zwingender Logik zu *Richard Wagner*. Es sind Jahrzehnte her als ich in einer meiner trostlosen Dienstnächte auf meinem Arbeitszimmer im Ulmer Krankenhaus aus lauter innerlicher Leere und Hoffnung., dass die Zeit bis zum nächsten Morgen möglichst schell vergehe, das Radio anmachte. Wie immer hörte ich zunächst überhaupt nicht hin. Es war Musik und das genügte mir als Hintergrundsgeräusch um die Tageszeitung zu lesen und

mich dabei zu entspannen. Es schien als würde diese Nacht ruhig und ich wollte mich deshalb früh hinlegen. Am nächsten Tag hatte ich mir ein großes Programm im Labor vorgenommen. Unvermittelt hielt ich in meiner profanen Lektüre inne, irgend etwas an dieser Musik, die ich zunächst kaum wahrnahm, war anders. Ganz anders als ich es je vorher wahrgenommen hatte. Es waren Klänge voll Farbe und Sehnsucht, Klänge die mir langsam den Rücken hochkrochen und Gänsehaut hinterließen. Ich ließ die Zeitung fallen, erhöhte die Lautstärke des Radios und ließ mich von den Tönen und Akkorden hinreißen. Kurze Zeit später wurde ich durch die Ansagerin aus meinem Traum gerissen. Als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt gab sie mit neutraler Stimme bekannt, dass die Berliner Philharmoniker gerade das Vorspiel zu Tristan und Isolde unter der Leitung von Herbert von Karajan gespielt haben. Dann wurde das nächste Stück angesagt aber ich hörte nicht mehr zu. Wie ein Blitzschlag traf es mich. Ich hatte zum allerersten Mal in meinem Leben Musik von Richard Wagner wirklich wahrgenommen und konnte meinen inneren Aufruhr überhaupt nicht verstehen.

Wie oft hatte ich in den Jahren, in denen ich die klassische Musik für mich entdeckte, meine Eltern nach Wagner gefragt. Immer spürte ich tiefe Ablehnung. Allein der Name Wagner schien ihnen Unbehagen zu verursachen und ich erinnere mich der immer wieder geäußerten Bemerkungen, dass Wagner nichts für mich sei und, dass ich dies vielleicht einmal viel später werde verstehen können. Es habe etwas mit den Nazis und deren Gräueltaten zu tun. Als ich dann Igor Strawinskys Lebenserinnerungen las und abermals auf eine rigoros ablehnende Haltung Wagner gegenüber stieß, ließ ich von meinen Fragen los und überließ diesen Komponisten der Gleichgültigkeit. Ich habe nicht mehr nachgefragt, der große, hochverehrte Strawinsky hatte eine befriedigende Antwort gegeben, die ich auch als meine Meinung vertreten konnte. So kam es, dass Wagner nie wirklich in mein musikalisches Bewusstsein eintrat. Er und seine Musik waren anrüchig und - gemäß meiner Eltern - auch in höchstem Masse uninteressant. Deswegen brauchte ich mich nicht aktiv um sie zu bemühen. Bis auf den Tag als aus dem Radio die Ouvertüre zu Tristan mein wohlgeordnetes und gesittetes Musikverständnis völlig durcheinanderbrachte.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Es waren reine Ideologie und Weltanschauung, die meine Eltern von Wagner trennten. Vermutlich hatten sie seine Musik überhaut nie richtig gehört. Vorurteile gegenüber einem großen Künstler verhinderte ihnen den Zugang zu seinem Werk. In meiner Vorstellung konnte es ja gar nicht sein, dass jemand der zwei Generationen vor Hitler und seinem Nazi-Volk gelebt hat, irgendeine Verantwortung für das was danach passierte trug. Und so kam es wie es kommen musste. Aus schierer Opposition gegen meine Eltern, die ganz offensichtlich das musikalische Genie Richard Wagners im Nebel

ihrer vorgefassten Meinungen nicht erkennen konnten oder wollten, begann ich mich mit diesem Mann und seiner Musik zu beschäftigen. Es wurde ein immer innigeres Verhältnis. Ich las über die Hintergründe der Musik und über Wagners Verständnis vom Gesamtkunstwerk. Ich kaufte mir Schallplatten von Tristan und Isolde, dem Fliegenden Holländer, dem Ring der Nibelungen und Parsifal. Wo immer sich eine Gelegenheit bot Wagners Opern auf der Bühne zu sehen nahm ich sie wahr. In München, Wien und schließlich auch einmal in Bayreuth ließ ich mich von der Welt der Allegorien und der romantischen großen Melodien bezaubern. Wagner war eigentlich ganz einfach und vordergründig. Ich brauchte nur seiner Musik zuzuhören und dann hatte ich schon alles verstanden. Große Gefühle wie die Ehre und die Liebe, sowie die Faszination des Außerirdischen in dem die Götter unseres erotischen Verlangens Gestalt annahmen, machten diese Opern so begehrlich. Ich begann Wagners Musik im wahrsten Sinne des Wortes zu lieben, sie war eine Offenbarung meiner eigenen Sinnlichkeit. In dieser Gefühlslage habe ich Wagner lange genießen können. Seine Biographie kümmerte mich nicht und ich wusste auch, dass sie hinter seinem Werk immer bedeutungslos bleiben würde.

Diese wunderbar emotionale Begegnung mit einem Künstler erfuhr einen ihrer Höhepunkte als ich vor etwa zehn Jahren nach Bayreuth pilgern und die großartige Inszenierung des Lohengrins von Werner Herzog sehen durfte. Ich hatte völlig verstanden, dass die Liebe keine Vergangenheit braucht und dass Fragen an die Herkunft des Geliebten die Liebe bereits kompromittieren. Das Plätschern der Schelde im Hintergrund des Duetts von Ortrud und Telramund und das Liebesnest von Elsa und dem Titelhelden hinterließen den Eindruck, als könne es keine intensivere Darstellung und Musik zum Thema Liebe geben. Jahrelang habe ich mir dieses romantische Erlebnis als Rechtfertigung der Kunst überhaupt vor Augen gehalten. Wie schon gesagt, der gefühlsmäßige Zugang zu Wagner und seinen Opern bedurfte eigentlich keiner weiteren Hintergrundsinformation. Dennoch passierte es, dass ich in den Weihnachtferien das Buch "Wer nicht mit dem Wolf heult" von *Gottfried Wagner*, einem Urenkel von Richard Wagner las (Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997). Außerordentlich kritisch setzte sich dieser Mann meines Alters mit der Rolle, die die Familie Wagner im Dritten Reich spielte, auseinander. Zwar hatte ich Syberbergs Film über Winifred Wagner schon längst gesehen und als "Kuriosität" abgetan, aber was ich in diesem Buch las übertraf alles was ich mir vorstellen konnte. Die Familie Wagner als Vollstrecker der Nazi-Ideologie, als kulturelles Alibi einer Schreckensherrschaft. Hitler betätschelte die Kinder, die später "Neu-Bayreuth" gründen sollten, schenkte ihnen Autos und gab ihnen Privilegien. Als das Schreckensregime vorbei war haben sie sich zu keinem Zeitpunkt von ihrer und ihrer Familie Vergangenheit wirklich distanziert. Wieland und Wolfgang, die

Enkel des Komponisten, Lieblinge des "Führers" und Nachkriegsherren von Bayreuth, haben zusammen mit ihrer völlig uneinsichtigen Mutter, die Bayreuther Festspiele wieder restauriert. Zur Einweihung von "Neu"-Bayreuth spielte man im Festspieltheater wie seinerzeit zu Hitlers Machtergreifung Beethovens neunte Symphonie.

Ich konnte dies alles nicht glauben und las andere Bücher. Aber je intensiver ich mich mit dem Thema beschäftigte, desto furchtbarer wurden die Erkenntnisse. Nicht nur die Nazi-verblendeten Nachfahren luden unsägliche Schuld auf sich, auch der Komponist war alles andere als ein biederer Musiker. Als überzeugter Antisemit war er Wegbereiter des absurden Völkermordes, der den Deutschen Freiheit bringen sollte. Diese Zusammenhänge sind von Joachim Köhler in seinem vielleicht etwas sehr tendenziösen Buch "Wagners Hitler" (Karl Blessing Verlag, München 1997) dargestellt. Er beschreibt darin, wie Wagner zum geistigen Vorbild des Diktators wurde. Hitler griff den Antisemitismus Wagners auf und interpretierte – u. a. mit der Hilfe des Philosophen Houston Stewart Chamberlain - die Schriften, einschließlich der Opernlibretti des Komponisten, als Auftrag für ihn selbst. Der Kernpunkt war die Vernichtung der Nibelungen, der Juden. Dies alles klingt aberwitzig. Wagner scheint häufiger von einer "großen Lösung" im Zusammenhang mit dem sog. „Judenproblem" gesprochen zu haben. Dass dies für Hitler ein Ansporn war sich eine Lösung zu erdenken, die er dann "Endlösung" nannte, mag wohl sein; ich kann aber nicht glauben, dass Wagner selbst in seinen wildesten Phantasien sich hätte vorstellen können, dass eine Aktion wie die Shoah auf deutschem Boden stattfinden würde. So wie sich kaum jemand auf der Welt dies vorstellen konnte und alle Anzeichen für die böse Tat nicht ernst genommen wurden - weil sie eben jenseits menschlicher Vorstellungskraft lagen. Was mir nicht ganz klar ist, ist die Frage inwieweit Wagner ein Kind seiner Zeit war und letztlich nur (!) den generellen Antisemitismus des 19. Jahrhunderts verkörperte, vielleicht allerdings in einer ganz besonderen Weise. Eine Mitschuld an den Nazi-Verbrechen trifft aber in hohem Maße auf die Nachfahren im Haus Wahnfried zu. Es mag sogar sein, dass ohne die aktive Unterstützung der unseligen Wagners Hitler niemals dahin gekommen wäre wo er schließlich war. Sie haben ihn gefördert, materiell und intellektuell. Der abstruse Engländer, dessen Philosophie zu einer geistigen Grundlage des Nationalsozialismus wurde, war schließlich ein Schwiegersohn Richard Wagners und tiefer Bewunderer des jungen Hitler. Vermutlich war es sogar er, der dem ehemaligen Kunstmaler seine Berufung suggerierte. Die ganze Familie Wagner stand hinter ihm und identifizierte sich vollständig mit Chamberlains rassistischen Weltverbesserungstheorien. Dass dazu auch die endgültige Erledigung der Judenfrage gehörte, ist aus dieser abartigen Sicht eigentlich nicht sehr verwunderlich.

Das Problem Wagner stellt sich mir daher doppelt. Auf der einen Seite steht Richard der teilweise schöngeistige Antisemit, dessen Schriften sich gerade im Lichte der jüngsten deutschen Vergangenheit wie eine wahnwitzige Vorwegnahme der Zukunft lesen, der aber nur geschrieben hat. Auf der anderen Seite Bayreuth mit seinem Wagner-Kult, der mehr als nur ein Wegbereiter für eines der größten Verbrechen der europäischen Zivilisation wurde. Dieses letztere kann man eben nicht, wie *Wieland* und *Wolfgang Wagner*, die Nachkriegshausherren in Bayreuth, glaubten, einfach mit modernen Bühneninszenierungen übergehen. "Neu-Bayreuth" hätte mehr sein müssen als ein neues Bühnenkonzept. Endlich habe ich auch zu tiefst verstanden, was meine Eltern mit ihrer Ablehnung Wagners meinten. Was mich einst zur Opposition trieb macht mich heute sogar ein wenig stolz. Vater und Mutter hatten den Spuk des großen Führers erkannt, oder zumindest geahnt und sie lehnten die künstlerischen und rassistischen Ideen des Wiener Postkartenmalers aus tiefem Herzen intuitiv ab.

Es war schon fast eine Ironie des Schicksals, dass ich im Spätherbst 1999 das oben erwähnte Buch von Gottfried Wagner in die Hand bekam und, nachdem ich es gelesen hatte, im darauffolgenden Januar erneut eine Kartenzusage für die Festspiele in Bayreuth bekam. Seit über zehn Jahren hatte ich mich regelmäßig beworben, jedes Mal bekam ich eine Absage. Ausgerechnet in jenem Jahr, in dem ich für mich die Entscheidung hätte treffen können, den Gedanken an Bayreuth endgültig aufzugeben habe ich Karten für die "Meistersinger", "Lohengrin" und "Parsifal" bekommen. Selbstverständlich bin ich hingefahren. Sicher zum letzten Mal. Jetzt war ich gut präpariert und konnte versuchen meine eigene Kritik zu formulieren. Gleichzeitig wollte ich auch genießen, denn die Musik ist und bleibt das freundliche Gesicht des Januskopfes Richard Wagner.

Abends, nach der Vorstellung, saß ich im Hotel und schrieb meine Eindrücke nieder. Ich weiß nicht mehr wo dieses Schriftstück abgeblieben ist. Vielleicht habe ich sie auf der Rückfahrt von Bayreuth nach Nürnberg im Zug liegen lassen. Es ist auch nicht wichtig, denn diese Aufzeichnungen bestätigten eigentlich nur was ich schon längst wusste: auf das Spektakel Bayreuth, am Hügel rund um das Festspielhaus, mit Champagner, Abendkleidern und starken Parfüms konnte ich leicht verzichten. Auf die Musik, weiß Gott, nicht. Zum ersten Mal die Meistersinger, wegen ihres enormen Pomps und ihrer äußerlichen Nähe zu den Reichsparteitagen für mich eher eine wenig attraktive Oper (dieses Pauschalurteil sehe ich eigentlich schon etwas differenzierter). Dann der „Lohengrin". Oh, wie liebe ich diese Oper! Für mich ist sie die tönerne Vollendung der deutschen Romantik. Und schließlich der schwer verständliche Parsifal. Ein abgehobenes Meisterwerk. Alles in allem: die Begegnung mit den Schattenseiten des Komponisten haben die

Sinne geschärft, aber sie haben die Begeisterung für seine Musik nicht geschmälert. Ich freue mich auf die vielen Vorstellungen, die ich hoffentlich noch sehen werde, aber nicht in Bayreuth. Am Rande sei noch eine kurze Begegnung an diesem „heiligen" Ort, der Villa Wahnfried, erwähnt: der Pianist *Stefan Mickisch*. Er spielte auf Wagners Steinwayflügel Transkriptionen für das Klavier von verschiedenen Opernstücken. So ähnlich mag es geklungen haben als Wagner selbst seine Kompositionen zum ersten Mal hörte. Und wieder war es ein romantisches Stück bei dem mir Tränen der Begeisterung kamen und ein schicksalhaft kalter Schauer den Rücken hinunterlief: Isoldes Liebestod. Eine musikalische Allegorie der Erlösung von sexuellem Zwang.

Ich habe noch vieles über Wagner und die Problematik seiner Nähe zum Dritten Reich gelesen. Langsam begann ich zu verstehen, dass dieses Thema auch heute noch ganz aus der Emotionalität des jeweiligen Autors lebt. So spricht zum Beispiel aus dem Buch von *Dieter David Scholz* „Ein deutsches Missverständnis - Richard Wagner zwischen Barrikade und Walhalla" (Parthas Verlag, Berlin 1997) die große Liebe zur Musik. Es hat den Anschein, dass der Verfasser seine Argumente so auswählt und anordnet, dass sich Wagners Unschuld an den späteren Ereignissen in Bayreuth fast zwangsläufig ergibt. Dies ist sympathisch, weil ich es auch glauben will. Ob es allerdings den historischen Tatsachen wirklich entspricht, muss offenbleiben. Jedenfalls kann man nach der Lektüre des Buches von *Brigitte Hamann* - immerhin eine Historikerin - ernsthafte Zweifel daran haben (Winifred Wagner oder Hitlers Bayreuth, Piper Verlag, München 2002). Es ist ja durchaus wahrscheinlich, dass die geschichtliche Wahrheit auch tatsächlich völlig bedeutungslos für das Erlebnis der Musik ist. Richard Wagner hatte eine sehr komplexe Psyche. Er konnte sich selbst und die Welt ironisch sehen und gelegentlich darüber auch aus vollem Herzen lachen.

Weniger schöngeistig und überhaupt nicht lustig, sondern brutal und für das Naziregime typisch liest sich die Biographie des *Josef Blösche*. (Heribert Schwan, Helgard Heindrichs: Der SS-Mann. Leben und Sterben eines Mörders. Knaur, München 2003) Bis vor kurzem kannte ich diesen Namen überhaupt nicht. Es ist auch kein Namen den man sich unbedingt merken muss. Dieser Josef Blösche war ein SS-Mann mit einer ganz gewöhnlichen, bürgerlichen Biographie. Als er zu den Nazis stieß und in die SS aufgenommen wurde, änderte sich sein Leben. Er wurde zu einem der brutalsten Mörder und Schlächter im Warschauer Ghetto. Seine Grausamkeiten spotten jeder Beschreibung. Als der Krieg schließlich zu Ende war, tauchte Blösche in der damaligen DDR unter und lebte unter seinem Namen wieder ein gesellschaftlich akzeptables Leben. Er liebte seine Frau und Kinder, die natürlich nichts von seiner Vergangenheit wussten, ja nicht einmal ahnten. Eines Tages, zwanzig Jahre nach Kriegsende, wurde er aus seinem sozialen Elfenbeinturm gerissen und vor

Gericht gestellt. Die Geschichten, die 1969 während des Prozesses zur Sprache kamen waren so haarsträubend, dass nur die Todesstrafe als gerechte Sühne in Frage kam. Schließlich endete das Leben dieses Mannes, wie viele Leben seiner Opfer, durch einen Genickschuss. Das Buch in dem die ganze Geschichte sorgfältig dokumentiert ist, ist ein erschütterndes Psychogramm eines Naziverbrechers, wie er ganz offenbar in großer Vielzahl existiert hat. Jene kleinen Schergen, die urplötzlich Macht über andere Personen bekommen haben und in dieser Situation ihre ganze gesellschaftliche Frustration und ihr Minderwertigkeitsgefühl an den von ihnen abhängigen abreagieren können, stellen das eigentlich Beängstigende an der zwölfjährigen Geschichte der Hitlerei dar. Beängstigend deswegen, weil diese Typen vermutlich heute noch genauso existieren wie damals. Sie sind prima vista überhaupt nicht zu erkennen. Angepasst und in Frieden mit allen Nachbarn, tragen sie das Potential zum Mörder in sich. Ich bin einem von ihnen sicher schon viele duzend Male begegnet.

Die Lektüre des genannten Buches hat mir die fürchterliche Ähnlichkeit der Shoah mit den Hexenverfolgungen früherer Zeiten deutlich gezeigt. Natürlich hat die Dimension des Tötens früher nicht das Niveau des 20. Jahrhunderts erreicht, dennoch sind die Ähnlichkeiten verblüffend und regen zum Nachdenken an. Die Historiker rechnen heute mit etwa 20.000 verurteilten und getöteten Hexen. Diese Zahl war früher einmal wesentlich höher angesetzt worden: es sollten Millionen gewesen sein. Die Millionen, die der Shoah des Dritten Reichs zum Opfer gefallen sind, sind leider unstrittig. Juden- und Hexenwahn sind in der mittelalterlichen Geschichte eng miteinander verbunden und folgen einander häufig in ihrer zeitlichen Abfolge. Der Vergleich beider Phänomene zeigt sehr deutlich, dass es sich tatsächlich bei den Anschuldigungen, die man gegenüber beiden Gruppen vorbrachte um echte Wahnvorstellungen gehandelt haben muss. Wie wir heute wissen, und einige aufgeklärte Bürger auch schon damals genau wussten, gibt es Hexen überhaupt nicht. Ihre Verbindung mit dem Teufel beruht auf reiner Phantasie. Klerikale Scharfmacher haben die Menschen zum sehen und glauben dieser Trugbilder gebracht, nicht anders während der Judenverfolgungen. Brunnenvergiftung und Ritualmorde an Kindern entsprangen ebenso der pathologischen Vorstellungswelt von weltlichen oder religiösen Demagogen wie die rhetorisch exaltierten Vorwürfe der Nazis an das Weltjudentum. Nicht nur Josef Blösche hat daran geglaubt, sondern vor und nach ihm unzählige Menschen. Als sich die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen mit der Wahl Hitlers zum Reichskanzler grundlegend veränderten, sahen die potentiellen Mörder darin einen Freibrief zum aktiven Ausleben ihrer Mordgelüste und die politische Führung hat dies sogar als Beweis für die Treue Ihrer Untertanen angesehen. Blösche hat mehrere Auszeichnungen von seinen Vorgesetzten bekommen für sein

vorbildliches Verhalten im Umgang mit den Bewohnern des Warschauer Ghettos!

Die geschichtliche Figur des Josef Blösche hat eine gewisse Gemeinsamkeit mit der Romanfigur des Max Schulz bzw. Itzig Finkelstein im „Nazi und der Frisör" von *Edgar Hilsenrath*. (Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2006). Der KZ-Massenmörder Max Schulz entzieht sich der Verfolgung durch die Flucht ins „feindliche Lager". Er wird nach Ende des Regimes zum Juden in der Person seines von ihm selbst im KZ ermordeten Jugendfreundes Itzig Finkelstein. Josef Blösche, dessen verabscheuungswürdige Taten in nichts denen der Romanfigur nachstehen, flüchtet in das kleinbürgerliche Leben der DDR. Die Unerhörtheit der Verwandlung des Max Schulz schützt ihn vor der Verfolgung, denn selbst, wenn er sein Schicksal tatsachengetreu gegenüber Freunden offenlegt wird ihm verständlicherweise nicht geglaubt. Anders Blösche: er ist nicht Protagonist eines skurrilen Romans, sondern die traurige Gestalt einer alpträumerischen Wirklichkeit und er wird, Gott sei Dank, letzten Endes erwischt und verurteilt. Schulz diskutiert im Roman die Todesstrafe für sich selbst mit einem emeritierten Rechtsanwalt, der versichert hat, dass er Schulz, wenn er seiner habhaft werden würde, zur gleichen Strafe verurteilen würde. Die Ermordeten haben nichts mehr von seinem Tod, also kann er auch freigesprochen werden. Meinen Schulz und der Anwalt hat kein Argument dagegen zu halten. Das geht im wirklichen Leben natürlich nicht und der Genickschuss, der Blösches Leben beendet, wird - abgesehen von den grundsätzlichen Einwänden gegen die Todesstrafe - als ziemlich gerecht empfunden.

Das Dritte Reich und sein temporärer Erfolg hat sehr deutlich gezeigt, dass das Böse auf der Welt, trotz aller Religionen, weiter mitregiert. Wie ich noch ausführen werde, glaube ich an den ständigen Dualismus von gut und böse als beherrschendes Prinzip der Menschen. Eines unserer Lebensziele muss daher auf die Unterdrückung des Bösen gerichtet sein. Diese Energie möglichst zu trainieren und stark werden zu lassen, sollte der Sinn und Zweck einer jeden Erziehung des Menschen sein. Blösches wird es immer und überall auf der Welt geben, wir dürfen ihnen aber keine Macht in die Hand geben, damit sie nicht zu Protagonisten des Bösen werden. Wie wunderbar rührend ist die Überlieferung des französischen Generals Wimpffen, der einst mit den Deutschen die Kapitulationsbedingungen nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 aushandeln sollte. Als der preußische König *Wilhelm* den geschlagenen *Napoleon III* traf und ihm die Hand reichte, soll er Tränen in den Augen gehabt haben. Hat Hitler etwa jemals eine Träne für seine unzähligen, grausam gequälten Opfer vergossen? Die Antwort ist natürlich nein und genau dies war das Furchtbare an diesem Regime: zwar gab es haufenweise romantische Gefühlsduseleien aber zu keiner Zeit

eine echte Regung des Mitgefühls mit den Millionen, die in ganz Europa unter den Nazis gelitten und den Tod gefunden haben.

Die vielen, von mir bisher geäußerten Gedanken zur Nazizeit sind selbstverständlich nicht der Weisheit letzter Schluss, aber die thematische Leere, in der sich ein Teil meiner Seele befindet, will gefüllt werden. Da es von außen niemand mehr tun kann, musste ich es selbst machen. Ich hatte mich daher entschlossen an den Ort des größten Naziterrors zu fahren, nach Auschwitz. Die Monate davor habe ich viel darüber gelesen, was dort passiert ist und trotz aller emotionaler Schilderungen, die mich oft genug zum verzweifelten Weinen gebracht haben, konnte ich mir die Dimensionen dieser Grausamkeiten nicht vorstellen. Ich hoffte darauf, dass ich an einem Ort des Geschehens, wo noch etwas von dem unendlichen Leid der Opfer schwingt, Einsicht bekommen würde. Einsicht, die ich brauchte um mich wieder zurück in mein Schneckenhaus ziehen und Frieden mit meiner Umgebung schließen zu können. Diese Reise musste ich auch ganz alleine unternehmen, denn was ich hier erfahren wollte, sollte ein Stück Selbstfindung und -entdeckung sein um mit dem sehr belastenden Aspekt meiner Kindheit ins Reine zu kommen. Ich fuhr von Frankfurt aus mit der Bahn dorthin, wie unendlich viele arme Menschen viele Jahrzehnte vor mir. So lesen sich meine Notizen von der Reise nach Auschwitz:

Silbrig-milchig beginnt der Tag. Die Konturen der Landschaft heben sich schwarz und gespenstisch von Himmel ab. Ich bin im Zug nach Auschwitz. Vor sechs Jahrzehnten haben sie auf dieser Strecke tagelang zusammengepfercht in Viehwaggons gestanden. Diejenigen, die Glück hatten und durch einen Spalt ins Freie sehen konnten, haben die gleiche Landschaft an sich vorbeiziehen gesehen. Im Gegensatz zu mir wussten sie nicht wohin die Reise ging und was ihr nächstes Schicksal war. Nur ein Menschenalter liegt zwischen den beiden Reisen. Damals war das monotone Rattern der Räder Teil eines unvorstellbaren Verbrechens, das Menschen an Menschen begangen. Heute blicken die Reisenden gelangweilt durch die Panoramafenster des klimatisierten Wagens, schlürfen einen heißen Kaffee und regen sich darüber auf, dass der Zug bereits sieben Minuten Verspätung hat.

Abb. 11: Dem Horror ins Auge sehen um wirklich zu erfühlen was an diesem Ort geschehen ist – das war das Ziel meiner Reise nach Auschwitz (Einfahrt ins Lager Birkenau direkt nach seiner Befreiung, gemeinfrei Bundesarchiv)

Warum habe ich diese Reise angetreten? Ist es womöglich eine romantisierende Pilgerfahrt zu vergangenen Schrecken, die mir im Grunde meine heutige, privilegierte Position vor Augen führen soll? Oder werde ich mit dem sicheren Abstand der Zeit auf die Gräuel der Vätergeneration schauen und mir selbstzufrieden auf die Brust klopfen, dass ich keine Schuld habe? Ich glaube, es ist nichts von dem. Nach all der Lektüre der vergangenen Monate

über den organisierten Völkermord der Nazis war es mir zu einem dringenden Bedürfnis geworden mit meinen eigenen Füßen auf dem Boden zu stehen, auf dem millionenfach bittere Tränen der Trauer und Verzweiflung von unschuldigen Menschen geweint wurden. Es ist der späte Wunsch Solidarität zu zeigen, mit denen, deren unsägliches Leid mir heute ein unbeschwertes Leben in Freiheit und Frieden ermöglicht. Auch Dankbarkeit an die vielen Unbekannten, die ihr Leben im Kampf gegen die Barbarei eines von meinen Landsleuten errichteten, wahnsinnigen Systems gelassen haben, denn sie sind die wahren Helden des 20. Jahrhunderts.

Fünf Stunden in Auschwitz und Birkenau liegen hinter mir. Immer wieder standen mir die Tränen in den Augen als ich auf den Schauplätzen der Grausamkeiten stand oder mich auf einem Stein niederließ. Gaskammern und Krematorien im „Wäldchen", die „Sauna", Galgen und Mauern an denen Gefangene erschossen wurden und das scheinbar unendliche Wirrwarr des Stacheldrahtes, der abends unter Strom gesetzt wurde, verschlugen mir den Atem. Ich hatte gehofft, dass der Anblick der Todesfabriken einen Abschluss meiner Beschäftigung mit diesem Komplex der Nazi-Geschichte bilden könnte, aber ich spürte, dass eher das Gegenteil eintreten wird. Zu aufwühlend ist das Erlebnis und zu groß die Wut auf die Mörder in ihren Wachtürmen, als dass ich dies je vergessen könnte. Hier gibt es nichts zu verstehen, hier gibt es nur ein starkes Gefühl des Hasses auf diejenigen, deren Gehirne sich das ausgedacht haben. Damit zu leben muss ich noch lernen, das ist die neue Herausforderung.

Als ich in Birkenau entlang der „Rampe" gehend das Lager verlassen wollte, kam auf den Bahnschienen eine Gruppe junger Israelis entlanggelaufen und einzelne von ihnen entfalteten weiß-blaue, israelische Fahnen, die im Winde zu flattern begannen. Plötzlich wusste ich, dass vielleicht auch Auschwitz einen Sinn hatte. Hier sind ihre Väter und Großväter gestorben um der Welt zu zeigen, dass kein Volk ohne eine Heimat leben kann. Wir Deutsche von heute, die schuldlos an den Vorkommnissen sind, aber dennoch Verantwortung dafür tragen, sollten all unsere Kräfte mobilisieren und unseren Einfluss geltend machen, dass sich das Land der Juden in Frieden und Freiheit entfalten kann. Das sind wir den Jungen und Mädchen auf den Bahnschienen und ihren ermordeten Vorfahren schuldig. Selbstverständlich muss sich auch Israel im Nahen Osten an den Kodex für das Zusammenleben der Völker halten, aber es ist nicht Sache der Deutschen darüber mit erhobenem Zeigefinger zu wachen.

Mittlerweile sind ein paar Wochen vergangen und die Intensität, mit der ich das Schicksal der Häftlinge von Auschwitz erlebt hatte, verschwindet langsam. Zurück bleibt ein irgendwie merkwürdig schales Gefühl. In meinem Kopf ist etwas geblieben, was mich an einen banalen Themenpark erinnert, der mehr zum

nervenkitzelnden Gruseln der Besucher dient, denn der Erinnerung an die Gräueltaten, die an dieser Stelle begangen wurden. Dies trifft ganz besonders auf das Stammlager zu, über dessen Eingangstor sich das zynische „Arbeit macht frei" in beinahe kunstvollem Design, schön restauriert, schwingt. Ich wage dies, angesichts dessen was hier passiert ist, gar nicht richtig zu denken und es fällt mir noch schwerer es niederzuschreiben: Die „Puppenstubenatmosphäre", die heute hier herrscht, ist ganz sicher nicht mehr authentisch. In Birkenau, wo die Zeit auch schon mehr zerstört hat, lief mir öfter die Gänsehaut über den Rücken und Tränen schossen in die Augen. Man muss die etwas banale „Puppenstube" Auschwitz verzeihen. Haben nicht selbst die das Lager überlebenden Schriftsteller dieses Bild gelegentlich vermittelt? *Wieslaw Kielar* und *Tadeusz Borowski*, das sind die beiden, deren Bücher ich kürzlich gelesen habe, haben immer wieder von der anheimelnden Atmosphäre gesprochen, die in manchen Momenten aufkam, wenn die Lagerinsassen etwas zu feiern hatten, z.B. wenn jemand einen Braten oder eine Flasche Schnaps ergattert hatte. Ja sogar mancher SS-Mann entpuppte sich dann als akzeptabler Kumpane. So absurd dies angesichts des schrecklichen Terrors erscheint, vermutlich ist es ein Teil des Verdrängungsprozesses, den die armen, gequälten Menschen adaptiert hatten um überhaupt überleben zu können, bzw. den Willen dazu nicht zu verlieren. Uns heutigen Betrachtern von Auschwitz geht es doch ganz genauso. Wir begreifen die unsäglichen Gräuel einfach nicht und daher müssen wir das Geschehen in eine Dimension rücken, die uns emotional zugänglich ist. So mag die allzumenschliche Darstellung des Unmenschlichen im Lager zustande gekommen sein. Das müssen wir verstehen, wenn wir wollen, dass die Erinnerung an Auschwitz im kollektiven Bewusstsein fortlebt.

Soweit meine Aufzeichnungen, die ich während und kurz nach der Reise nach Auschwitz gemacht haben. Jahre später habe ich begonnen ernsthaft zu fragen, ob es überhaupt sinnvoll ist, diese Stätten des Grauens um jeden Preis vor dem langsamen Verfall zu schützen. Sie sind schließlich Friedhöfe von Millionen unschuldiger Menschen und ich denke, dass diese dort ungestört in Frieden ruhen sollten. Wer den inneren Drang verspürt an diese Stelle zu kommen, kommt auch wenn kein Empfangspavillon, kein Restaurant und kein Büchershop vorhanden sind. Vielleicht wäre er dann sogar konzentrierter bei den Toten, eben wie auf einem Friedhof. Menschen meines Alters haben wahrscheinlich häufiger noch einen Bezug zu Auschwitz und dem Konzentrationslager, das in meinem Geburtsjahr gegründet wurde. Schon für die nächste Generation ist es nur noch Geschichte und es ist absehbar, dass in nicht allzu weiter Ferne das alles eine historische Reminiszenz sein wird. Da die Menschheit noch nie aus der Geschichte gelernt hat, macht es auch nichts, wenn eines Tages Gras und Bäume über das Areal von Auschwitz gewachsen sind. Die Erinnerung an Auschwitz

wird den Menschen leider auch in Zukunft nicht davon abhalten seine Artgenossen mit Zynismus und Grausamkeit zu foltern oder umzubringen. Die Geschehnisse in den amerikanischen Lagern im Irak, in Guantánamo und in Afghanistan legen diese Annahme leider nahe.

An dieser Stelle drängt sich mir die Frage auf für wen schreibe ich das alles eigentlich alles auf? Vermutlich in erster Linie für meine spanische Frau, für meine Kinder und für meine Enkelkinder. Sie möchten vielleicht eines Tages wissen wer ihr Mann, ihr Vater bzw. ihr Großvater war und wessen Geistes Kind er gewesen ist. Vielleicht bedauern sie ihn ja ein wenig, dass er Probleme hatte, von deren Existenz sie keine Ahnung hatten und sich auch nicht vorstellen konnten, dass sie jemanden so bewegten. Ich glaube, dass meine Schwierigkeiten mit der Vergangenheit, das Dilemma meiner ganzen Generation darstellen. Wie manche Texte dieser „Selbstvernehmungen" zeigen, beschäftigt mich die Nazizeit eigentlich konstant und Gedanken dazu fließen an vielen Stellen meiner Texte ein.

Dem etwas schäbigen und moralisch zweifelhaftem Bild, welches die deutsche Familie Hilgard während der Zeit des Dritten Reiches abgegeben hat, steht eine leuchtende, weil politisch wirklich aufgeklärte, Familie Hilgard in den Vereinigten Staaten gegenüber. Aus tiefer Bewunderung für jenen Zweig meiner Pfälzer Verwandtschaft, die unter der geistigen Führerschaft von *Theodor Erasmus Hilgard* im 19. Jahrhundert dem kleinbürgerlichen, „präfaschistischen" Mief und den gesellschaftlichen Zwängen ihrer Heimat entflohen und nach Amerika ausgewandert ist, habe ich ein kleines Büchlein geschrieben („Träume haben kein Recht auf Erfüllung", 2012). Darin bin ich auch auf meine vielen Freunde und Bekannte eingegangen, die Amerika aus was für Gründen auch immer, ablehnen. Ich glaube, dass dumpfer Antiamerikanismus nicht nur höchst unintelligent ist, sondern sich allzu oft in gefährliche Nähe politischer Gewalttäter begibt. Auch die Nazis waren – wie hätte es anders sein können? - selbstverständlich in dieser antiamerikanischen Ecke zu finden. Ich gebe unumwunden zu, dass ich schon in meiner Kindheit ein heißer Verehrer Amerikas war. Es waren die GIs in Garmisch-Partenkirchen, die mir die erste Banane meines Lebens gaben und mir grandiosen Eiscreme mit Vanillegeschmack aus ihrem Casino mitbrachten. Sie haben mich als Kind ernst genommen. Diese scheinbar banalen Dinge der Kindheit vergesse ich nicht, sie haben auch alle intellektuelle Kritik überlebt und heute, als alter, und vielleicht etwas weiserer Mann fahre ich am liebsten nach Amerika. Dort fühle ich mich wohl und spüre etwas von dem Geist, der dieses Land großgemacht hat: Solidarität unter den Bürgern, die mich, den Gast aus einem fernen Land, einschließt. Dieses großartige Gefühl habe ich z. B. in meiner zweiten Heimat Spanien nicht. Obwohl ich mich, sicher aus ganz anderen Gründen dort sehr wohl fühle, ist im Kontakt mit den Spaniern

immer dieses „Ausländersein" da, vielleicht auch weil ich die Sprache nicht ganz so fließend beherrsche. Man nimmt mich zwar ernst, gibt mir aber zu spüren, dass ich anders bin und vieles nicht verstehen kann. Manch einfacher Bauer spricht deshalb sogar lauter mit mir, eben damit ich ihn besser verstehe.

Unser Verständnis der Vereinigten Staaten von Amerika wird vielfach dadurch erschwert, dass wir unterschwellig annehmen, die Menschen jenseits des Atlantiks müssten uns Europäern in ihrer Mentalität und Geisteshaltung mehr oder weniger sehr ähnlich sein. Schließlich stammen sie großenteils aus Europa und können demnach nicht so verschieden von uns sein. Aber mit dieser, beinahe logischen aber dennoch völlig irrigen, Annahme begehen wir einen Fehler, der uns Amerika weiter verschließt und nicht öffnet. Den Arabern, den Indern, den Japanern, aber auch den Holländern, Engländern und Franzosen gestehen wir eine nationale Eigenart zu, die sich aus der spezifischen Geschichte des jeweiligen Landes ergibt. Und dies soll in Amerika nicht der Fall sein? Nur weil die Vorfahren dieser Menschen vor weniger als dreihundert Jahren aus dem Schwarzwald, aus Neapel oder dem schottischen Hochland kamen? Wir haben in Deutschland kürzlich erst erfahren wie schnell sich Menschen verändern können, wenn sie unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen leben. Dabei waren 40 Jahre Deutsche Demokratische Republik nun wirklich keine lange Zeit gemessen an den üblichen historischen Zeitläufen. Kein Wunder, dass dreihundert Jahre Geschichte die Menschen der unabhängigen Vereinigten Staaten so entscheidend geprägt haben, und dass wir nicht mehr viel von unserem Erbe darin finden. Gegenüber Amerika sollten wir ein wenig Bescheidenheit walten lassen. Dieses Volk hat Großartiges erreicht und wir können froh sein, dass es zu der einzigen ernstzunehmenden Hegemonialmacht auf der globalisierten Welt geworden ist. Wie sähen unsere Zukunftsperspektiven wohl aus, wenn andere Großmächte den Ton in der kulturellen, politischen oder wirtschaftlichen Welt angäben?

Der deutsche Philosoph und Publizist *Peter Sloterdijk*, dessen Buch „Kritik der zynischen Vernunft" zu den meistverkauften philosophischen Büchern des 20. Jahrhunderts zählt, hat einmal im Fernsehen gefragt: „Was ist der Grund für den empirischen Antiamerikanismus Europas?" und darauf selbst geantwortet: „Es gibt in Europa nach wie vor einen Hass auf das glückliche Bewusstsein. Die ganze Hegelsche Linke in Europa ist eine Linke, die aus der Liebe zum unglücklichen Bewusstsein konstituiert ist und da ist der Amerikaner sozusagen unser Gegner, nach meiner Meinung aber auch unser Verbündeter und Therapeut." Aus meiner ganz persönlichen Sicht eine gute und annehmbare Definition der Ambivalenz im europäisch-amerikanischen Verhältnis.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel sah, wenn ich es richtig interpretiere, den modernen Menschen durch sein "unglückliches Bewusstsein" geprägt. Er meinte damit, dass dem reflektierenden Menschen die Fähigkeit abhandengekommen sei, das Dasein als ungeteilte Einheit zu erleben und zu genießen. Nachfolgende Philosophen haben dieses Phänomen häufiger als „Entfremdung" empfunden und beschrieben. Zwischen Ideal und Wirklichkeit klaffen Welten. Die Realität produziert ein "entzweites" Bewusstsein, das die Sehnsucht nach einer heilen Welt zwar kennt, aber sich diese im Widerspruch zur eigenen Existenz nur als etwas Ungreifbares vorstellen kann. Immerhin bringt dieses "unglückliche Bewusstsein" das Begehren hervor, an der Verbesserung der Welt zu arbeiten - oder wenigstens an sich selbst zu arbeiten, um die Folgen der unglücklichen Entzweiung des Bewusstseins möglichst zu minimieren. Genau dies taten, bewusst oder unbewusst, die Pioniere der Vereinigten Staaten. Nicht umsonst wurde in unserem Lande die Sehnsucht nach der heilen, sprich „unentzweiten", Welt als realitätsfremd bzw. utopisch bezeichnet. Gerade die politisch eher linksstehenden Gruppen ironisierten den Begriff der „heilen Welt" und behafteten ihn mit einer negativen Bedeutung, da er in ihren Augen töricht, weil völlig unerfüllbar, war. Eine unentzweite, einheitliche und harmonische Welt habe ich erstmals als 36-jähriger Mann auf meiner Wanderung in das Tessin erlebt über die ich nachfolgend berichten will.

Die Wanderung

Den Text der Beschreibung meiner Wanderung habe ich teilweise bereits in dem kleinen Büchlein „Der Weg zu mir“ im Jahr 2000 veröffentlicht. Damals hatte Frau *Fleischauer*, die mich bei der Textgestaltung beriet, eine sehr starke Kürzung des Textes empfohlen. Jetzt habe ich die alte, ursprüngliche Version wieder ausgegraben und nach entsprechender Konvertierung der Schriftzeichen im Computer festgestellt, dass auch diese durchaus reizvoll und vielleicht lesenswert ist. Sie reflektiert noch deutlicher meine damalige Geistesverfassung und Emotionalität. Daher gebe ich hier unverändert den kompletten Originalschriftsatz, mit den Worten von damals wieder:

Wenn mich jemand fragte was ich, ungeachtet meiner Begabung, wohl sein möchte, würde ich ohne zu zögern antworten: "Landschaftsmaler". Immer wieder faszinieren mich großartige, vom Menschen mitgestaltete Landschaften mehr als alles andere. Der gelbe Tempel, der über dem Jang-tse-Fluß residiert, ist von ebensolcher Schönheit wie die Ufer des Ostsees. Wie das geschwungene Tempeldach laden die Stege und Brücken über Lotusblüten zum malen ein. Das zart Rosaviolett der Blüten und die unendlichen Schattierungen von grün sind ein Farbenrausch.

Für mich spiegelt sich in der Landschaft die Schöpfung in ihrer reinsten Form wider. Ich nehme an, dass jede Landschaft irgendwann einmal einen besonderen Reiz besessen hat, aber vermutlich ist es die Dramaturgie, die einem bestimmten Gelände innewohnt und es zum Erlebnis macht.

Abb. 12: Herrmann Hesse war vermutlich der einflussreichste Schriftsteller in meinem Leben. Er hat mich zum Nachdenken über mich selbst und meine Umgebung angeregt, wovon dieses Buch an vielen Stellen Zeugnis ablegt (Foto: Wickipedia, gemeinfrei)

Bewegtes Wasser, die weichen Konturen einer Berglandschaft im Hintergrund und das gleißende Sonnenlicht machen den Ort an dem man dies erleben kann zu einem Hort der Sinnenfreude. Landschaft kann aber auch angsterregend dramatisch sein, wenn ein Sturm aufkommt oder die Gewitterwolken über dem flimmernden Boden hängen. In der Landschaft spiegeln sich die Gefühle und Empfindungen der Menschen und aus ihr kann er Kraft holen. Es ist *Hermann Hesse*, der hier aus mir spricht, und nichts bewundere ich mehr an ihm als die Fähigkeit seine Umgebung in Erzählungen, Lyrik und im Aquarell festzuhalten. Landschaft kann auch zur Bühne werden in die sich das menschliche Leben hineinprojiziert. Landschaft ist wie das Bett unseres Lebens, in ihr träumen wir oder sitzen aufrecht und hellwach vor Angst. Landschaft ist Heimat und Fremde zugleich. Landschaft regt immer die Phantasie an.

Landschaft war auch ein wesentlicher Inhalt meiner Wanderung, übrigens der einzigen größeren, die ich je gemacht habe. Damals habe ich vielleicht ein wenig davon verstanden was Berge, Täler, Wiesen und Wälder uns zu erzählen haben. In der Landschaft habe ich meine eigene Freiheit gesucht, die ich glaubte in komplizierten zwischenmenschlichen Beziehungen verloren zu haben. Die Wanderung durch das herbstliche Tessin im Jahre 1976 war ein Höhepunkt meines Lebens, denn sie hat dazu beigetragen, dass ich begann in mich selbst hineinzuschauen und meine Sehnsüchte wirklich kennen zu lernen. So wie die Beine und der Rücken nach einem langen Wandertag schmerzten, schmerzte die Seele nach der Besinnung auf das Ich. Aber auch Rausch war da, die Herbstfarben und die kristallklare Luft des Südens eröffnete meinem Herzen eine neue Dimension. Beinahe jeden Abend habe ich Aufzeichnungen von meinen Erlebnissen des Tages gemacht und daraus ist eine Dokumentation der Verwandlung geworden, die mich auch viele Jahrzehnte später noch berührt. Das große Vorbild jener Tage war *Hermann Hesse*. In seinen kurzen Essays, die sich mit ein paar Gedichten und kleinen Aquarellen zu einem wundervollen Büchlein mit dem Titel "Wanderung" zusammenfügten, huldigte er der Selbstverwirklichung. Es ist das Ich, das aus den Bäumen und der Sommerwiese spricht; Farben und Stimmungen entspringen der Seele des Menschen, und projizieren sich in den ständigen Wechsel der Natur. An Regentagen hat der Teufel in die Suppe

gespuckt, dagegen droht das Herz an einem sonnendurchfluteten Nachmittag vor Glück zu zerspringen. Ich bin es immer, der die Suppe ungenießbar macht und ebenso bin ich es, der sich glücklich fühlt. Aller Katzenjammer und alle Freude haben ihren Ursprung in mir selbst. Dies war eine der Botschaften der "Wanderung" die ich wirklich gut verstand und so zog ich auf den Spuren des Meisters aus um ein wenig von dem zu erfahren von dem er so eindringlich sprach.

Aufzeichnungen von Oktoberwochen im Süden 1976. Der erste Wandertag neigt sich seinem Ende entgegen, das erste Aquarell ist auf den Skizzenblock gepinselt und viele Gedanken sind gekommen und wieder gegangen. Ein kleines, grau eingebundenes Büchlein soll mich in den nächsten Tagen begleiten und einmal Zeugnis von meiner Wanderung ablegen. Schon viele Monate vor dem Abreisetag packte mich das Reisefieber und allein der Gedanke an die bevorstehende Wanderung versetzte mich in Aufregung. Ich hatte mir einen olivgrünen, italienischen Militärrucksack und ein paar ausrangierte Knobelbecher aus Bundeswehrbeständen gekauft. Vermutlich hatte ich unsägliches Vertrauen in die Belastbarkeit militärischer Ausrüstung. Was für die strapaziösen Märsche der Soldaten gut war musste auch gut für mich und meine Wanderung sein.

Als es dann soweit war, war mir gar nicht bewusst, dass jener Zeitpunkt gekommen war an dem der langgehegte Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Jetzt, 36 Stunden später, sitze ich in einem Fremdenzimmer in Sedun. Vier Stunden Fußmarsch liegen hinter mir und ich fühle mich nur müde. Die Füße sind schwer und morgen ist weit. Unten ist ein Restaurant, dort werde ich nachher hingehen, etwas essen und dann schlafen. Es gab viele Augenblicke heute in denen ich meinen gewichtigen Armeerucksack verfluchte und mir eigentlich nicht mehr klar war warum ich dies alles freiwillig tat. Aber eine Stimme in mir sprach ständig anders, ich wusste, dass ich es schaffen würde und ich spürte auf eine geheimnisvolle Art die Notwendigkeit dieser Wanderung. Es werden noch viele Tage kommen an denen ich am liebsten umdrehen oder in den nächsten Schnellzug einsteigen möchte, doch es wird mich auch dann wieder etwas davon abhalten, denn eine Gewissheit sagt mir, dass erst die satte Bequemlichkeit überwunden werden muss, bevor ich den Zustand erreiche, in dem mir die Berührung der Erde mit meinen Füßen das Gefühl der Freiheit vermittelt. Ich verstehe die Mönche im verzwickten Lotussitz und die Fakire auf ihren Nagelbrettern!

Gestern Abend fing es nach Einbruch der Dunkelheit an zu regnen und heute Morgen lag Neuschnee bis weit in die Täler herunter. Die Natur hatte sich in ein jungfräulich weißes Kleid gehüllt und lud dazu ein mit ihr Bekanntschaft zu machen. Ich verspürte tatsächlich so etwas wie Wanderlust und ohne mich

lange aufzuhalten marschierte ich los. Nachdem ich zwei Stunden wegen eines Kartenfehlers über Weiden zwischen Kuh- und Schafherden umhergeirrt bin ohne meinem Ziel irgendwie näher gekommen zu sein, erfasste mich Unruhe. Später allerdings, nach stundenlangem Marsch ohne einen Menschen oder ein Haustier zu sehen, bekam ich Angst. Es war die Angst vor der Einsamkeit, vor dem Ausgeliefertsein und vor der Ohnmacht eine Entscheidung treffen zu können.

Mitten in Schneefeldern auf holprigen Wegen, die steil zur Passhöhe ansteigen, war das aufgeschreckte Davonflattern eines Vogels wie die Botschaft des großen Unbekannten. Drohend zogen Wolkenschwaden um Berggipfel und vereinzelte Schneeflocken kündigten den blauen Frost an. Am Rande der Erschöpfung sahen meine Augen Lohengrins Schwan in fahles Licht gehüllt aus der eisigen Kälte auftauchen. Wie großartig war dieses Bild! Aber es waren nicht Glück und Verheißung die es ausstrahlte sondern Angst und Endzeit. Die letzten Schritte bis zur Passhöhe konnte ich nur noch mechanisch stapfen, ich weiß nicht mehr wie viel Zeit ich dafür brauchte. Oben angekommen erkannte ich das Ziel des Tages: der tiefblaue See, den ich bereits auf der Karte ausgemacht hatte, lag zum Greifen nahe. Nun wusste ich wieder wie schön der Weg, den ich zurückgelegt hatte, eigentlich war. Die Suppe und der Käse in der kleinen Kneipe schmeckten gut und voll Freude wartete ich auf die Eisenbahn, die mich ins Tal herunterbringen sollte. Morgen werde ich eine Pause einlegen. Es ist als liefe ein Motor in mir: zur gewohnten Stunde hatte ich meinen Rucksack auf dem Rücken und nichts konnte mich mehr halten die Schritte in Richtung Gotthard zu lenken. Was ein Pausentag werden sollte wurde, wurde ein langer, schöner Wandertag. Der Weg zum Gotthardpass war nicht sonderlich anstrengend aber von unvergleichlicher Schönheit. Der ständige Kontakt mit alten und neuen Wanderwegen, die ihre Geschichten bereitwillig erzählten, ließ niemals das Gefühl der Einsamkeit aufkommen. Mir begegneten mittelalterliche Reiter, ursener Kaufleute, Pilger in phantastischen Kutten zu Fuß und zu Pferde. Auf den Resten alter, gepflasterter Saumpfade spürte ich wie groß der Trieb der Menschen zum Reisen sein muss.

Das gemächlich aufsteigende Tal der Gotthardreuss ist wahrhaftig ein historischer Schauplatz. Die westliche Talseite wird von der neuen Straße beherrscht, auf ihr jagen Autos und Lastzüge in rastloser Hast hinauf; sie wissen nichts von all der Großartigkeit, die direkt neben ihnen liegt. Zeitweise trifft der Wanderweg auf die alte Strasse, die verlassen und verfallen, die Zeugin der ersten Tage des Automobilverkehrs ist. Hier sehe ich kochende Autos am Wegrand stehen, noble Herrschaften, die auf dem Wege zum Ferienort verzweifelt versuchen ihren Chauffeur zur Weiterfahrt zu animieren. Es vermittelt ein wenig Wehmut auf diesem leeren Kopfsteinpflaster zu laufen. Einst schien es für die Ewigkeit gebaut und so wirkt es heute noch. Aber die Ewigkeit hat sich

neue Wege gesucht und sie führen abseits entlang. So ist es sicher mit allen alten Wegen gewesen: eines Tages brauchte man sie nicht mehr und sie verfielen. Die Wanderer der Neuzeit erfüllen sie wieder mit Leben und die alten Steine beginnen zu sprechen als freuten sie sich, dass sie doch noch nicht ganz alt und nutzlos geworden sind. Der Wanderer versteht ihre Sprache und weiß: Vergänglichkeit ist oft nur ein Trugbild.

An einem Tag wie heute beginnt sich zögernd der innere Krampf zu lösen. Die südliche Sonne und der prächtige Herbst gehen direkt ins Herz. Wie sonderbar, dass in vielen Dichtungen diese Jahreszeit symbolhaft für das nahe Ende gehalten wird. Steckt doch hinter all dem Gold der Natur nicht nur Verkleidung, die die Freude der Wiedergeburt in sich birgt? Heute herrschte die Sonne, in verschwenderisches Licht getaucht atmete die Natur Leben. Der Herbst ist die große Verheißung. Zwei Schmetterlinge, die ihr zartes blau und gelb im Sonnenstrahl leuchten lassen, wissen um das Geheimnis. Die herbstliche Wärme hat ihr Wesen durchtränkt und ihr Dasein findet seine Berechtigung in der Gegenwart. Leben ist so unendlich viel mehr als der Ablauf von Stunden. Die Zeit erscheint völlig bedeutungslos, wenn wir Lebensinhalte verstehen wollen. Wer wollte die Zeit wirklich messen, die wir auf den bevorstehenden Sonnenuntergang warten? Diese Minuten können ein ganzes Leben sein; unzählige Dinge passieren rund um uns und die Wahrnehmung davon mischt sich mit unserer eigenen Ungeduld das Unabwendbare endlich vollendet zu sehen. Die Zeit in diesen Minuten ist spannungsreich und voll Erwartung; sie scheint im wahrsten Sinne des Wortes stillzustehen. Doch plötzlich, unvorhersehbar, läuft sie in größter Verschwendung ab. Nichts scheint mehr fassbar zu sein, die Schatten sind am verkehrten Platz. Ein Aufleuchten. Und dann ist Stille. Stille zum Schlaf, die Energie ist erschöpft, die große Pause beginnt.

Leben ist ein wunderbarer Zauber. Der Künstler versucht diesen Zauber sichtbar oder hörbar zu machen aber irgendwie bleibt dies immer nur eine Nachahmung der Wirklichkeit. Mir scheint als sei die Kunst eine Erfindung der Stadtmenschen. Sie brauchen sie, weil sie auf Umwegen dorthin führt wo die Augen verlernt haben zu sehen. Der Zauber des Lebens ist immer auch der nie vergängliche Zauber der Kindheit. Noch im hohen Alter ist es vermutlich der Gedanke an die rauschenden Wälder rings um das heimatliche Dorf der uns Trost und Heimat vermittelt.

Der vierte Tag meiner Wanderung hat mir das Gefühl für meine Schuhe gegeben. Die Einsamkeit ist fort und trotzdem: wie gerne würde ich den heutigen Tag mit einem Menschen geteilt haben. Immer wieder wollte ich mich mitteilen obwohl ich weiß, dass im Grunde nur ich ganz alleine die ganze Schönheit dieser Stunden mit meinem subjektiven Empfinden aufgenommen habe und dass diese Empfindung objektiv kaum teilbar mit einer anderen Person

ist. Trotzdem glaube ich, dass diese Kommunikation möglich ist aber nur auf den Wellen einer sich gegenseitig tragenden Empfindung. Diese kann nur die Liebe sein. Gedanken an den Morgenlandfahrer und die Legende vom geheimen Bund steigen in meinem Bewusstsein auf. Die Zauberflöte in der herrlichen Version von Ingmar Bergman, gewinnt plötzlich eine zentrale Bedeutung. Schikaneder, Mozart und Hesse. Drei Zauberer, die die Blicke auf die Kraft der Liebe gelenkt haben.

Das Erlebnis der Nähe zur Natur wird von Tag zu Tag stärker. In der einzigartigen Landschaft der Bergwelt des Levantinatales eröffnete sich mir die Erotik der Natur: In der Stille sprechen die Berge, ihr Rauschen artikuliert sich zur immer verständlichen Sprache des Daseins. Die Wärme des sonnendurchglühten Steines überträgt sich auf mich bei leichter Berührung. Ich spüre den Puls des Lebens. Um mich ist Einsamkeit, ich bin alleine und empfinde die unendliche Lust meine Liebe dieser wunderbaren Erde darzubringen. Ich entkleide mich, schamhaft wie vor einer Braut in der Hochzeitsnacht. Zärtlich streichelt der laue Wind meine nackte Haut. Ich bin alleine mit meiner Geliebten und der Boden ruft mir zu: „leg' Dich auf mich, lass' mich deinen Körper spüren". Ich lege mich in meiner Nacktheit hin und spüre, dass ich ein Teil der Bergwelt werde. Überall ist lustvolle Berührung. Ich habe mir Reste des ersten Schnees auf die Brust und den Bauch gelegt. Das kühle Schmelzwasser schmiegt sich an mich und rinnt wie die Finger der Geliebten an meinem Körper hinunter. Ich bin erregt von dem würzigen Atem und der Nähe der Erde. Ich spüre den Kuss und die Umarmung der Natur. Meine Hand verschafft mir schließlich den endgültigen Genuss: In engster Nähe zur Geliebten ergießt sich mein Samen in den Schoß der Erde. Meine Muskeln entspannen sich, ich lege mich zurück und meine Augen blicken hinauf in das unendliche Blau des Himmels. Ich bin zufrieden, habe geliebt und meine Leidenschaft verschenkt. Dafür hat mir meine Geliebte alles Glück dieser Welt geschenkt und mir ins Ohr geflüstert: „Nimm mich, vergeude mich und schenk Deine Liebe weiter". Ich habe den Überfluss der Natur gespürt, ihre Quelle schien unerschöpflich und ich wusste plötzlich, dass nur ich es sein kann der eines Tages versiegen wird.

Gestern Abend, beim Nostrano, traf ich einen Freund. Einen Volksschullehrer aus Bern, mit Rudolf Steiner und Hermann Hesse vertraut. Wir sprachen vom Leben, von uns, von unseren Wünschen und unseren Sorgen. Wir verstanden uns. Es war die gleiche Sprache und die gleiche Erfahrung die uns verband. Vieles kennen wir nicht von einander und werden es nie mehr kennen lernen, aber unsere Begegnung war wohltuend. Es ist schön zu wissen, dass es Menschen wie ihn gibt: ehrlich, ohne Pathos und voll tiefer Empfindung. Diese kleine Kneipe in Altanca in der ich heute schon den zweiten Abend bin, hat etwas Heimeliges, ein bisschen von zuhause. Gerne würde ich hierbleiben, aber es

drängt mich nach Süden. Noch bin ich zu weit vom Ziel entfernt, noch zu sehr auf Wanderschaft eingestellt um zu bleiben. Aber ich bin geblieben.

Wieder ein herrlicher, sonnendurchtränkter Tag. Ich hatte das Bedürfnis auf die Nordseite des Tales zu wandern; dorthin, wo sich die Sonne nur spärlich und kurz zeigt. Es hat sich gelohnt. Viel intensiver als auf den Südhängen leuchten hier die Birken in den Lichtungen auf. Die Kontraste zwischen hell und dunkel sind größer, die lichtdurchströmten Wiesen sind noch sattgrün. Es ist eine andere Welt auf der anderen Seite des Tales. Der Duft des nassen Holzes steigt aus den Niederungen empor. Feuchte Kühle füllt den Pfad der auf fruchtbarer Erde entlangführt. Pilze verbreiten ihren intensiven Geruch, alles ist nass und würzig. Der Wald beherrscht hier die Welt. Geheimnisvolle Wurzeln, Zwerge und Feen sind hier zuhause. Es ist einsam und schön, kaum einen Wanderer zieht es hierher, es ist die Gegend der Holzfäller.

Auf dem Heimweg, wieder auf der Sonnenseite, lud mich die Kapelle von Altanca zu einem Besuch ein. Abendstimmung, die Sonne war hinter den Bergen verglüht, ein Ort der Besinnung tat sich vor mir auf. Viel Liebe aber auch viel Scheinheiligkeit schmückt diese Stätte. Hier fließen die Übergänge von Kitsch und Kunst zusammen. Auch Kitsch ist Ausdruck eines Lebensgefühls. Der biedere Mensch nimmt etwas Vorgeformtes und das ursprünglich Seelenlose wird durch seine Absicht beseelt. So gesehen ist die kleine Kirche ein Dokument menschlicher Schwäche und Stärke zugleich. Hier wurde mir unvermittelt bewusst, wie kurz die Wege zu anderen Stätten des In-sich-gehens eigentlich sind. Im Felsendom zu Jerusalem spürte ich zuletzt den Hauch der Gottheit und hier, in einem Alpental tritt mir dies wieder ins Bewusstsein. Die Sehnsucht nach Gott kann eben überall in Erfüllung gehen. Das Geheimnis liegt in uns selbst denn dort ist Gott und wir tragen ihn hinaus in die Welt. Gott ist überall.

Eigentlich wollte ich heute lustig sein. Ich hatte das Gefühl jeder Blödsinn käme mir gerade recht. Es war wohl der Wunsch mit einem Menschen zu lachen, sich zu freuen, sich zu verstehen ohne viel Worte, einfach fröhlich zu sein. Jenseits von all den Dingen, die wir uns gegenseitig zu sagen haben liegt etwas Spielerisches, dessen Sinn wir auf den ersten Blick nicht verstehen, sondern nur erfahren können.

Ich werde müde. Der Merlot hebt mich langsam vom Stuhl. Da wäre noch das Loblied auf den Piora zu singen, jenen Käse, der hier im Piora-Tal von kunstfertigen Bauern zu geschmacklicher Perfektion gebracht wird. Ihn zu erwähnen und ihm damit den ihm gebührenden Tribut zu zollen, sehe ich als eine Aufgabe des heutigen Tages. Die wunderbare geschmackliche Verbindung vom Merlot mit dem Piora sollte uns eine Lehre sein: Vermutlich

wäre der grobe Wein für sich alleine kaum genießbar gewesen, aber die vornehme Begleitung hat ihn geadelt und so wurde auch er zur Gaumenfreude. Ich nehme an, dass sich dieses Beispiel mühelos auf zwischenmenschliche Beziehungen anwenden lässt. Gute Nacht!

Der nächste Tag war ein müder Tag. Die Sonne ließ wieder alles erstrahlen und die ersten Kastanienwälder kündigten den Süden an. Meine Freude heute war mein Wanderstab in den ich voll Verehrung für Hermann Hesse das Wort „Kastalien" einritzte. Ansonsten spürte ich wenig Lust, zwar war der Rucksack heute wesentlich leichter und die Füße schmerzten nicht mehr, aber um mich herum verbreitete sich das Gefühl einer fast alltäglichen Routine. Der Reiz des Neuen, der mich in den vergangenen Tagen angetrieben hatte, schien verschwunden zu sein. Nach fünf Stunden Wanderung hatte ich das Bedürfnis nach Komfort. Ich ließ mir ein Zimmer mit Dusche geben und stellte mich, Gott weiß wie lange, unter das heiße Wasser. Zur Rechtfertigung meiner Freude am ungeplanten Luxus redete ich mir ein, dass ich ihn verdient hätte. Eine Krise? Vielleicht ist es auch nur ein bisschen Heimweh das den Glanz der Fremde trübt. Heimweh nach der kleinen Kneipe, nach dem Wissen um ein Zuhause und nach dem bestimmten Ende des Tages. Manche Menschen nennen so etwas Verdauungsbeschwerden, damit erklären sie ihr Unwohlsein.

Ich wollte noch ein wenig mit Farben spielen aber dann trieb es mich hinaus unter Menschen. So habe ich fast den ganzen Nachmittag in einem Lokal verbracht in dem Einheimische ein mir unbekanntes Kartenspiel spielten. Es war faszinierend ihre Gesichter zu beobachten und, obwohl ich kein Wort ihrer Sprache verstand, war klar was sie sagten und dachten. Ich konnte diesen Minenspielen stundenlang zuschauen und mich daran freuen. Von Zeit zu Zeit blickte einer zu mir herüber als wolle er sich Bestätigung von mir holen und als ich sie ihm mit einem Lächeln gab wandte er sich wieder seinen Partnern zu in der Gewissheit die richtige Karte ausgespielt zu haben.

Welch ein Wetter! War mein gestriger Gemütszustand die Reaktion eines inneren Barometers? Der heutige Morgen war grau und trübe. Die Berge verschwanden in den Wolken, Regen lag in der Luft. Später als ich eigentlich wollte verließ ich das schöne Hotel. Es war eine kleine Oase des Wohlbefindens. Das Bett war bequem und ich wollte nicht aufstehen, das Wetter hatte sich bereits in meinen Knochen breitgemacht. Der Aufstieg aus dem Tal führte schließlich durch Nebelfelder, vorbei an uralten Kastanienbäumen in die geliebte Höhe. Aber dort war es dunkel. Grau und mit dichten Wolkenschleiern behangen war die Entfernung verschwunden. Ich wanderte entlang des Weges, unten grau, neben mir die Wolken und über mir der drohende Regen. Es war eine Traumwelt ohne Dimensionen, etwas

unendlich Kleines und Großes zugleich. Die Tiefe des Tals konnte ich nur ahnen, ebenso wie die Höhe des Himmels. Schließlich fing es an zu regnen. Aus den Häusern drückte der Rauch des Kamins auf die Erde, würziger Geruch nach Herd und Küche. Herbst. Als sich der Himmel immer mehr verfinsterte entschloss ich mich zum Abstieg.

Nach stundenlanger Wanderung zurück ins Tal begann das Knie zu schmerzen. Endlich kam ich zu den Ginsterbüschen an denen noch die schwarzen Schoten hingen und dann kündigten die ersten Weinberge das Tal an. Der Regen wurde schwül. Palmen und blaue Herbstblumen sprachen von Wärme. Das hübsche Dorf im Tal hatte, trotz des Regens und der durchdringenden Nässe etwas frühlingshaft Verführerisches an sich. Sollte ich hierbleiben? Ich war durchnässt, der Rucksack wurde mir schwer und ich spürte wie mir das Wetter durch die Kleider auf die nackte Haut drang. In der Überzeugung, dass sich auch morgen nichts an der Wetterlage ändern würde, begab ich mich zum Bahnhof. Im Wartesaal versammelten sich einige Wanderer, jeder wollte woanders hin. Viele Züge kamen, mit großen Städtenamen an den Waggons, aber es dauerte Stunden bis einer, beinahe aus Mitleid, anhielt und uns aufnahm.

In der trüben Dunkelheit raste der Zug dann an all der Landschaft vorbei von der ich nur ahnen konnte wie schön sie zu durchwandern sei. Nach knapp einer halben Stunde stieg ich aus und suchte mir eine Unterkunft. Es war trotz allem ein schöner Tag, ein neues Erlebnis. Die Welt zeigte sich in einem anderen Gewand und ich empfand Freude an der Verwandlung mit teilgenommen zu haben.

Irgendwo am Abhang, unter einem Birkenbaum leidlich geschützt vor dem Regen, flogen die Gedanken nachhause. Es war das erste Mal seit ich die Heimat verließ. Bin ich vor meinen Schwierigkeiten nur davongelaufen? Natürlich weiß ich, dass der geographische Abstand vom Ort der Probleme nicht zu deren Lösung beiträgt und dennoch: in der Fremde sieht alles etwas anders aus, denn es lässt sich leicht vergessen, dass das eigene Leben in das anderer Menschen eingebettet ist. Menschliche Beziehungen sind wie Zahnräder eines komplizierten Uhrwerks namens Leben und Leidenschaften sind wie Magnetfelder, die dieses Uhrwerk durcheinanderbringen. Wie schön ist es all diesen Spannungen für einen Augenblick zu entfliehen, für Momente nur sich selbst zu haben, Gefühle verschwenden zu können an die Sonne, die grüne Wiese, die Wolken und den Regen. Welch ein Genuss sich müde und satt hinzulegen und zu wissen, dass die Zukunft noch lang und unberechenbar ist.

Abb. 13: Marie Luise von Wild, meine erste Frau und ich im Jahr 1965. Mein schwieriges Verhältnis mit ihr war einer der Gründe für meine Wanderung, während der ich Aufschluss über mich selbst und meine Beziehungen suchte.

Der Bratenduft aus der Küche meiner bescheidenen Herberge weckte mich gegen Abend. Da ich dem Regen und dem Getümmel der Stadt entfliehen wollte begab ich mich mit Nostrano und Käse mittags wieder in mein Zimmer. Dort bin ich schließlich eingeschlafen. Mein Wanderstab steht an die Wand gelehnt und sieht mich an als wolle er mir zurufen: „Weiter!". Morgen werde ich auf Wanderschaft gehen und die nüchternen vier Wände meiner Schlafstätte wieder verlassen.

Am Morgen regnete es immer noch und nach einigen hundert Metern schmerzte mein Knie so stark, dass ich beschloss zunächst einmal zurück zum Bahnhof zu gehen. Der nächste Zug brachte mich in 15 Minuten an das Ziel meiner Reise: Lugano. Ich war traurig auch heute nicht gewandert zu sein und irgendwie kam mir der heutige Entschluss die Eisenbahn anstatt meine Füße zu nehmen endgültig vor. Das Ende der Wanderung? Werde ich noch einmal den Rucksack auf dem Rücken drückend spüren und durch die Natur streifen?

Hier in dieser nostalgischen Großstadt scheint die Zeit stillgestanden zu haben. Auch bei Regen ist sie pittoresk und voll gediegener Anmut. Es kann kaum ein besseres Beispiel als die Architektur Luganos geben für die Welt, die noch in Ordnung ist. Die Strassen sind sauber, die Geschäfte voll teurem Krimskrams. Verwitwete Pensionäre und Pensionärswitwen unter Regenschirmen mit Silberknauf begegnen mir auf ihrem Weg zum Caféhaus, sie sehen mich mit ihren Fischgesichtern an und ahnen sicher nichts von meiner leidenschaftlichen Liebe und Hingabe an die feuchte Erde des Levantina-Tals. Wenn sie mich überhaupt wahrnehmen, dann als einen der Spinner, der mal wieder die Welt verbessern will. Aber ich fühle mich nicht so und verstehe sehr gut den bewussten Versuch einer Gesellschaft ihre bürgerlichen Werte am Leben zu erhalten.

Ich habe heute versucht mich an jene Lichtung im feuchten, nördlichen Tal zu erinnern und sie zu malen. Obwohl das Ergebnis auf dem Papier recht dürftig erschien war es doch für kurze Zeit noch einmal ein Farbenrausch in dem sich goldgelb mit zartem Grün vermählte und das Licht in scharfen Konturen vom dunklen Schatten abgesetzt war. Draußen ist Nacht, der Regen rauscht in monotoner Eintönigkeit und von Zeit zu Zeit höre ich das Zischen eines vorbeifahrenden Autos. Die Stille lässt Unruhe in mir aufkommen. Die ersten Tage meiner Reise waren ausgefüllt mit Wandern und Naturerlebnis aber seit der Regen kam bin ich ziellos geworden. Meine Augen haben vieles von ihrer Schärfe verloren, ich schiebe die Schuld auf das Wetter oder mein wundes Knie aber ich weiß, dass dies nicht die eigentlichen Ursachen meiner Unzufriedenheit sind.

Sonnenstrahlen weckten mich am nächsten Tag. Dies schien mir wie die Erfüllung eines innigen Gebetes und überglücklich war ich zur gewohnten Stunde wieder auf Wanderschaft. Die erste Begegnung war Montagnola. Als ich nach einem schönen Marsch durch Laubwälder, die hier noch fast grün waren, auf dem Hauptplatz stand, meinte ich, dass hier jeder Stein auf Hermann Hesse zeigen müsse. Aber so war es nicht. Ein Postkartenstand, ein kleines Café, die Haltestelle des Busses aus Lugano und einige Geschäfte, die aussahen wie in jeder Kleinstadt, waren alles was ich zunächst wahrnahm. In ging weiter bis zu einem großen, von einer übermannshohen Mauer eingezäunten Grundstück, dahinter vermutete ich die Casa Camuzzi. Nirgends war ein Durchbruch, nirgends war jemand den ich fragen konnte. Schließlich drehte ich wieder um und im kleinen Café erfuhr ich dann, dass das „Casa Hesse" hinter der Schule liege, völlig umgebaut und nicht mehr zu erkennen sei. Die Casa Camuzzi sei gleich nebenan, nur einige Schritte entfernt. Also ging ich in die Richtung, die man mir gezeigt hatte. Es war ganz offensichtlich der alte Kern des Dorfes. Überall alte Häuser entlang der engen Gassen voll Anmut an den Abhang gebaut. Von einem „Castello" war allerdings nichts zu sehen. Nachdem ich immer wieder im Kreis herumgelaufen war, entdeckte ich eine Rückfront, die wohl vermuten ließ, dass sich dahinter das kleine Schloss verbergen konnte. In der offenen Hintertüre stand eine ältere Frau, sie gab mir bereitwillig Auskunft. Tatsächlich hier war Hesses Wohnhaus. Sie zeigte mir das Stockwerk in dem der große Zauberer lebte und ließ mich in den Garten gehen. Dort war alles verwildert, die leuchtend grünen Fensterläden waren verschlossen, an den gusseisernen Balkongittern hing der Rost. Aber es war kein Zweifel mehr möglich, Klingsor lebte hier, die sonnendurchtränkte Südseite des Gebäudes und des Gartens atmete die Farben und die Lust des Sommers. Es müssen Tage wie heute gewesen sein an denen die Leidenschaft brannte und der ewige Pulsschlag des Lebens im Maler und Dichter das Herz zu zersprengen drohte. Der Blick von hier oben ins Tal auf den See und die gegenüberliegenden Berge vermittelt Nähe und Ferne zugleich. Wahrhaftig, dieser Platz ist eine unerschöpfliche Quelle der Phantasie. Das kleine Schloss trägt diesem voll Rechnung.

Abb. 14: Die Casa Camuzzi in einer Bleistiftzeichnung von Gunter Böhmer (1911-1986). Der Balkon auf dem Klingsor die Sommernacht sah und hörte ist durch den Baum rechts verdeckt (Wickipedia, gemeinfrei).

Zuerst war ich ein wenig enttäuscht, es schien alles so klein, beinahe wie eine Miniatur dessen was ich von Fotographien kannte. Aber gerade diese Kleinheit, verschachtelt in alte Häuser und für den Fremden unauffindbar ist ein Ausdruck der immensen Einbildungskraft des Dichters. Die Illusion wird zur Wirklichkeit, oder umgekehrt, die Wirklichkeit wird zur Illusion, beides ist nicht mehr voneinander zu trennen. Ich spüre wie das Leben Theater sein kann und die Kulisse mich in Räume entrückt

wo ich mein Leben frei erleben und gestalten kann. Diese Casa Camuzzi hat wahrhaftig etwas Theatralisch-zauberhaftes und mir scheint als bedürfen wir gelegentlich gerade diesen Zaubers - zum besseren Verständnis der Wirklichkeit.

Nach diesem herrlichen Erlebnis bin ich stundenlang durch das Land Klingsors gewandert. An vielen Stellen fand ich die Natur mit ihrem unermesslichen Überfluss wieder. Welch ein Unterschied zu den rauen Bergen, hier sind noch sommerliche Farben, die Rosen blühen und verbreiten ihren Duft. Apfelbäume hängen voll mit Früchten, deren leuchtendes Rot an die kandierten Früchte zu Weihnachten erinnert. Andere Sorten erinnern an Orangen und die wenigen Weintrauben, die noch an den Rebstöcken hängen sind schon beinahe zu Rosinen geworden und ich kann ihre einschmeichelnde Süße nur ahnen. Feigenbäume mit ihren erotischen Früchten aus deren Stängeln die weiße Milch üppig quillt, stehen neben den im Winde geheimnisvoll knisternden Palmen.

Aber Klingsors Land ist zerstört, das quietschende Geräusch heißer Autoreifen ist allgegenwärtig und vor den Grundstücken der bizarren Villen bezeichnet ein großes Hinweisschild, dass hier kein Durchgang mehr ist. Die Prachtbauten der Industriekapitäne scheinen Inseln der Einsamkeit zu sein auf die sie mit vielen Pferdestärken angesegelt kommen um dort ihr Leben der Großstadt fortzuführen. Sie haben ihren Häusern Namen gegeben, die keinen Platz in Klingsors Welt haben. Die Landschaft ist über weite Strecken in einen Park verwandelt worden. Das Summen von Rasenmähern und das Klappern von Heckenscheren übertönt das Gezwitscher der Vögel. Gelegentlich blieb ein kleines Stück Natur in seiner Ursprünglichkeit erhalten und hier habe ich den Zauber des südlichen Herbstes erlebt. Dann wieder musste ich auf asphaltierten Strassen wandern, die nur wenig Raum zur Besinnlichkeit ließen. Den ganzen Tag bin ich durch dieses zivilisierte Land gelaufen. Bald hatte ich ein Gefühl der Freude, bald wurde ich ärgerlich...

Schließlich kam ich zur Kirche von Sant'Abbondio. Eine Pinienallee führte zur Stille zurück. Der Himmel hatte sich gegen Abend wieder bezogen, es sah nach Regen aus. Der freistehende Campanile erschien mir wie ein Mahnmal für alle Wanderer dieser Welt: hier ist Euer Ziel. Das Kirchlein hatte ein liebenswert schlichtes Inneres. Nach einigen Minuten der Rast und der Besinnung auf die vergangenen Stunden lief ich die Pinienallee zurück, meine Faust noch fester um den Wanderstab denn ich spürte, dass hier Kastalien nicht mehr weit war. Auf der anderen Seite lag der Friedhof. Wie die Bauten dieser Gegend waren auch die Gräber: Zeugnisse des Wohlstandes und des Ansehens. Der Name Camuzzi tauchte wieder auf und dann stand ich vor einem schlichten Denkmal aus rotem Sandstein: Familie Bruno Walter. Ein Kranz mit einer Schleife auf der „Die Bundeshauptstadt

Wien“ in goldenen Lettern gedruckt war, ließ mich auch an Gustav Mahler denken. Wie durch Zufall fiel mein Blick, nur ein paar Schritte weiter, auf einen verwitterten und von Unkraut umrankten Grabstein dessen Inschrift nur noch schwer erkennbar war: Hugo Ball. Ein Freund Hermann Hesses und sein erster Biograph; er verstarb lange vor ihm. Er war es, der die „Wanderung“ mit den Worten beschrieb: „Die Gefühle sind Kristall geworden und klingen beim Berühren“. Hier ruht ein Morgenlandfahrer, einer aus dem geheimen Bund, der Sprache und Inhalt verstand. Über diesem Ort lag eine friedliche Stille und die Schönheit der Anlage war wieder ein Stück Theater, eine bezaubernde Kulisse für unseren Freund und Feind, den Tod, und dann, etwas abseits an der Friedhofsmauer unter einer schattengebenden Pinie: Hermann Hesse. Seine Lebensdaten waren schwach in einen einfachen Stein geritzt. Dieser Stein stellte ein aufgeschlagenes Buch dar und vor ihm liegt, zu ebener Erde ein anderer Stein auf dem nur schwach erkennbar der Name Ninon Hesse, geb. Ausländer, zu erkennen ist. Etwas Immergrün und zwei verwelkte Rosen waren der ganze Schmuck. Hier verweilte ich auf meinen Wanderstab gestützt. Tränen kamen mir in die Augen, Freude und Wehmut vermischten sich zu einem Gefühl der Dankbarkeit, dass es diesen Dichter gab, den ich verstehen konnte und der, lange vor mir, meine Sprache sprach. Er kannte die Menschen und die Morgenlandfahrer. Im Unbewussten hatte ich wohl Angst vor dieser Grabstätte, denn ich stellte sie mir als das Ende eines Pilgerstromes aus aller Welt vor. Gott sei Dank, dass die letzte Ruhestätte des großen Zauberers das geblieben ist wovon er so oft sprach: die letzte Stufe zu sich selbst.

Hier war das Ende meiner Wanderung, ich spürte dies ganz deutlich als ich das Portal des Friedhofs verließ.

„Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.“

Dieser Tag umspannte Klingsors letzten Sommer und den Baum der Traurigkeit, er war Ziel und Anfang zugleich. Aufbruch und Reise kündigen sich an. Als ich nach langem Fußmarsch von Sant’Abbondio in den Vorstädten Luganos eine kleine Wirtschaft betrat um mich bei einem kühlen Bier zu erfrischen, tönte aus der Music-box ein Schlager aus den USA, den ich vor einigen Monaten drüben schon hörte. Zwei Jungen tranken Coca-Cola und verspielten ihr Geld beim Flippern. Ein merkwürdiger Kontrast zu meinen heutigen Erlebnissen. Plötzlich war mir völlig klar, morgen Abend würde ich die Tauben auf San Marco und den Canale Grande sehen und ein wenig mehr wissen als noch gestern.

In der Nacht träumte ich von Bergen und Pinien, also nahm ich den Zug nach Florenz. Am Abend kam ich nach langer Irrfahrt an. Am nächsten Tag war auch hier goldener Herbst. Musik vor dem Dom. Ein Ort der Besinnung. Prächtiger Arno, Brücken, Sehnsucht. Florenz, eigentlich ein Mädchenname, kunstvoll, zerbrechlich und so voll Liebe. Ein Stück Heimat, nicht nur für Kunststudenten. Hier treffen sich die Jahrhunderte und spielen ein lebendiges Spiel der Geschichte. Hier ist die Erde durch unendliche Schritte der Generationen vor mir geformt worden. Am nächsten Abend traf ich in der kleinen Trattoria ein amerikanisches Mädchen. Wir saßen einander gegenüber, weil in dem Augenblick als sie in das kleine Restaurant kam alle Plätze besetzt waren. Sie stellte sich als Rebekka vor und fragte höflich ob ich wohl englisch verstünde. Als ich dies bejahte begann sie zu sprechen, von ihrer kleinbürgerlichen Familie in Philadelphia und wie streng sie und ihre Schwestern im jüdische Glauben erzogen wurden. Sie hatte eine angenehme Stimme, der ich gerne zuhörte. Sie erzählte davon wie sie sich sehnte, wenigstens für ein paar Wochen, einmal die Familie und Amerika zu verlassen. Es sollte Italien sein. Was der Grund für diese Wahl war habe ich vermutlich aus gutem Grund vergessen. Das Geld für die Reise hatte sie sich mühsam als Lehrerin in einer Art Volkshochschule zusammengespart.

Während unseres Gespräches merkte ich plötzlich, dass ich ihr eigentlich gar nicht mehr zuhörte, sondern sie nur noch ansah. Sie schien mir im ersten Augenblick ein recht alltäglicher Mensch zu sein, auch nicht besonders hübsch oder attraktiv. Sie verkörperte in ihrer etwas unbeholfenen Art irgendwie das Klischee einer amerikanischen Collegestudentin. Je mehr sie mir von sich erzählte, desto deutlicher veränderte sie sich. In Ihrem ausdrucksstarken Gesicht leuchteten hellblaue Augen; in ihnen sah ich, scheinbar ganz unvermittelt, wieder den Himmel des Levantinatals und die Augenblicke, in denen ich der Erotik der Natur erlegen war drängten ins Bewusstsein. Mich überfiel eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Zärtlichkeit und ich ergriff ihre Hand. Sie zog sie sofort zurück und fragte in fast harschem Ton was denn mit mir los sei. Ich kam mir unendlich blöde vor und schämte mich beinahe ein wenig. Aber sie schien in Bruchteilen von Sekunden alles wieder vergessen zu haben, lachte mich an und setzte ihre Geschichte fort.

Wir saßen noch lange in der kleinen Kneipe und tranken unzählige Espressos. Ich begann ihr von mir zu erzählen, meiner Wanderung und meiner Sehnsucht, es schien mir als seien wir alte Bekannte und als kenne Rebekka all meine Gedanken und Geheimnisse. Die Dämmerung senkte sich über die Stadt und wir entschieden uns schließlich aufzubrechen. Draußen vor der Türe nahm ich, ohne dies eigentlich zu wollen, ihren hübschen Kopf in beide Hände und küsste sie zum Abschied auf den Mund. In diesem Augenblick legte sie ganz unerwartet ihre Arme um

meinen Hals und ihr graziler Körper schmiegte sich an mich. Daraus wurde ein wunderschöner Kuss, der eine Ewigkeit dauerte. An die Zeit danach erinnere ich mich nicht genau. Schließlich verbrachten wir die Nacht zusammen in ihrem bescheidenen Zimmer in einer Pension unten am Arnoufer. Wir haben uns lange über die Pighi-Brüder amüsiert. Die „Fratelli Pighi Firenze" waren wohl einmal Hersteller von Wasserkränen und ihr Name verzierte die altmodischen Hähne des Waschbeckens in Rebekkas Zimmer. Wer waren diese mysteriösen Brüder?

Rebekka war eine wunderbare Liebhaberin; sie schien jeden Augenblick unserer körperlichen Begegnung in vollen Zügen zu genießen. Stolz ließ sie mich erkennen, dass sie frei und unabhängig war und mit der kleinbürgerlichen Sexualmoral des amerikanischen Mittelstandes, wie man sie aus den Kinos kennt, nichts zu tun hatte. Unsere Körper blieben stundenlang ineinander verschlungen und die Hände ertasteten die erregte Haut des anderen bis in die letzten verborgenen Winkel. In kurzen Abständen ergriff uns die Leidenschaft, und wir verfielen jedes Mal in einen Taumel köstlicher Lust. Die Liebe war ein unendlicher Rausch, der sich in Wellen durch die Nacht bewegte. Fordernd drängte sich Rebeccas Schoß immer wieder gegen meine Lenden und begierig schlang sie ihre feuchten Schenkel um meine Hüfte. Dann wieder saß sie gebieterisch auf mir und bot mir ihre hübschen Brüste unter wollüstigem Stöhnen zur Liebkosung dar. Bedingungslos lieferten wir uns unserem gegenseitigen Begehren aus. Rebeccas vollkommener Körper und die Selbstverständlichkeit mit der sie ihn mir öffnete, löste in mir einen Wolkenbruch der Gefühle aus und es schien mir, als hätte ihr Tastenanschlag den Klang der ewig gleichen und langweiligen Klavieretuden namens Liebe total verändert. Gegenüber diesem Erlebnis erschienen mir alle meine früheren Erfahrungen banal und alltäglich. Oh Gott, wie war ich verrückt nach dieser großartigen Frau, die die Liebe so viel besser als ich kannte! Was für ein Glück, was für eine große Freude zu leben!

Die ersten Sonnenstrahlen drangen durch das kleine Fenster und weckten mich. Rebekkas herrlicher Körper lag schlafend und erschöpft neben mir, es schien als erhole er sich nur um später dort weiterzumachen wo wir vor wenigen Stunden aufgehört hatten. Ich verspürte plötzlich eine panische Angst, dass die vergangene Nacht mein Leben wieder einmal verändern könnte. Eine neue Liebe, ein neues, unabsehbares Abenteuer. Wo würde ich landen und welche neuen Probleme würde ich dann zu lösen haben? Ich spürte wie die Verzweiflung in mir aufstieg in ein Dilemma zu geraten und wie von einer äußeren Macht besessen stand ich leise auf, zog mich notdürftig an und verschwand durch die Türe, einen Teil meiner Kleider unter dem Arm.

Ich weiß nicht ob Rebekka mich gehört hat und sich nur schlafend gestellt hat, weil sie mit meiner Entscheidung im Grunde wohl auch zufrieden war, oder ob sie später aufgewacht ist und furchtbar enttäuscht war. Ich werde es wohl nie mehr erfahren. Draußen am Flussufer setzte ich mich auf eine Mauer und begann zu weinen. Ich war völlig ratlos, der Drang in Rebekkas Zimmer zurückzugehen war ebenso stark wie das Bedürfnis zu fliehen. Ich wusste nicht mehr was ich tun sollte. Sicher hatte ich diesen geliebten Menschen nun gekränkt, weil ich meinen eigenen Weg gegangen bin, aber war dies wirklich mein Weg? Ich fühlte mich miserabel. Der Tag war still und inhaltslos. Vielleicht verändert heute noch der Zufall mein Leben. Florenz ist überschaubar und eine Wahrscheinlichkeit Rebekka zu treffen war immerhin gegeben. Ich war den ganzen Tag in der Stadt, habe in Cafés gesessen und bin in den Strassen herumgezogen um das heiß begehrte Treffen mit der geliebten Frau herauszufordern. Rebekka ließ sich nicht mehr blicken und ich begann zu glauben, dass sie mit meiner Entscheidung einverstanden war. Mir erschien das alles absurd: Ich habe sie verlassen, weil ich sie zu sehr geliebt habe. Wie kann das sein? Während meiner Wanderung habe ich mich immer wieder nach jemandem gesehnt mit dem ich meine Erfahrungen teilen konnte. Hier war nun dieser Mensch der sich wirklich für mich und meine Welt interessierte, und ich bin einfach davongelaufen! Warum? Werde ich dies überhaupt jemals verstehen?

Vergangene Nacht wollte ich alles für Dich tun, geliebte Rebecca. Ich habe Dich bewundert und hätte Dir die Sterne vom Himmel geholt. Jetzt irre ich wie ein Verrückter durch die Stadt und hoffe auf eine Korrektur des Schicksals, denn ich war, im Augenblick unserer Begegnung ganz offenbar zu schwach für Dich. Wenn Du mich zurückholen würdest, würde ich ganz sicher kommen. Der nächste Tag war ein Sonntag. Immer noch war ich zerrissen und konnte mich nicht entschließen eines der Museen aufzusuchen. Den ganzen Vormittag verbrachte ich in den Boboli-Gärten unter spielenden Kindern, Liebespaaren und Pensionären. Die sonntägliche Ruhe übertrug sich schließlich auf mich und meine Gedanken sammelten sich immer wieder um die gleichen Themen: Rebekka und zuhause. Ich sah mich als Familienvater, Liebhaber, Forscher und Arzt und versuchte Verbindungen zwischen diesen Polen herzustellen. Aber immer wieder stieß ich dabei auf Widersprüchlichkeiten – innerhalb und außerhalb von mir. Zu viele Wünsche möchte ich mir verwirklichen und zu oft lähmt mich dann der Gegensatz in den ich mit mir selbst trete.

In den vergangenen Monaten und Jahren bin ich Wege gegangen auf denen mancher spitze Stein stark schmerzte. Ich habe einiges gewonnen und einiges verloren und weiß immer noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen ob ich glücklicher geworden bin. In manchen Augenblicken empfinde ich, dass ich Schritte zu mir

selbst gemacht habe, in anderen erscheint mir mein Leben wie eine verregnete Landschaft: grau und konturlos. Lange Zeit wollte ich nicht an die Zukunft denken, der Augenblick, das Jetzt war wichtig. Jedoch jetzt drängen sich Fragen nach dem „morgen“ auf und ich finde keine Bilder mit denen ich die Zukunft füllen könnte. Ein bisschen Sehnsucht nach Geborgenheit und Ruhe, innen und außen.

Irgendwie kam ich mit diesen Gedanken nicht weiter denn ich musste immer wieder an vorletzte Nacht denken. Würden Rebekka und ich heute auch Hand-in-Hand im Boboli-Park herumstrolchen, wie all die anderen Liebespaare, wenn ich sie nicht verlassen hätte? Der Gedanke an ihren samtigen Körper und die Zärtlichkeit mit der mich ihre Hand berührt hatte ließ in mir große Sehnsucht nach ihr aufkommen. Ich versuchte zu vergessen und mich auf Florenz zu konzentrieren. Licht und Sonne. Es ist nicht verwunderlich, dass es schon immer Künstler in diese Stadt zog. Die Luft ist ein zauberhaftes Prisma. Stundenlang saß ich bei einem Kaffee und berauschte mich am Himmel und den Silhouetten der Häuser. Die Menschen um mich herum, Einheimische und Touristen wurden transparent. Ihre Gesichter spiegeln Schicksale, Freuden und Leiden wie wir sie alle kennen. Die Wege zueinander sind kurz wenn wir erst einmal unsere Masken abgelegt haben.

Auch die Pinienallee von Sant´Abbondio war nicht weit von hier. Ein Symbol für die Gemeinsamkeit der Menschen. Jeder wird eines Tages diesen Weg entlang getragen werden. Hier, dort, überall in der Welt. Darin liegt wohl auch der tiefere Sinn unseres Lebens. Diese Gedanken sind schön, an einem Sommertag in Florenz gedacht vermitteln sie Glück. Sie enthalten alle Märchen der Menschen und sind die Voraussetzung für die Liebe, die uns verbindet.

In der lauen Herbstnacht vor dem Dom sitzen oder stehen die Menschen und lauschen der Musik, die junge Wanderer aus ihren Kehlen und Instrumenten hervorzaubern. Plötzlich löst sich aus dem Gewirr der Stimmen und Geräusche der Klang einer spanischen Gitarre und es scheint als würden ihre Töne die Zuhörer ganz spontan zu äußerster Konzentration zwingen. Es wurde still, die Flamenco-Rhythmen wurden deutlicher und intensiver. Über dem Platz breitet sich eine knisternde Stimmung aus. Da steigt ein junger Mann die Treppen hoch und beginnt mit neapolitanischem Belcanto zu den Klängen aus dem fernen Andalusien zu singen. Der spanische Gitarrenspieler und der italienische Sänger haben sich offenbar sofort verstanden: Ihre Musik in frostiger Nacht wird zur kaum vorstellbaren Synthese. Sie ist Revolution, Romantik und Freude am Heute. Andalusien, Granada und das Morgenland geben dem nahen Florenz, der schönen Toskana und dem Abendland die Hände. Alle Menschen werden Brüder... die Zukunft kann nur besser werden...

traumhafte Städte im wunderbaren Süden, ihr kennt euren Zauber!

Das Land von wo wir armen Wanderer kommen liegt fernab, über den Alpen, dort wo die Winter lang und dunkel sind. Ihr schönen Orte wisst, dass wir wiederkommen werden, denn ein Stück von uns ist hier und lebt auch während unserer Abwesenheit weiter. Die Sehnsucht hat uns Nordländer immer wieder zu Euch getrieben. Ich weiß, ich muss wieder abreisen, zurück in heimatliche Gefilde in denen das abstrakte Pflichtgefühl mein Handeln bestimmen wird. Ob ich je wieder der sein werde, der vor vier Wochen die Heimat verlassen hat?

Ein Eisenbahnerstreik hätte Aufbruch und Abschied beinahe verhindert. Schließlich kam ich am Abend doch noch im Tessin an. Der Anblick der Berge in der Dämmerung verursachte Wiedersehensfreude. Morgen packe ich noch einmal meinen Rucksack und dann geht es zu Fuß wieder gen Norden. War das Motiv zu Beginn meiner Wanderung die Sehnsucht nach dem Süden, so empfinde ich jetzt etwas wie Heimweh. Es war schön wieder durch das Herbstlaub zu gehen und noch ein paar Vögel singen zu hören. Es war merklich kälter geworden und Schnee lag bereits auf den Bergkuppen. Auch der südliche Sommer neigt sich seinem Ende zu. Die Bäume werden kahler und andere Wanderer sind kaum noch unterwegs. An der Kapelle von Sant´ Bernardo auf einem Hügel mit einem herrlichen Blick ins Tal kam die Sonne für einen kurzen Augenblick aus den Wolken hervor. Aus der Erinnerung stieg mein Liebesabenteuer im Levantinatal. Wie lange ist dies schon her und wie kurz es doch gemessen an den Tagen, die seither verflossen sind. Während dieser Wochen meiner Wanderung schien die Zeit so viel langsamer gelaufen zu sein. Jetzt wo die Schritte wieder dahin gehen, wo Alltag und Sorge den Tag beherrschen, erscheint alles intensiver und dichter. Die Kastanienwälder und die Feigenbäume mit ihren reifen Früchten rufen mir zu: Bleib hier! Aber wäre es hier nicht bald genauso wie jenseits der Alpen? Alles was ich dort nicht schaffe würde hier wohl kaum besser gehen. Wohin wir auch immer wandern, wir nehmen uns selbst mit. Freiheit ist nicht Freiheit von Bindungen, sie ist vielmehr ein Zustand in den jeder von uns lernen muss sich einzuleben. Nicht tun können wonach die Triebe gerade rufen, sondern das was man tut beseelen, etwas von sich selbst dazugeben, das ist Freiheit.

Ich habe heute wieder ein Bild gemalt: die Kirche von Sant´ Abbondio. Wieder Gedanken an Hermann Hesse, aber ich weiß es heute besser - ich bin es selbst. Er war ein Spiegel aus dem mich mein Gesicht ansah. Einzig und alleine meine Welt ist wichtig und nur in ihr kann ich die Gemeinsamkeit mit anderen Menschen finden. Morgen liegt ein langer Wandertag vor mir, ich freue mich sehr darauf und werde deshalb früh ins Bett gehen um

den Tag ausgeruht zu beginnen. Wo werde ich morgen Abend sein? Wird es der letzte Tag der Wanderung sein?

Nach frühem Aufbruch geriet ich nach einigen Stunden mitten in den Krieg. Eine militärische Übung mit Kanonenschlag und Maschinengewehrgeknattere versperrte mir den Weg. Ich stand bei einem Posten mit Funkgerät und erst nach langem Aufenthalt, in eisiger Kälte und in tiefsinnige Gespräche über die Schweizer Armee verwickelt, konnte ich mit der Erlaubnis des Oberkommandos, per Funk, meinen Marsch fortsetzen. Ich zog mir die knallrote Regenhaube über, damit mich ein Schütze nicht mit einer Attrappe verwechseln konnte. So kam ich schließlich an eine Stelle wo ein Wildbach aus den Bergen mit Getöse ins Tal drang. Ich ruhte auf einem Stein aus und es war als wäre hier alles was ich an Natur auf dieser Wanderung erlebt habe zusammengefasst: die Sonne, das Licht, Birken und Kastanien, welkes Laub in feuriger Farbe, steinige Wege und Wasser. Mit dem Taschenmesser vollendete ich die Inschrift auf meinem Wanderstab. Neben das Wort „Kastalien“ ritzte ich die Jahreszahl 1976. Ein herrliches Jahr, ein herrlicher Sommer. Der Weg in den Süden, in die Wärme, das Alleinsein und die Begegnung mit Rebecca haben gutgetan. Es war nicht nur Rausch sondern auch sehr viel Besinnung.

Ich bin wieder jenseits der Berge. Hier am Vierwaldstätter See ist alles ernst. Die Menschen kommen mir trübsinnig vor, ihre Gesichter spiegeln Bekümmertheit und Sorge. Heute Nachmittag noch lächelten überall Rundbögen, Pinien und Kastanien, der Kaffee in der kleinen Osteria war begleitet von dem Augenaufschlag der Wirtin, Leben strömte hier im Überfluss. Hinter dem großen Tunnel durch den die Eisenbahn fuhr klingen die Städtenamen nicht mehr und der Wein ist sauer. Lasst uns doch zum Teufel etwas aus dem Süden in den kalten Norden mitnehmen, lasst unsere Tannen zu Pinien werden und Äpfel- zu Orangenbäumen!

Die letzte Nacht habe ich mit viel Bier und Geschwätz in einer schummrigen Kneipe verbracht, daher verging der heutige Tag geräuschlos. Dunst lag über dem See und nur zaghaft kam die Sonne von Zeit zu Zeit durch. Stundenlang konnte ich den Möwen, Schwänen und Enten zusehen als sie von Kindern gefüttert wurden. Die liebliche Stadt strahlte Ruhe aus, ein wenig teilnahmslos an vergangene Zeiten erinnernd. Die Boote liegen am Quai als seien sie müde vom langen Sommer, der Duft der frisch gerösteten Maronen weht herüber. Die Farben sind Pastelltöne, die ineinanderfließen, die Luft ist kühl und frisch.

Ich nehme Abschied, still und freudig, ohne den Gedanken an das Wiedersehen. Alltägliches und Neues erwartet mich, nur einige Eisenbahnstunden entfernt. Alte und neue Hoffnungen. Wie wunderbar das Wort „erfahren“ klingt, fahren, reisen und

wandern schwingen darin! Einen Raum durchfahren, eine Strecke zurücklegen und wie eng ist dies alles mit „erleben“ verknüpft. Leben und Fahren erscheint mir wie der Inhalt unseres Lebens schlechthin. Mehr können wir nicht tun, mehr ist auch nicht notwendig. Hier liegt für mich ein tiefer Sinn: Kastalien 1976, Morgenlandfahrt und Sant´ Abbondio. Liebe ist die Knospe der Lebensblüte, sie will gepflegt, gut genährt und umsorgt sein. Lasst uns alle Gärtner werden!

Einige Wochen nach meiner Heimkehr griff ich wieder zum Stift und schrieb nochmals über eine Wanderung: den Tod meiner Mutter. Am letzten Tag des Oktobers, eine halbe Stunde vor Mitternacht, verabschiedete sie sich wortlos für immer. Aus vielen Zeugnissen geht hervor, dass sie um ihren Tod wusste, der Stachel hatte sich tief in sie hineingebohrt und gab ihr offenbar Gewissheit. Niemand ahnte, außer ihr selbst, wie nah sie dem Bruder Tod stand und lähmendes Entsetzen packte uns alle als er zugriff. An ihrem Todestag legte sie Blumen auf die Gräber ihrer verstorbenen Lieben, sie sprach mit uns und ihren Enkeln und verbrachte einen vermeintlich fröhlichen Abend mit Verwandten. Einige Stunden später sah ich sie wieder. Ihr Anblick vermittelte Trost und Zuversicht, das Leiden um den Verlust der Mutter wich dem Gefühl der Dankbarkeit und Freude. Selten sah ich sie zu ihren Lebzeiten so schön und innig lächeln wie auf ihrem Totenbett. Ich spürte die Wellen der Liebe, die von ihr in diesen Augenblicken auf mich übertragen wurden. Worte und Gesten waren vergessen, unsere Seelen sprachen miteinander und ich wusste, dass es keinen Tod und kein Ende gibt, Liebe verbindet uns über Räume und Zeiten.

Die Mutter hat uns das Leben geschenkt, sie hat uns Liebe und Empfindung gelehrt und eines Tages stehen wir erschüttert an ihrem Grab und weinen über den Verlust. Ich habe einen guten Freund verloren, jemanden der mich verstand, auch dann wenn ich selbst nicht mehr verstand, jemanden der zu mir hielt wo ich die Umrisse meines Weges nicht immer deutlich erkannte. Dies macht den Verlust so schwer und lässt mich traurig werden. Über aller Trauer aber steht die Botschaft, die mir auch meine Mutter in die Wiege legte: Liebe und das Bereitsein zu Empfangen, zu geben und zu vertrauen. Ihr Tod ermahnt mich und öffnet das Herz wo es verschlossen war.

Abb. 15: Mein Vater und meine Mutter ca. 1952 von mir mit meiner ersten „Agfa-Box“ und auf einem 6 x 9 Rollfilm fotografiert.

An einem verregneten Mittwoch in der ersten Novemberwoche begleiteten wir sie zu ihrer letzten Ruhestätte. Es war als hätte die Natur den Schmerz mitempfunden. Sant´ Abbondio tauchte vor mir auf und die Gewissheit, dass wir alle ihr eines Tages folgen werden, versöhnte mich. Das was wir, aus reiner Unkenntnis der Zusammenhänge, Schicksal nennen, wird sich erfüllen. Auch dies

ist ein Ziel der Morgenlandfahrt, auch hier auf dem kleinen deutschen Dorffriedhof ist Kastalien 1976.

Kastalien 1976 ist längst Vergangenheit. Ich weiß, dass diese paar Tage mein Leben grundlegend verändert haben und es war nicht die unvollständige Begegnung mit einer wunderbaren Frau, sondern es war zum ersten Male das Erlebnis der uneingeschränkten Freiheit. Ich war wirklich frei und konnte für mich und mein Leben selbst entscheiden - und wusste es. Es bedurfte 36 Jahre um zu diesem Punkt zu kommen. Ich war während meiner Wanderung unbemerkt erwachsen geworden. Hatte meine Mutter vielleicht gespürt, dass ich sie nun nicht mehr brauchen würde?

Es gibt wenige Ereignisse, deren Einfluss auf meine Person und mein Leben so gravierend war und die mir heute noch so gegenwärtig sind wie die Wanderung ins herbstliche Tessin. Viele Menschen haben möglicherweise so ein Schlüsselerlebnis in ihrem Leben, an dem sie eine wichtige Veränderung ihres Daseins festmachen können. Sechzehn Jahre nach Kastalien 1976 las ich meine Aufzeichnungen der Wanderung wieder und mir wurde bewusst, was damals wirklich passiert ist. Psychologen nennen dies wohl „midlife-crisis“ und haben auch Erklärungen dafür warum dies alles so sein musste und warum es aus meiner Biographie folgerichtig war. Aber ich habe gewisse Zweifel, dass diese Art von Kausalitätsdenken den Kern der Sache auch nur annähernd trifft. Auch die Psychologie möchte sich wissenschaftlich geben und erfindet daher Gesetzmäßigkeiten, die eigentlich, jedenfalls aus der subjektiven Betrachtungsweise des Betroffenen, keine sind. Was mir damals im Tessin passiert ist, bedarf eigentlich keiner psychologischen Interpretation mehr. Es war ein folgerichtiger Schritt zu mir selbst. Damals lernte ich alleine zu sein und ich erfuhr, dass ich Herr über mich und mein Leben sein kann, wenn ich es nur richtig in die Hand nehme. Hier wurden die Wurzeln meiner späteren Naturliebe und Leidenschaft für die Bergwelt der Alpujarras tief in den Untergrund meiner Person getrieben.

In den Jahren meiner persönlichen Unabhängigkeitserklärungen spielte Hermann Hesse eine ganz besondere Rolle. Er war der Guru, dessen Worte mir fast heilig waren. Sein wunderschönes Werk „Wanderung” war wie eine Bibel der Selbstfindung und Anlass für mich auf den Spuren des Dichters durch das Tessin zu wandern. In diesem Büchlein finden sich gleich zu Beginn folgende Sätze: „Ich bin ein Verehrer der Untreue, des Wechsels, der Phantasie. Ich halte nichts davon, meine Liebe an irgendeinen Fleck der Erde festzunageln. Ich halte das, was wir lieben, immer nur für ein Gleichnis. Wo unsere Liebe hängen bleibt und zur Treue und Tugend wird, da wird sie mir verdächtig.” Wie habe ich diese Worte verehrt und geliebt! In einem Winkel meiner Seele glaubte ich, dass auch ich sie hätte schreiben können, denn

sie entsprachen voll und ganz meinem Geistes- und Gemütszustand. Dies blieb Jahrzehnte so, obwohl Hesse seine Direktheit, mit der er mich ansprach, langsam verlor. Heute bin ich noch immer ein leidenschaftlicher Verehrer des Wechsels und der Phantasie, ob ich allerdings die Untreue mit einschließen möchte, bezweifle ich. Auch bin ich viel eher bereit mein Herz an einen Fleck der Erde festzunageln, als dies noch vor einiger Zeit war. Die Alpujarras sind das beste Beispiel für mein Festkleben an einem Ort. Die Lust zu wandern, neue Landschaften, neue Länder und neue Kontinente zu entdecken ist viel geringer geworden. Die Welt im Kleinen zu erkennen erfordert nämlich keine Flugreisen und keine Safaris. Warum denn so viel Zeit verschwenden um an einem anderen Ort der Welt das gleiche wie zuhause zu sehen - in einer etwas anderen Verpackung? Die Welt in einem Sandkorn und den Himmel in einer wilden Blume erkennen, wie es *William Blake (1757-1827)* so wunderschön gedichtet hat, das ist die wahre Erkenntnis.

To see a world in a grain of sand
And a heaven in a wild flower,
Hold infinity in the palm of your hand
and eternity in an hour.

Die Essenz dieser vier großartigen Zeilen kann man jeden Tag innerhalb und ausserhalb der Haustüre haben. Meiner Liebe treu sein möchte ich auch deswegen, weil ich mir wünsche, dass auch sie mir gegenüber treu ist und bleibt. Was wir lieben ist nicht nur ein Gleichnis, wie Hesse meint, was wir lieben kann zu einer Bezugsgröße für unser Leben werden. Lieben gibt uns Kraft zum Überleben, nicht mehr und nicht weniger. Wenn die Treue allerdings zur einforderbaren Tugend wird, dann wird sie mir auch heute noch sehr verdächtig.

An den einst so bewunderten Zeilen Hesses merke ich heute, dass ich älter geworden bin. Sie haben nichts von ihrem Zauber verloren, den sie in meiner Jugend hatten, aber sie sind nicht mehr so rigoros gültig wie einst, sie haben ein wenig von ihrer Autorität eingebüßt. Vielleicht waren sie ja auch nur Mittel zum Zweck. Hesses Gedanken waren eben in dem Augeblick da, als ich sie wirklich gebraucht habe. Wäre ich damals auf jemanden anderen gestoßen, der für mich ebenso gut verständlich eine ähnliche Botschaft verkündete, wäre vielleicht dieser heute mein Idol. Der Weg zur Selbstfindung, wie ich ihn in der Zeit meiner Wanderung beschritten hatte, hatte ich mir selbst vorgenommen, es brauchte nur einen Kompass um die Richtung auch einhalten zu können.

Familienangelegenheiten

Wieder einmal war es Hermann Hesse der mich mit seinem Gedicht „Mutter“ zu der nachfolgenden Betrachtung über meine Mutter bzw. über die Mutter als Institution an sich animiert hat:

Vom Baum des Lebens fällt
Mir Blatt um Blatt,
O taumelbunte Welt,
Wie machst du satt,
Wie machst du satt und müd,
Wie machst du trunken!
Was heut noch glüht,
Ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
Über mein braunes Grab,
Über das kleine Kind
Beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehn,
Ihr Blick ist mein Stern,
Alles andere mag gehn und verwehn,
Alles stirbt, alles stirbt gern.
Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen,
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.

Beim Lesen dieser schaurig schönen Zeilen kommen mir naturgemäß Erinnerungen an meine Mutter. Schon lange klirrt der Wind über ihr braunes Grab. Ist ihr Blick wirklich mein Stern? Ich weiß es nicht mehr. Oberflächlich scheint sie schon so lange aus meinem Leben verschwunden zu sein, aber wenn ich in mich hineinhorche, spricht sie. Sie ist noch da, vielleicht so lebendig wie in den Kindertagen. Ist meine Mutter ein Abbild der „ewigen Mutter”, von der wir kamen und die unsere Namen kennt? Diese ist eine Gottgestalt, die in vermutlich allen Kulturen auftritt und deren unvorstellbare Macht unser Leben mit gestaltet. Die ewige Mutter muss noch noch aus jenen grauen Vorzeiten stammen in denen die Gesellschaftsordnung nach der Legende matriarchalisch war. Sie ist die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit. In ihr finden sich sowohl die ägyptische Isis, die griechische Diane, die römische Aphrodite als auch die christliche Jungfrau Maria. Die ewige Mutter ist das chinesische Yin, der dunkle Teil, der die Erde und die Nachgiebigkeit vertritt. Ihm gegenüber steht Yang, das helle, männliche Symbol der Stärke und des Himmels. Ist die ewige Mutter tatsächlich jene liebevolle Gestalt, die uns spielerisch Identität gibt, wie Hesse meint? Oder ist sie das Dunkle, die Leere und die Kälte in uns? Diese Fragen möchte ich gerne versuchen zu beantworten, nicht in einem historischen Kontext sondern aus persönlicher Erfahrung und Beobachtung. Vorangegangen ist die langjährige, sporadische Lektüre von Sigmund Freud in der elfbändigen Studienausgabe (Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 2000)

Männer haben allzu häufig die Schwierigkeit ihrer dualen Sicht auf Frauen. Körper und Seele werden fein säuberlich getrennt und separat betrachtet. Dieses Phänomen lässt sich bei den Minnesängern und der mittelalterlichen höfischen Gesellschaft gut studieren. Die besungenen Frauen werden in ihrer Reinheit und Unnahbarkeit so vom Liebhaber entrückt, dass sie zu blutleeren Schönheiten werden, die keine physische Nähe ertragen. Sich vorzustellen, dass sie Mütter werden könnten ist unter den damals gegebenen Umständen sehr schwierig. Irgendwann, wenn die Werbung des Ritters zum Erfolg geführt hatte, mussten sie allerdings von ihrem idealisierten Podest hinunter und in die raue Wirklichkeit sexueller Begierden eingeführt werden. In diesen Momenten oder Stunden dominierte dann die zweite Männersichtweise: die Frau als Subjekt der Geilheit und der Lustbefriedigung. In dieser schizophrenen Gefühlslage den Frauen gegenüber haben sich Männer in unserer europäischen Zivilisation vermutlich schon sehr früh in ihrer Geschichte befunden. Auch in meiner eigenen Sexualentwicklung gab es durchaus diese beiden Aspekte, es waren wohl keine Phasen sondern emotionale Zustände zwischen denen ich hin und her geworfen wurde. Sigmund Freud hat dies nicht nur bestätigt sondern auch akribisch auf seine Art analysiert und wissenschaftlich zugänglich gemacht.

Zeigt der kleine Junge in seiner Beziehung zur Mutter auch schon Ansätze dieser Dualität? Anfänglich wohl kaum, denn die Idealisierung der Mutter erfordert ein spezifisch ausgebildetes sexuelles Bewusstsein. Erst wenn sich das Kind seines körperlichen Triebes bewusst wird, setzt die Verklärung des Objektes der Begierde, der Körper der Mutter, ein. Kinder brauchen Vorbilder, aber keine autoritären Vorbilder. Darin unterscheidet sich der Mensch eben grundlegend von anderen Lebewesen. In der Natur ist die Vorbildfunktion in allen Spezies zu finden. Der junge Löwe lernt von den Eltern zu jagen und zu töten. Das Zebra lernt sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen. Der Adler lernt seine Augen zu schärfen und das Kaninchen sich fortzupflanzen. All diese Prozesse werden von der jungen Generation übernommen, sie werden natürlich niemals hinterfragt, denn sie sind zu einem Trieb geworden. Ganz anders beim Menschen. Je weniger das Vorbild auf seinen Autoritätsstatus pocht um so erfolgreicher übt es seine Funktion als Vorbild aus. Je mehr der „Erzieher" darauf dringt, dass das Kind dieses oder jenes tun oder fühlen müsse, desto intensiver erhebt sich der Widerstand. Autorität klappt beim Menschen nur so lange, wie sie glaubwürdig ist und auf psychischen Druck verzichtet. Ich nehme an, dass dies auch bei der Entwicklung der kindlichen Sexualität gilt.

Mit der Erkenntnis, dass es zwei Geschlechter gibt, die sich in ihrer physischen Erscheinungsform voneinander unterscheiden,

entsteht im Kind die berechtigte Neugier wie denn nun der jeweils andere Teil der Menschheit beschaffen sei. Um den Vergleich wirklich anstellen zu können erwacht gleichzeitig das Interesse am eigenen Körper. Ich möchte nochmals auf Sigmund Freud verweisen, er nannte die sexuelle Neugier des Kindes den „kindlichen Forschungsdrang" und setzt ihn in einen direkten Zusammenhang mit dem späteren Wissensdrang des Forschers. Dieses um jeden Preis wissen wollen worin das Geheimnis der Sexualität liegt und wo die kleinen Kinder herkommen ist nach Freud die Triebkraft jeden menschlichen Fortschritts. Wird dieser Wunsch nicht oder unzureichend befriedigt, so schwindet allmählich der Wissensdrang und die Psyche des Heranwachsenden verkümmert langsam. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass am Ende aus einem derartigen elterlichen Versagen Menschen werden, die Autoritäten gedanken- und kritiklos anerkennen und die sich selten oder nie mehr den Kopf über irgendwelche bedeutsame Dinge zerbrechen. Findet das Kind schließlich eine Antwort auf seine brennenden Fragen, verliert es nicht selten auch den Respekt vor seinen Eltern, wenn sie nicht in der Lage waren wahrheitsgemäße und für das Kind plausible Antworten auf berechtigte Fragen zu geben.

Man braucht nicht Psychoanalytiker zu sein um die Bedeutung der gerade erwähnten Zusammenhänge – so sie denn stimmen - für das Schicksal der Menschheit einschätzen zu können. Wenn die Einsichten tatsächlich richtig sind, liegen hier die Grundlagen der manipulierbaren Masse, die in zahlreichen Ländern bis ins 20. Jahrhundert so viele politische und gesellschaftliche Irrwege gegangen ist. Damit ist der Bogen zum vorangegangenen Kapitel geschlossen. Wie die Psychoanalyse herausgefunden hat, ist der „kindliche Forschungsdrang" nicht allein durch intellektuelle Befriedigung stillbar, ihm gleichgestellt ist die Beziehung des Kindes zum Körper der Eltern. Die stillende Mutter gibt dem Säugling die Möglichkeit ihren Körper durch den Mund an der Brustwarze oder die Hände an der Brust zu entdecken. Wenn der Wunsch des Kindes den Körper der Mutter zu erkunden nicht voll befriedigt wird, bleibt - nach psychoanalytischer Sicht - auch das Verhältnis zu späteren Sexualpartnern getrübt. Wen wundert es eigentlich, dass etwas ganz ähnliches auch für den Körper des Vaters gilt? Nicht nur Töchter müssen die physische Erscheinung des Vaters explorieren um ihren Wissensdurst zu stillen, auch der Sohn braucht im Vater ein körperliches Vorbild um sich selbst kennenzulernen. Demgegenüber steht die aberwitzige Vorstellung der Gesetzgeber in westlichen Ländern, dass Körperkontakt zwischen Kindern und Erwachsenen eine Spielart der Pädophilie und folglich zu verbieten sei. Dass diese Verhaltensregeln von Leuten gemacht wurden, deren „kindlicher Forschungsdrang" nie befriedigt wurde, steht zu vermuten. Im Zusammenhang mit diesem Thema haben falsche Verdächtigungen und Misstrauen schon viele Menschen zu Unrecht ins gesellschaftliche Abseits gebracht. Ich glaube, dass wir hier ein gravierendes Problem

haben, dessen Lösung auch noch nicht einmal andeutungsweise im Raum steht. Dürfen Kinder eigentlich erotisch sein? Am besten natürlich nein! Aber was geht dabei nicht verloren wenn man nicht in der Lage ist Erotik von Sexualität scharf zu trennen!

Sehr deutlich wird die komplexe Beziehung zwischen Müttern und ihren Söhnen wenn ich mir die Rolle der Mutter in der Geschlechtserziehung, d.h. in der Vorbereitung auf das Geschlechtsleben in späteren Jahren, ansehe. Im Zweifelsfall ist es ja die Mutter, die mit dem „kindlichen Forschungsdrang" zuerst in Berührung kommt. Allzu oft bleibt sie die Antwort schuldig und verweist auf den Vater, der dem Spross in Kürze alles erklären werde. Der Junge, der vielleicht gerade dabei ist die Vorzüge der patriarchalischen Gesellschaft um ihn herum zu entdecken, erkennt dann sofort die Schwäche der Mutter und die Stärke des Vaters. Das erste Vorurteil in seinem Leben wird etabliert und gleich bestätigt. Ich glaube viele Mütter gehen mit ihren Söhnen falsch um weil sie im Grunde männerfeindlich sind. Ob sexuellen Erfahrungen, die vermeintliche Arroganz des Partners oder sein gesellschaftliches Versagen sie dahin gebracht hat ist dabei eigentlich egal. Diese, häufig unbewusste, Männerfeindlichkeit bekommt der kleine Spross immer mit aller Härte zu spüren. Entdeckt die Mutter ihn gar beim Onanieren oder auch nur beim Herumspielen mit seinem Geschlechtsorgan und droht ihm das kleine Lustinstrument abzuschneiden wenn er nicht damit aufhöre, wird sie zur Urheberin vom Freud´schen Horrorszenario mit Kastrationsängsten und Ödipuskomplex. Ich glaube sogar, dass das unbewusste Bedürfnis den Sohn zu kastrieren in jeder Mutter steckt. Sie will ihn nicht an andere Frauen verlieren. Aus dem gleichen Grund haben Mütter das Potential der Inzestbindung an ihre Söhne. Sie wollen sie unbedingt für sich alleine haben. Für ihn haben sie schließlich bei der Geburt gelitten und auf ihn glauben sie daher lebenslangen Anspruch zu haben. Dieser Anspruch pendelt zwischen echter Liebe und Bevormundung bzw. regelrechtem Hass. Ich könnte für die hier vertretenen Thesen viele Beispiele aus meinem eigenen Leben und dem von Bekannten- und Freunden bringen, müsste dann allerdings erheblich ausholen.

Noch auf eine andere, spezifische Beziehung von Mutter und Kind hat Siegmund Freud hingewiesen. „Pater semper incertus est" (der Vater ist immer unsicher) während die Mutter "certissima" ist. Eine bekannte juristische Redensart macht das noch deutlicher. „Die Vaterschaft ist immer ungewiss, die Mutterschaft stets ganz sicher". Dies bedeutet, dass auch das Kind irgendwann lernt, dass die Abkunft von der Mutter unabänderlich ist, während man die Vaterschaft jederzeit infrage stellen kann. Damit spielt die Mutter wiederum als Hafen der Sicherheit und als Angelpunkt der Geborgenheit für die Kinderseele eine ganz entscheidende Rolle. Eine Triebfeder von besonderer Bedeutung im Verhältnis der Frauen zu den Männern

ist der von Freud so genannte Penisneid. Unter dem Mangel dieses dominanten Geschlechtsmerkmals leiden die Frauen angeblich bis zu dem Zeitpunkt an dem sie ein Kind geboren haben. Damit haben sie dann ihre Rolle, nämlich die der Mutter, im Leben gefunden. Das Kind wird als etwas, dem Penis ebenbürtiges gesehen, also zum eigenen Körper gehöriges, und der Penisneid verschwindet. In die neue Beziehung zum Kind wird der Mann gleich mit einbezogen: er wird ebenfalls zum Kind und muss sich der Mutter, sprich seiner Partnerin, fügen. Wehe dem, der dies nicht tut. Solche Ehen sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sehr häufig zum Scheitern verurteilt. Was passiert mit Frauen die keine Kinder aber Ehemänner haben?. Der Penisneid existiert natürlich genauso, nur muss die Frau versuchen ihn zu relativieren. Berufliche Ambitionen, künstlerische Schaffenskraft und Ehrgeiz helfen dabei. Der Mann muss dies akzeptieren um mit seiner Partnerin glücklich zu werden. Auch dafür habe ich ein sehr schönes Beispiel aus der eigenen Lebenserfahrung.

Ich hoffe, dass mit diesem kurzen Abriss, der mit Freudschen Erkenntnissen dursetzt war, deutlich wird, dass Mütter im Zweifelsfall nicht so harmlos und global verehrungswürdig sind wie das eingangs zitierte Gedicht Hermann Hesses es vermuten lässt. Auch die gottähnliche ewige Mutter trägt zeitweise diabolische Züge. Das Bild der „magna mater" ist tief verwurzelt im kollektiven Bewusstsein unserer Gesellschaft. Es tritt als Archetypus in allen denkbaren Darstellungen, Riten und Mythen überall in der Welt auf. Das „große Weibliche", wie es auch genannt wird, eröffnet den Blick in unsere Herkunft und dabei erfahren wir nicht nur Harmonie und Liebe sondern in gleichem Maße auch Ängste, Unterdrückung und Grausamkeit. Uralte Plastiken aus grauer Vorzeit, wie sie in machen naturhistorischen Museen zu finden sind, führen uns die ewige Mutter fast immer als fettes Geschöpf mit prominenter Scham, überdimensionaler Gesäßpartie und gewaltigen Brüsten vor Augen. Diese hässlichen Körper bezeugen eine finstere Macht, die sie über die Menschheit haben und erzeugen Angst. Vermutlich wollen sie deutlich machen, dass sie keine Männer brauchen. Sie gebären sich selbst und ihre Töchter. Auch ihnen haftet jene Männerfeindlichkeit an, von der Freud im Zusammenhang mit der Geschlechtserziehung sprach und die ich oben versucht habe darzulegen.

Viel später, als die „Männergesellschaft", das Patriarchat, schon längst voll etabliert war, kam ein oberflächlich etwas freundlicheres Bild der „magna mater", in Form der „Mutter Gottes" auf. Zwar brauchte auch sie keinen Mann um den Heiland zu empfangen, aber männerfeindlich war sie auf den ersten Blick eigentlich nicht. Josef, der Hirte, war in ihrer großen Stunde bei ihr und betrachtete das Kind so liebevoll als sei er der leibliche Vater. Auch im Umgang mit den heiligen drei Königen zeigte sie offenbar Format, sie konnte mit Männern umgehen.

Entsprechend sind die Darstellungen Marias in der Kunst. Da ist nichts mehr von angsteinflößender Überweiblichkeit sondern eher das Gegenteil: Jugendliche Schönheit, gepaart mit Intelligenz und vielfach mit ausgesprochen erotischen Zügen. Maria ist eben eine von Männern gestaltete Frau, so ganz nach dem maskulinen Geschmack. Sie in der Gestalt von unzähligen Künstlern geschaffen zu verehren fällt meistens nicht schwer. Aber nur vordergründig. In ihrem Wesen entpuppt sie sich auch als Monster ohnegleichen. Maria die Jungfrau und Mutter ist aufgrund dieser biologisch zu tiefst gespaltenen Persönlichkeit das Symbol der Anklage gegen alle Frauen. Sie hat als Jungfrau nicht die Lust des Beischlafs gespürt und ist deswegen „gut und heilig". Alle anderen Frauen, die Töchter der biblischen Eva, entlarvt die Gottesmutter aufgrund ihrer „Reinheit" als Verführerinnen zum „Bösen", nämlich zum Beischlaf. So gesehen ist Maria der erfolgreiche männliche Versuch das Bild der „magna mater" abzuschütteln und der Frau jene vermeintlich untergeordnete Rolle der Verführerin zuzuteilen, die sie nun schon über Jahrtausende in unserer Gesellschaft spielt. Unter diesem Aspekt wundert es mich nicht, dass am Beginn des 21. Jahrhunderts die Frauen endlich aus dieser Rolle ausbrechen wollen. Tatsächliche Gleichberechtigung der Geschlechter geht nur im Schatten des Verfalls der Autorität der katholischen Kirche mit ihrer Marienverehrung.

Im Gegensatz zur Mutter hat in meinem eigenen Bewusstsein der Vater eigentlich immer eine deutlich geringere Rolle gespielt. Aber das scheint nur beim ersten Hinsehen so zu sein, wie das nachfolgende Schriftstück zum Tode meines Vaters deutlich macht. Ich war auf einer Reise zu einem Kongress in Genf, wo ich einen Vortrag halten sollte. Am 13. Februar 1984 schrieb ich in der Eisenbahn nachfolgenden Text auf meinen Notizblock:

Abb.16: Auch mein Vater hat für Hitlers Endsieg in Griechenland gekämpft und dabei, wie man sieht, den Humor nicht verloren. Zu militärischen Ehren ist er allerdings nicht gekommen. In bin sicher, dass er es auch gar nicht wollte.

„Ich sitze im Zug von München nach Genf. Es ist Montag Morgen und mit jeder Minute entferne ich mich weiter von einem Stück meines Lebens. Weiße Winterlandschaft fliegt draußen vorbei und ich erinnere mich an die Schneemänner und Rodelhänge meiner Kindheit. Vater und Mutter waren dabei und sorgten für Wärme. Glückliche Tage. Die Mutter ist seit vielen Jahren tot und der Vater liegt im Sterben. In ein paar Tagen werde ich wieder in seiner Nähe sein, aber wir werden nicht mehr sprechen. Abschied haben wir schon gestern genommen. Die letzten beiden Tage waren wir noch einmal zu dritt zusammen. Mein Vater, Isabel und ich haben Pläne geschmiedet, eine neue Wohnung für ihn eingerichtet, von Spanien geredet. Abends waren wir noch zusammen essen, in einem kleinen französischen Restaurant in der Nähe des Krankenhauses. Schon vor Wochen hatte er es sich so gedacht, es würde alles so sein wie immer. Aber es kam anders: nur mit großer Mühe konnte er den Weg bewältigen, bei Tisch lag er mehr auf der Bank als dass er saß und vom riz de veau, von dem er schon lange gesprochen hatte, aß er nichts. Es war traurig dieses letzte gemeinsame Mahl. Gestern redete er nicht mehr viel, er entschuldigte sich einige Male, dass er so schweigsam ist und zwischendurch sahen wir ihn mit dem Tod kämpfen. Als wir Abschied nehmen mussten kam noch einmal Leben und Hoffnung auf: in ein paar Wochen würden wir uns wiedersehen und dann würde es ihm schon besser gehen. Er bat uns ihm auf die Toilette zu helfen, es war als wollte er den

Augenblick des Abschieds herauszögern. Dann sagten wir Auf Wiedersehen – bis bald. Auf Wiedersehen, du Guter. Mir bleiben nur die Tränen und der Schmerz.

Warum sitze ich in diesem Zug anstatt die letzten Stunden mit ihm zu teilen? Vielleicht um mir selbst zu zeigen, dass das Leben trotzdem weitergehen muss. Ich habe heute Morgen lange gezögert, und eigentlich war es doch nur die Automatik mit der geplante Reisen ablaufen, die mich zum Bahnhof gehen ließ. Einige Stunden sind vergangen, meine Gedanken kreisen um das Gleiche: was ist es was den Verlust der Mutter oder des Vaters so besonders schwer macht? Neben vielem anderen sind es die Kindheitserinnerungen, das unbeschwerte, unwissende Leben in dem Vater und Mutter so lange der Maßstab allen Erkennens waren. Mein Vater war da, einfach da. Er schlichtete, er überlegte und er nahm mich an die Hand. Auch gestern noch. Der Abschied ist auch so schwer weil mich schlechtes Gewissen plagt. Habe ich denn alles getan, als er meine Hilfe brauchte? Habe ich ihm auch nur etwas von dem zurückgegeben, was er mir in so großem Überfluss geschenkt hat? Als meine Mutter gestorben war, vereinsamte er zusehends. Er brauchte Menschen um sich, mit denen er sein Leben teilen konnte. Wie oft hat er geklagt, dass ihm ein Partner fehlt und wie selten war ich ihm einer! Trost und Ruhe fand er wahrscheinlich nur noch in der Religion. Sein Übertritt zum katholischen Glauben geschah, so glaube ich, aus einer tiefen Erkenntnis heraus. Hier hat er wohl auch noch Glück gefunden."

Ich konnte nicht an dem Kongress teilnehmen, denn es gelang mir nicht meine Gedanken auf ein anderes Thema als meinen sterbenden Vater zu konzentrieren und so sagte ich meinen Vortrag ab und reiste am nächsten Tag wieder ab und schrieb einen Tag nach dem Obigen am 14. Februar 1984 während der Fahrt folgendes:

„Die Reise geht weiter. Unendliche Entfernungen auf Schienen: von Bahnhof zu Bahnhof, von Stadt zu Stadt. Fremde Menschen, Zeitung lesend, geschäftig oder gelangweilt. Jeder hat ein Ziel, jeder ein verschiedenes. Die Gedanken sind wieder bei meinem Vater, an seinem Sterbebett. Sein Ziel ist der Tod. Die Erlösung? Seine eingefallenen Wangen, die tiefen dunklen Höhlen in denen die Augen fast verschwinden, sein skeletthafter Körper sprechen von seinem Leid, aber weiß er wohin der Weg führt? Wir, die wir fassungslos zusehen müssen wie sich der Schnitter sein Opfer holt, versuchen all dieser Grausamkeit noch etwas Positives abzugewinnen. Wir sprechen von Erlösung, Erlösung von was denn eigentlich? War sein Leben nicht schön und lebenswert? Hätte er es nicht ertragen, wenn es noch 20 Jahre länger gedauert hätte? Blödes Geschwätz von der Erlösung! Er stirbt und sein Sohn ist traurig, verzweifelt und will ihn behalten! Was weiß ich schon von ihm? In Schützengräben hat er gelegen für

Deutschland den Krieg verloren und für die Besatzer gearbeitet. Er war niemals Mitglied einer politischen Partei, fühlte sich den Juden verbunden und hatte viele persönliche Freunde unter ihnen, schließlich wählte er die Grüne Partei vor einem Jahr. Alles Äußerlichkeiten. Aber dahinter stand eine Persönlichkeit, die ich leider nur bruchstückhaft kenne. Jetzt, hier und heute im Angesicht seines Todes erkenne ich was ich versäumt habe. Etwas nicht mehr Einzuholendes, eine verpasste Gelegenheit verschwindet für immer. Mein Vater verlässt mich ohne mir sein Geheimnis zu eröffnen. Er hätte es sicher gerne getan, aber ich war ein Ignorant, der nur mit sich selbst beschäftigt war.

Meine Mutter war die Mutter meiner Gefühle und mein Vater war der Vater meiner Vernunft. Oft habe ich beide gehasst, Vater und Mutter, Vernunft und Gefühl. Und trotzdem, oder gerade deshalb, haben sie mich zu dem gemacht, der ich bin. Jene armselige und mitleiderregende Gestalt, die verfallen und physisch aufgelöst in einem anonymen Bett in einem anonymen Krankenhaus auf ihren Tod wartet, ist mein Vater. Der Vater meiner Vernunft, der Vater vieler meiner Eigenschaften. Ich erinnere mich noch an den Stolz der Kindertage, wenn für mich fremde Menschen mir auf die Schulter klopften und sagten „ganz der Vater". Damals bewunderte ich ihn, er war mein Idol, ich wollte werden wie er. Heute weiß ich, dass ich in vielem so bin wie er, im Guten wie im Schlechten. Deshalb stirbt in jenem Münchner Krankenzimmer ein Stück von mir"

Der Vater ist schon lange tot und die Kinder sind erwachsen geworden, sie haben bereits eigene Kinder und mich dadurch zum Großvater gemacht. Ich habe allerdings nicht das Gefühl, dass die Beziehung zu den neuen jungen Familien eine sehr innige ist. Das lässt sich an einem Beispiel fast exemplarisch darstellen: Obwohl Vater und Mutter am gleichen Ort wohnen wie ich, erfuhr ich von der Niederkunft meiner Tochter Susi mit meinem siebten Enkel erst über ihre Schwester in Norwegen. Dies sind nicht die Kommunikationswege, die in einer normalen menschlichen Beziehung gewählt werden. Damit ist schon gesagt, dass die Beziehung zu dieser Tochter und Mutter meines letzten Enkels nicht „normal" ist. Diese Einsicht hat mich dazu bewegt einmal über mein eigenes Familienverständnis nachzudenken. Mir ist schon klar, dass auch mir jede entspannte „Normalität" fehlt und ich bin bereit ein gerüttelt Maß eigene Schuld in meinem eher neutralen Verhältnis zu meinen Kindern auf mich zu nehmen. An einem strahlenden, aber eiskalten Dezembertag in den Alpujarras setze ich mich nun hin und versuche mir meine Ambivalenz im Zusammenhang mit meiner Familie von der Seele zu schreiben.

Abb. 17: „Meine" kleine Familie mit Isabel als Stiefmutter, Kindern und sieben Enkeln. 70ste Geburtstagsfeier in Frankfurts Gerbermühle 2010.

Ein Schlüsselerlebnis stand am Anfang. Es ist mir emotional noch so gegenwärtig als sei es erst kürzlich geschehen. Es mag ein schöner Sommertag gewesen sein, wir wohnten damals in einem romantischen Häuschen im Mühlbachtal in Essen. Meine damalige Frau, Marlott, saß vor der Küche auf der Terrasse und schälte in der Sonne Kartoffeln. Neben ihr stand der Kinderwagen in dem die Kleinste schlummerte und die beiden anderen tollten mit den Nachbarskindern im Garten und stritten sich vermutlich über irgend eine Lappalie, so wie sie es immer taten. Ich mag, etwas selbstzufrieden, auf einem Liegestuhl unter dem schattigen Baum gelegen und die Szene beobachtet haben. Plötzlich durchfuhr es mich wie ein Blitz, das kann doch um Gottes Willen nicht meine Welt sein! Ich war der Vollendung des spießbürgerlichen Traums vom trauen Heim bereits ganz nahe gekommen. Mich überfiel eine unbeschreibliche Angst, dass dies nun das Ende meiner Zukunft sein könnte und, dass es immer so bleiben würde. Eingeschlossen in ein kleines Puppenhaus umgeben von schreienden Kindern und einer Frau, die vehement mein Engagement für dieses eingeengte Leben einforderte. Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Wie konnte es so weit kommen? Irgendwo in meiner Vergangenheit hatte ich die Weichen offenbar falsch gestellt. Nun, die Situation wurde schließlich durch irgendeine Banalität entschärft und ich beruhigte mich und fügte mich zunächst in mein Schicksal. Aber der Stachel saß tief in mir und drängte immer wieder ins Bewusstsein.

Schon in meiner früheren Jugend, als ich noch Tagebücher mit bedeutungslosem Sturm-und-Drang-Quatsch vollschrieb, habe ich Angst vor dem Mief der Zufriedenheit gehabt. Ich wollte mal etwas leisten, etwas Großes vollbringen, anders als der Durchschnitt sein. Von Selbstfindung hatte ich damals noch nichts gehört. Das kam erst etwas später mit der Lektüre von *Hermann Hesse*. Ich wollte damals auf keinen Fall hässliches, profilloses Mittelmaß sein. Mit dieser Einsicht im Kopf sah ich in den Spiegel und fand, dass ich völlig anders als in meiner Utopie aussah. Meine Kindheit verlief glücklich unter den Fittichen meiner Eltern, Großeltern, Onkeln und Tanten. Ich habe darüber ja schon an anderer Stelle geschrieben. Sie waren meine Vorbilder für ein Familienleben voller Erfüllung und Zufriedenheit. Ich war mit ihren Problemen und Schwierigkeiten nie wirklich vertraut. Man redete in Gegenwart der Kinder einfach nicht darüber sondern hielt die Illusion der Harmonie aufrecht. Aus heutiger Sicht war dies ein überaus langweiliges, weil spannungsloses, Leben. Nie wurde ich emotional gefordert Stellung zu beziehen. Die Familie war wie ein riesiger, süßer Griespudding, der bei den unvermeidlichen regelmäßigen Zusammenkünften fürchterlich wabberte. So blieb es immer, auch noch lange nachdem ich eine gewisse Selbstständigkeit erworben hatte. Manchmal entstand geradezu das Bild als würde ich regelrecht abgeschirmt von allem vermeintlich schlechten und bösen. Warum aber dies oder jenes

schlecht bzw. böse war, blieb im Verborgenen. Diese Familie bewirkte in mir wahrscheinlich genau das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich bezweckte, nämlich eine Art von Opposition gegen die stumpfsinnige Harmonie, darüber habe ich bereits geschrieben. Zu gewaltsamen Eruptionen ist es bei mir zu keiner Zeit gekommen. Es schien als sei ich äußerlich völlig angepasst, ich brachte die Schulzeit problemlos hinter mich und studierte dann Medizin, wie es mein Urgroßvater väterlicherseits und mein Großvater mütterlicherseits auch getan hatten. Man war zufrieden mit meiner Entwicklung. Das Zwiespältige daran war, dass ich es in gewisser Weise auch selbst war, denn ich bekam Anerkennung und wurde meinen etwa gleichaltrigen Vettern immer als Vorbild präsentiert. Ich war ein kleiner Familien-Vorzeig-Primus. Bei allem vermeintlichen Familiensinn, der um mich herum existierte, wurde mir nie deutlich, warum die Familie und insbesondere gerade diese, etwas Besonderes sein sollte. Im Gegenteil, ich empfand sie als ständigen Zwang. Wir mussten zu Amama, weil sie uns erwartete oder zur Tante, weil sie uns zum Kaffee eingeladen hatte. Ich musste Dankesbriefe schreiben und schön artig zum Geburtstag gratulieren. Mir schien es als sei ich immer der Familie gegenüber in der Pflicht. So ging es im Studium weiter und am Ende stand schließlich die eigene, kleine Familie. Ich habe sie geliebt, weil ich erzogen war dies zu tun. Jetzt musste ich wieder Dinge machen, die ich eigentlich nicht wollte: Radfahren mit den Kindern, Geschichten vorlesen, einen Sandkasten bauen und so weiter. Meine Freiheit blieb weiterhin ein Phantombild am Horizont meines Lebens und mein damaliger Lebenspartner hatte für meine Forderung nach Freiheit überhaupt kein Verständnis. Dann kam die geschilderte Vision an jenem Sonntag im Sommer in Essen.

Entweder war ich noch nicht reif genug die Vaterrolle zu übernehmen, oder ich war einfach emotional unbegabt dazu. Mag sein, dass mein Schicksal als Einzelkind wesentlich zu der vermeintlichen Nichtbegabung beigetragen hat. Ich wuchs in einer ganz kleinen Familie auf, hatte viel Freiheit tun und lassen zu können was ich wollte und konnte jederzeit meinen Interessen nachgehen. So habe ich mich vielleicht mehr nach innen als nach außen entwickelt. Im Grunde brauchte ich nur mit mir selbst im Gleichgewicht zu sein um ein wenig Glück zu verspüren. Als Kind wusste ich natürlich nicht, dass dies Glück war!

Man mag bei dem was ich bislang von mir gegeben habe sagen, dass ich, trotz möglicher Plausibilität der Analyse, es doch eigentlich versäumt habe meine Verantwortung als Vater zu übernehmen. Das ist sicher völlig richtig, aber ich frage wie kann man Verantwortung für etwas übernehmen, zu dem man im Grunde seines Herzens keine wirkliche Beziehung hat? In diesem enormen Zwiespalt habe ich tatsächlich einen großen Teil meines Lebens verbracht. Meine erste Ehefrau hat dies entweder nicht erkannt oder, um keine Schwäche zu zeigen, ganz bewusst

ignoriert. So konnte ich damals nicht leben und es kam zu der unvermeidlichen Konsequenz der Scheidung. Wenigstens konnte ich finanziell meinen Mangel an Vateremotionen ein bisschen kompensieren und den Kindern dadurch ruhige und sichere Tage ermöglichen. Aber ein „Ersatz" für eine Vaterperson zum Anfassen war dies für die kleinen Kreaturen natürlich nicht. Als ich einmal mit meiner jüngsten Tochter über ein ähnliches Thema sprach, eröffnete sie mir, dass eine ihrer größten Enttäuschungen war, als sie mein kleines Büchlein „Auf dem Weg zu mir" las. Nirgends darin fand sich ein Hinweis auf meine Kinder, als seien sie überhaupt kein Bestandteil meines Lebens. Damit hat sie natürlich Recht. Es ist wohl nicht verletzter Stolz, der ihr zu schaffen machte, sondern die Einsicht, dass sie und ihre Geschwister eigentlich kaum eine Bedeutung in meinem Leben hatten. Ich habe lange darüber nachgedacht warum dies so war. Eine für mich plausible Erklärung könnte sein, dass es zwischen mir und der Mutter der Kinder niemals zu einer ernsthaften Auseinandersetzung über die „Anschaffung" von Kindern kam. Mit allen Dreien hat sie mich einfach überrumpelt. Während ich der festen Meinung war wir würden „safe sex" machen, hatte sie sich dreimal entschlossen keine Verhütung zu betreiben, ohne mich das wissen zu lassen. Sie wollte eben Kinder und hat ihren Wunsch gegen mich durchgesetzt. Dies waren keine guten Voraussetzungen für ein glückliches und zufriedenes Familienleben! Ich möchte nicht den Eindruck erwecken als schöbe ich die Schuld für eigenes Versagen auf jemanden anderes, ich möchte nur analytisch vorgehen und versuchen meine Verhaltensweisen zu verstehen. Warum habe ich das damals so widerspruchslos hingenommen? Darauf gibt es keine schlüssige Antwort, am ehesten war es wohl so, dass ich es gesellschaftlich einfach akzeptierte und auch vordergründig stolz auf meine „soziale Leistung", nämlich Vater zu sein, war.

Die überschwänglichen Vateremotionen, die ich schon für meine Kinder nicht aufbringen konnte, kann ich erst recht nicht für meine Enkel empfinden. Zwar fühle ich mich irgendwie geschmeichelt, dass in sieben Kindern auch mein Erbgut vertreten sein soll, aber dies sehe ich eher als eine biologische Gegebenheit denn als eine persönliche Errungenschaft an. Wenn ich höre, wie unendlich bemüht die jeweils anderen Großeltern um ihre Enkel sind, dann müsste ich eigentlich ein ganz schlechtes Gewissen bekommen, bekomme es aber nicht. Meine erwähnte emotionale Gleichgültigkeit Kindern allgemein gegenüber betrifft letzten Endes auch die Enkel. Es kann sein, dass in meiner ersten Ehe die starke Zentrierung auf die Mutterschaft, die ja wie eine große Leistung zelebriert und mit beinahe göttlichen Attributen versehen wurde, meine Gleichgültigkeit geradezu herausgefordert hat. Litt ich nicht tatsächlich unter Liebesentzug? Die Kinder benötigten jetzt angeblich die gesamte Mutterliebe, für mich blieb dann nur noch sehr wenig übrig. Wenn ich es mir genau überlege, ist dieses

Moment auch mit einer der Gründe für das Scheitern meiner ersten Ehe gewesen. Jedem Analytiker und Eheberater sind diese Zusammenhänge bekannt, nur wir haben nichts davon geahnt. Bei mir blieb eine tiefe Ablehnung der Institution "Mutter" zurück. Nichts finde ich heute dümmer und einfältiger als die Frauen, die nur von ihren bewundernswerten Kindern und den damit assoziierten Problemen reden können. Die unerträgliche Bevormundung der Kinder und das angebliche Wissen über die rechte Erziehung was diesen Frauen, gleichsam gottgegeben, in den Schoß gelegt wurde, finde ich furchtbar egoistisch. Diesen Müttern fehlt eine natürlich Demut, sie sehen nicht, dass sie eine unter vielen Millionen sind und, dass ihre Aufgabe weiß Gott nicht so einzigartig ist, wie sie sie erscheinen lassen wollen. Aber in meiner ersten Ehe gab es auch ein absonderliches Anspruchsdenken auf die Kinder. Für meine damalige Frau war es selbstverständlich, dass sie die natürliche Bezugsperson für die Kinder sei; dies ist bis heute so geblieben – und die Kinder hatten, und haben es bis heute, auch voll so akzeptiert. Ich war halt einfach nicht da!

Ich habe in etwas willkürlicher Abfolge meine Gedanken zu meiner familiären Beziehung zu den Kindern und Enkeln niedergeschrieben und bin mir dabei nicht sicher, ob diese Zeilen irgendetwas wirklich erklären. Sie zeigen aber, dass mich dieses Thema beschäftigt und ich ihm gegenüber, trotz meiner Verwirrung stiftenden Analyse, gerne zu einer positiven Einstellung gelangen möchte. Das Leben und die menschlichen Beziehungen darin sind außerordentlich komplex und mir scheint, als müsse ich mit meinen Kindern noch einmal ganz von vorne anfangen. Das schaffe ich aber vermutlich nicht mehr, dazu müssten auch viele Vorurteile meinerseits abgebaut werden. Wenn man das was ich hier niedergeschrieben habe unvoreingenommen liest, könnte der Eindruck entstehen, meine Kinder seien mir eigentlich egal. Das ist aber, weiß Gott, nicht so, denn mich verbindet heute echte, stille und aufrichtige Liebe mit ihnen. Ich muss dies nicht, wie in so vielen Familien üblich, ständig zelebrieren. Mir reicht es, dass ich weiß, dass diese Liebe da ist und auch mehr oder weniger erwidert wird, ebenso still und unaufgeregt. Darin liegt letztlich doch ein großes Stück Glück und dafür bin ich sehr, sehr dankbar.

Abb. 18: Isabel unterschrieb den Ehevertrag mit mir auf dem Standesamt von Ixelles (Brüssel) 1981. Ich scheine mich zu fragen: „Na, ob sie die Unterschrift wohl schafft"

Seit wir in Deutschland ein „Zweites deutsches Fernsehen" haben ist klar geworden, dass das Adjektiv „zweites" nicht diskriminierend, sondern mindestens gleichwertig mit dem „ersten" ist. Daher kann ich ohne Problem auch von meiner „zweiten Frau" sprechen. Zu diesem Thema gibt es eine im Parador der Sierra Nevada geschriebene Tagebucheintragung vom 25.12.1981 die ich zitieren möchte, denn sie zeigt etwas von den

Umständen unter denen ich seinerzeit gelebt und wieder geheiratet habe:

„Schon lange sind meine Tagebucheintragungen keine Schilderungen von Tagesabläufen mehr, der Informationsgehalt ist nicht mehr wichtig. Am 29. September dieses Jahres wurde meine Ehe geschieden und am 12. Dezember war ich wieder verheiratet. In einem Traum heute Nacht erschienen all die vielen Menschen, mit denen ich eine Verbindung hatte, jeder hatte sein eigenes Leben und ich versuchte mich der vielen Situationen zu erinnern in denen mein Leben mit dem der anderen Person in enger Verbindung stand. Es wollte mir nicht gelingen und als ich aufwachte hatte ich das Gefühl einsam und zurückgelassen zu sein. Dann wurde mir klar: es liegt an mir mein Leben und meine Beziehungen zu gestalten. Bewusst und aktiv. In den Wochen vor unserer Eheschließung wollten wir beide, Isabel und ich, jeder für sich alleine, unsere Gedanken und Hoffnungen aufschreiben, die wir mit unserer Verbindung verknüpfen. Wir haben viel darüber gesprochen aber bisher noch nichts schriftlich festgehalten. So ist es immer – die Ideen sind weit entfernt von uns, sie leben ein Eigenleben und wir machen vielleicht den Fehler sie allzu ernst zu nehmen. Ich glaube, dass wir stets das Beste wollen, aber nur selten die Energie aufbringen es aktiv anzugehen und Wirklichkeit werden zu lassen. Ist es nur die Trägheit unseres Körpers, die uns an der Verwirklichung so vieler schöner Gedanken hindert oder ist es vielleicht doch die Unfähigkeit über die ich schon so oft geschrieben habe?

Vor einigen Wochen habe ich wieder meine früheren Meditationsübungen aufgenommen. Dies geschah nicht aus einem dringenden Wunsch nach meditativer Erleuchtung, sondern vielmehr aus der Einsicht, dass ich in meinem Leben ein Element der Disziplin brauche. Nicht jene Disziplin, die mir von außen aufgezwängt wird, sondern Disziplin und Konzentration, die von innen heraus kommt. So ist die Tatsache, dass ich jeden Tag eine halbe Stunde innehalte und nichts tue das wichtigste Erlebnis dieser „Übungen“. Was aber ist aus den Gedanken zu meiner Eheschließung geworden? Sie kreuzen sich mit anderen Gedanken, vermischen sich mit ihnen und bleiben undeutlich und vage. Hier und jetzt wäre der Zeitpunkt etwas Ordnung in all das Wirrwarr zu bringen und, obwohl es eigentlich nicht meine Absicht war, will ich versuchen darüber zu schreiben. Es ist schwer einen Anfang zu finden, denn der Beginn meiner Gedankengänge liegt irgendwo in der Vergangenheit meiner Erfahrungen. Vielleicht fange ich an jenem Samstag Abend in London an, an dem ich in unsrem Haus mit Juliet in der Küche saß, Sie erzählte mir von den Qualen, die sie erlitt weil eine Verbindung gerade in die Brüche gegangen war. Noch recht deutlich erinnere ich mich an meine Überheblichkeit in jenem Gespräch. Ich war überzeugt, oder jedenfalls drückte ich es überzeugend aus, dass menschliche Beziehungen immer fatal

enden und, dass wir sie eigentlich auch gar nicht brauchen. Wenn wir nur wir selbst sind, uns kennen und um unsere Schwächen wissen, können wir alleine sehr gut auskommen. Ich weiß nicht mehr was für Argumente ich ins Gespräch brachte und was mich letzten Endes an jener kurzen abendlichen Begegnung so befriedigte. Ich hatte mir vorgegaukelt, dass ich reifer als andere Menschen war und in einem Freiraum lebte, der es mir gestattete jene viel beschworene Unabhängigkeit zu bewahren.

Es kam ganz anders, bereits einen Tag später. Historisch gesehen war jene Begegnung mit Isabel etwas beinahe Alltägliches, was sich aber in den tieferen Schichten abspielte sollte im Verlauf von wenigen Wochen das ganze, schöne Kartenhaus, welches ich an jenem Samstag Abend im Haus auf der Ravenslea Road aufgebaut hatte, zum Zusammenstürzen bringen. Und das ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis , die ich aus dieser Episode gewonnen habe: ich kann nicht alleine leben, auch wenn ich es einmal intellektuell für erstrebenswert gehalten habe. Hieraus folgt der erste aktive Schritt, nämlich diese Tatsache zu akzeptieren und voll und ganz hinter der Notwendigkeit der Beziehung zu stehen. Dies ist natürlich eine Frage des Bewusstseins und ich glaube es gilt genau dieses Bewusstsein auszubauen und zu pflegen. Eine positive zwischenmenschliche Beziehung stellt einen Wert dar, den man nicht hoch genug einschätzen kann und den zu erhalten und zu vermehren die Aufgabe der Zukunft ist. Das mag so in Worte gefasst, pastoral klingen und an das Gerede der Weltverbesserer und Moralisten erinnern, aber Worte können eben nur ausdrücken was begrifflich festliegt. Wenn ich hier von Wert spreche, meine ich nicht jene materialistische Betrachtungsweise, mit der sich alles in Gold aufwiegen lässt, sondern eigentlich „nur“ den emotionalen und seelischen Wert, der sich aus der eigenen Gefühlswelt ergibt.“

Abb. 19: Isabel am Hochzeitstag in unserer ersten gemeinsamen Wohnung in Brüssel (Rue Jules Lejeune).

Es ist sehr befriedigend, dass ich nach dreißig Jahren feststellen kann, das das, was ich damals gedacht und niedergeschrieben habe, größtenteils Bestand hatte, weil Isabel und ich es wirklich so wollten und dafür auch gekämpft haben!

Eine Bleibe im Süden

Mir ist bei verschiedenen Gelegenheiten aufgefallen, wie sehr in Spanien die Dorfkultur mit dem Mysterium der Jugend gerade bei den Intellektuellen verflochten ist. Publizisten und Künstler aller Art huldigen ihrer Kindheit im Dorf und irgendwann kommen sie stolz zurück und wissen: dies ist mein Zuhause. Dann vergessen

sie zwar nicht alles was sie in der Welt gelernt haben aber sie geben sich wie jene, die immer im Dorf geblieben waren und fühlen sich daheim. Was machen jene, die ihr persönliches Heimatdorf entweder nie gehabt oder für immer verloren haben, die sich nach einem einfachen Zuhause sehnen ohne es zu haben? Vielleicht tun sie unter anderem genau das was wir getan haben, sie suchen sich eine neue Bleibe.

Ich habe sie, zusammen mit Isabel, auf den Spuren des englischen Schriftstellers *Gerald Brenan* südlich von Granada entdeckt. Ich habe ein Buch veröffentlicht über die Stadt und das Land von Granada. Nach zwölf Jahren des Kennenlernens konnte ich der neuen Heimat endlich eine kleine Reverenz erweisen. Es waren keine sehr originellen Beiträge zum Verständnis des Wesens dieses Landstriches, aber es waren meine eigenen und persönlichen Ansichten. Granada und die südlich davon gelegenen Berge der Alpujarras sind nur noch Auslöser von Gedanken und Erinnerungen, die in meiner ureigenen Welt wurzeln. Es sind gleichsam die neuen Düfte und Aromen meines Erwachsen-geworden-seins.

Im Südwesten Europas, dort wo sich das höchste Gebirge der Iberischen Halbinsel dem gleißenden Licht des Mittelmeeres entgegen wendet, liegt eine kleine Bergkette, die die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada mit der tropischen Küste verbindet. In dieser "Sierra de la Contraviesa" in der Provinz Granada liegt unsere neue Heimat. Von der ersten Begegnung mit diesem Land in Form einer Immobilienannonce in einer Londoner Sonntagszeitung, über die Bekanntschaft mit Gerald Brenans Buch "South from Granada" bis zu jenem Tag an dem wir das Stück Land erworben haben verging eigentlich sehr wenig Zeit. Es war Liebe auf den ersten Blick, zuerst rein platonisch und dann wurde daraus doch sehr schnell eine höchst erotisch-sensuelle Beziehung. Wie mit allen neuen Beziehungen und jungen Lieben waren auch meine Erwartungen an dieses Land groß. Nach dem ersten Verliebtsein folgte die Zeit der Auseinandersetzung mit der Physiognomie und Persönlichkeit dieser Gegend und schließlich war es so weit, dass ich während der kurzen Besuche hier zu leben begann. Nach meiner Pensionierung habe ich dann regelmäßig längere Zeitabschnitte dort verbracht, wobei der Sommer immer die favorisierte Jahreszeit war.

Abb. 20: Die erste Bleibe auf dem Trockenplatz für Feigen im Schatten der Mandelbäume. Hier haben wir um das Zelt herum die Nachbarn empfangen, gekocht und geschlafen. Gegenüber „Los Ruices“

Einer der ersten Nachbarn, den wir noch im Stadium der initialen Bekanntschaft mit dem Land auf unserem Zeltplatz in der Nähe des späteren Hauses kennen lernten, war *Juan López*. Er war ein hochgewachsener Bauer mit feinen Gesichtszügen und einer Art,

die an einen Hidalgo aus dem Don Quijote erinnerte. Er brachte uns als Gastgeschenk seinen eigenen Wein mit. Es war ein echter Oloroso mit herrlichen Würz- und Nussaromen. Was aber Juan López besonders auszeichnete war sein leidenschaftliches Bekenntnis zu Deutschland und den Deutschen. Er hatte im Bürgerkrieg Seite an Seite mit meinen Landsleuten gekämpft und schwärmte noch heute bei jeder Gelegenheit von dieser Begegnung. Damals stand er auf der Seite der Sieger, heute war er offensichtlich in den Alpujarras sehr unbeliebt, was bei den Gesprächen über seinen Wein deutlich wurde. Er sei gepanscht und voller Chemie hieß es allenthalben. Die Antipathie gegen diesen Frankisten zeigte die tiefe gesellschaftliche Spaltung der Bevölkerung, die den Tod Francos überlebt hatte. War ich, der mit der Nazivergangenheit nicht zurecht kam, in Andalusien möglicherweise vom Regen in die Traufe gekommen?

Ein anderer Nachbar war *Paco Varela*, der auch bereits am Anfang als wir vor unserem zukünftigen Haus das Zeltlager aufgeschlagen hatten, erschien. Er war ein kleiner, junger und pfiffig aussehender Mann. Auch er sei ein Nachbar, habe Schafe und Ziegen, ein wenig Wein und eine Frau, die sich nichts sehnlicher wünschte als Kinder. Da er gehört hatte, dass ich Mediziner sei, glaubte er tatsächlich eine ausländische Kapazität der Reproduktionsmedizin vor sich zu haben und begann mich mit unendlichen Fragen zu löchern. Gott sei Dank verstand ich damals fast kein Spanisch und meine Frau konnte all die vielen spezifischen Ausdrücke nicht übersetzen. So blieb die Behandlung dieses Themas eher kryptisch - sehr zum Leidwesen Pacos. Aber er gab nicht auf. Als wir das nächste mal wieder kamen, erschien er und überbrachte uns eine förmliche Einladung zum Mittagessen. Es wurde ein Datum ausgemacht an dem wir in seinem "cortijo" erscheinen sollten. Wir waren damals so wenig auf die spanische Lebensart eingestellt, dass wir vollkommen vergaßen nach der Zeit zu fragen. Wir nahmen an, dass es wohl ein Uhr gewesen sein müsse und machten uns entsprechend frühzeitig auf den Weg. Wir waren pünktlich aber unsere Gastgeben schienen etwas verwirrt. Nach der Begrüßung mussten wir uns das Haus ansehen. Im Schlafzimmer wurden die Schränke aufgemacht und wir durften die Aussteuer bewundern. Es schien fast endlos bis wir die letzte Bettdecke mit Rüschen und Spitzen gesehen hatten. Mittlerweile war es auch schon drei Uhr geworden und wir wurden ins Esszimmer komplimentiert. Nach einer Weile wurde uns selbstgetrockneter Schinken und ein Gläschen "vino de la costa" vorgesetzt. Wir kommentierten beides bewundernd und dachten, dass damit die Einladung vorbei sei. Ich machte Andeutungen, dass es für uns nun Zeit sei zu gehen. Dies wurde mit großem Protest quittiert und die Gastgeber waren sich einig, dass unser Drang zu gehen ausschließlich von den unbequemen Stühlen herrührte. Sofort wurden vom Nebenzimmer ein Paar plastiküberzogene Sessel herbei geschleppt. Da saßen wir wieder und wussten nicht wie es

weiterging. Das Gespräch landete wieder bei der Kinderlosigkeit; und nun wurde ich von der Frau ausgequetscht. Was so ein berühmter Mediziner wie ich wohl von der Behandlung der Universitätsklinik Granada hielte. Die gute Frau wurde mit Hormonen behandelt und ihre stramme Figur sowie die schon recht üppigen Barthaare ließen vermuten, dass auch männliche Hormone mit im Spiel waren. Mittlerweile war es fünf Uhr geworden und ein Ende der Veranstaltung unabsehbar. Plötzlich verschwand die Frau in der Küche. Der Mann gab bekannt, dass nunmehr das Essen präpariert würde: conejo - Kaninchen. Dies war nicht gerade eines meiner Lieblingsgerichte, aber der Wein, der nach dem dritten Glas auch langsam zu schmecken begann, ließ in mir eine gewisse Gleichgültigkeit aufkommen. Irgendwann wird auch dieser Tag zu Ende gehen, dachte ich mir. Letztlich war es natürlich auch so und wir fuhren am späten Abend recht genervt nach Hause.

Paco und seine kinderlose Frau haben uns noch lange beschäftigt. Er muss ein außerordentlich potenter Liebhaber gewesen sein. Isabel hat ihn einmal etwas auf einer Anhöhe stehend fotografiert. Als das Bild entwickelt war trauten wir unseren Augen nicht. Zwischen seinen Beinen drückte ein praller Penis gegen seine Hose. Jahre später traf ich ihn auf dem Weg und er erzählte mir, dass seine Frau nun endlich schwanger geworden sei. Ein gesunder Junge kam schließlich auf die Welt und nach ein paar weiteren Jahren noch ein zweiter Junge. Ich habe mich seither immer wieder gefragt ob die beiden vielleicht nur das Problem hatten, dass ihnen niemand je gesagt hat was man beim Geschlechtsverkehr eigentlich wirklich tun muss um Kinder zu bekommen.

Der quirlige Paco war ein lieber Mensch. Wir hatten ihm einmal bescheinigt, dass er seine Schafe auf unserem Brachland weiden dürfe. Damals schien die Guardia Civil noch eine strikte Kontrolle der Weiderechte auszuüben. Für dieses Papier war er so dankbar, dass er uns zweimal im Jahr ein Geschenk bereitete. Immer waren es Produkte seines Landes: Kartoffeln, Gemüse, Eier oder Früchte. Ein Rosenstock, den er nahe dem Hause pflanzte, hat bis heute - fast zwanzig Jahre später - überlebt. Eines Tages kam er mit einem lebendigen Huhn an. Er erzählte von den Vorzügen in freier Natur gezüchteter Hühner und wie gut sie frisch geschlachtet schmecken. Er gab mir das Huhn in die Hand und überließ mich meinem Schicksal. Ich biss alle Zähne aufeinander und ließ das Huhn langsam auf den Boden gleiten. Ich war es, Gott sei Dank, erst einmal los. Als Paco schon hinter der ersten Kurve des Weges verschwunden war, wurde uns bewusst, dass wir nun für ein Tier zu sorgen hatten, denn schlachten, das war klar, würde es keiner von uns. Nach langem Überlegen was zu tun sei, kamen wir überein das Huhn zunächst an einer langen Schnur zu befestigen um ihm vor dem Haus Auslauf zu gewähren. Das mittlerweile Freiheit genießende Huhn

wieder einzufangen stellte sich als ein riesiges Problem dar. Am Abend hatten wir es schließlich geschafft und die Kordel am linken Bein befestigt. Hühnerfutter hatte uns Paco auch nicht mitgebracht, er war wohl der Überzeug, dass wir das Tier noch am selben Abend verzehren würden. Mit Brotkrumen haben wir es schließlich am Leben erhalten und uns langsam daran gewöhnt ein ungewöhnliches Haustier zu haben. Nachts wurde das Federvieh in die verschlossene Garage gebracht, denn wer konnte vor Füchsen oder anderen hühnerfressenden Räubern sicher sein? Als wir nach drei Wochen schließlich wieder nach Hause fuhren, haben wir das Huhn ins Auto gepackt und Paco zurückgebracht. Selten habe ich einen Menschen gesehen, dem das Erstaunen mehr im Gesicht stand als Paco wie er uns mit dem Huhn im Arm sah. Er begriff die Welt nicht mehr. Wahrscheinlich gab es an diesem Abend bei ihm ein Festessen.

Paco und seine Frau feierten ausgesprochen gerne. Einmal an einem lauen Sommerabend, als das Dorf noch bewohnt war, wurde eine große Fête angesagt. Paco brachte das "choto", ein Zicklein, und den Wein. Wir besorgten alles andere: Brot, Käse, Wurst und die Getränke für die Kinder. Die Leute kamen von überall her und die Terrasse füllte sich mit bekannten und fremden Gesichtern. Im großen Kamin wurde ein Holzfeuer angemacht und auf einem großen Dreifuß stand eine überdimensionale Pfanne. Auf kleinster Flamme wurde das Fleisch im Wein mit Zwiebeln, Knoblauch, Paprika und Lorbeerblättern gegart. Der Duft erfüllte das Haus und drang hinaus auf die Terrasse. Juan Carrión hatte sein Akkordeon mitgebracht und begann wunderschöne Lieder zu spielen. Die milde Vollmondnacht, die ausgelassenen Leute, der starke Wein und die Musik verzauberten mich dermaßen, dass ich anfing zu weinen. Ich war mal wieder einer romantischen Situation hoffnungslos erlegen. Diesen Abend habe ich nicht vergessen. Jahre später wurde nochmals gefeiert, auch mit "choto", aber ohne die Musik von Juan. Damals waren wir gerade im Konflikt mit unseren Nachbarn weil wir ein altes, im Grundbuch verbrieftes Recht an der Quelle im Barranco geltend machen wollten. Ein paar trockene Jahre hintereinander hatten unsere Quelle versiegen lassen und so verfielen wir auf die letzte Möglichkeit wenigstens etwas Wasser zu bekommen. Es wurde viel diskutiert, aber letztlich waren doch alle einig, dass wir an dem wenigen noch verbliebenen Wasser teilhaben sollten.

Paco ist ein geborener Schäfer. Er scheint eine tiefe Begabung für den Umgang mit Tieren zu haben. Wenn er gegen Abend mit seiner Herde durch das Land streifte, hörte man ihn ganz ungewohnte Laute von sich geben. Kein Mensch verstand diese Sprache, aber die Tiere schienen genau zu wissen was er meinte. So hielt er die Herde zusammen. Wenn ein Schaf oder eine Ziege ausbüchste, ertönten seine für uns unverständlichen Silben durch das Tal und das Tier gliederte sich ohne jeden Widerstand wieder

in die Herde ein. Er muss auch die leise Tiersprache verstanden haben, denn es schien als unterhalte er sich regelrecht mit seinen Vierbeinern. Er redete auf menschliche Art, in dem er Laute von sich gab und die Schafe und Ziegen antworteten auf ihre Art, die ich offensichtlich nicht verstand, er aber sehr wohl. Wie jeder sehen konnte, bestand ein ganz inniges Verhältnis zwischen Paco und seinen Tieren. Umso erstaunlicher war es, dass er eines Tages sagte er werde die Herde verkaufen. Die Gründe, die er angab, waren zwar plausibel, aber Paco ohne Schafe und Ziegen war völlig unvorstellbar. Zu viel Arbeit in der Landwirtschaft, das gerade geborene Kind und ein schwieriger Markt für Schafe und Ziegen waren die Gründe für seinen Entschluss. Und er tat es. Die bekannten und geliebten Unterhaltungen zwischen Paco und der Herde waren nicht mehr zu hören. Das gewohnte Ächzen und Stöhnen, die gurrenden Töne und die melodiösen Vokale klangen nicht mehr in der Abenddämmerung. Es war als sei schon wieder ein Stück Zeit vorbei und eine moderne Unabänderlichkeit über unsere archaischen Täler eingebrochen. Anstatt mit seinen Schafen und Ziegen zu reden, saß Paco jetzt vielleicht vor dem Fernseher und ließ sich mit unnützen Informationen berieseln. Wir sahen ihn jetzt gelegentlich alleine durchs Land streifen, er hatte abgenommen, sah dürr, mager und unglücklich aus. Auf die Frage was ihm denn fehle, kam das alte Feuer in seine Augen und er antwortete ohne Umschweife: "die Tiere". Ein halbes Jahr später zogen sie wieder durchs Land, Paco und seine Herde. Ein Strahlen ging von seinem Gesicht aus, er war wieder glücklich und mit ihm wahrscheinlich das ganze Tal. Man kann seinem Schicksal nicht entrinnen und tut gut daran es zu akzeptieren.

Abb. 21: In den ersten Jahren unserer Anwesenheit in der Sierra de la Contraviesa wurde noch eine archaische Landwirtschaft betrieben. Die Rückständigkeit war Teil des Reizes dieser Gegend.

Drüben im Dorf konnte ich während all der Jahre die bitteren Konsequenzen des Generationenwechsels beobachten. Anfangs waren die Kinder da, junge Teenager, die mit uns hinunter in die wild zugewachsene Schlucht gingen, uns den Gewürzhügel zeigten und uns im Sommer zur Fiesta ins Nachbardorf oder an den Strand von La Rabita mitnahmen. Im Winter gab es die traditionelle "matanza", das große Schlachtfest. Alle waren den ganzen Tag über beschäftigt aber am Abend wurde gefeiert, bei Schlachtplatte und Wein. Dann heirateten die Kinder, schön artig ihrem Alter entsprechend der Reihe nach, und zogen weg, an die Küste und in die Stadt. Die Eltern blieben und wurden älter. Ins Dorf kehrte die Stille ein und es gab keine matanza mehr. Am Ende kam das große Feuer und vertrieb die Alten. Sie zogen zu ihren Kindern und jetzt sind wir endgültig alleine mit der verbrannten Landschaft, die sich in den darauf folgenden Jahren völlig erholt hat. Wie aus den verkohlten Stämmen neue grüne Triebe das Leben verheißen, so begann auch für uns ein neues

Zeitalter in den Alpujarras. Aus der Liebelei wurde eine tiefe Liebe und nichts auf dieser Welt könnte mich mehr von dem geliebten Land trennen. Es ist mir ein Stück Heimat geworden, vielleicht meine einzig wirkliche. Nicht der Ersatz für eine sentimentale Sehnsucht nach dem gemütlichen Land der Kindheit sondern die Freude an der langsam eroberten Beziehung zu der kargen Erde und ihren Rebstöcken begeistert mich für die Alpujarras.

Eines Tages lagen auf dem Küchentisch in den Alpujarras zwei Packungen Hundefutter. Ich wollte sie, ehrlich gesagt, nicht zu einem chinesischen Mahl verarbeiten sondern an Brambilla verfüttern. Der Name der Hündin stammte von E.T.A. Hoffmann als Andenken an das Buch „Romantik - Eine deutsche Affäre", welches ich gerade las (Rüdiger Safranski, Hanser Verlag 2007). Während ich heute Morgen beim Frühstück saß gab Brambilla mit heiserer Stimme ein fürchterliches und herzzerreißendes Heulen von sich. Zuerst dachte ich es sei ein technischer Fehler im Kühlschrank, aber als ich hinaus auf die Terrasse ging sah und hörte ich Brambilla dann dieses Geräusch hervorbringen. Ich grüßte die Hündin freundlich mit einem „Hola, perra". Darauf schaute sie hinauf und ich sah ihre kleinen knopfähnlichen Augen. Das weiße, etwas zottige Tier war nicht besonders hübsch, offensichtlich gehörte es auch keiner erkennbaren Rasse an. Als sie mich sah, sagte mir ihre Körpersprache, dass sie sich riesig freue mich zu sehen. Nachdem ich mit dem Frühstück fertig war, ging ich hinunter um sie persönlich zu begrüßen. Sie war etwas scheu aber von sehr einnehmendem Wesen. Sie humpelte, bzw. zog ein Bein nach und sah auch sonst nicht allzu gesund aus. Ich gab mir Mühe ihr zu erklären, dass ich versuchen würde Hundefutter für sie bei Magdalena im Dorf zu bekommen und sie solle mittlerweile hier auf mich warten. Ein paar Stunden später, als ich zwischen den Pinien hindurch wieder zum Haus fuhr, stand sie schon oben und begrüßte mich schwanzwedelnd. Ich machte gleich eine Packung des fertigen Hundefutters auf und stellte sie vor sie hin. Zögernd näherte sie sich, aber als sie Vertrauen gefasst hatte, aß sie alles in einem Rutsch auf. Den ganzen Nachmittag schien sie dann in den verschiedensten Liegepositionen das Essen zu verdauen. Ich schaute ab und zu auf sie hinab und als ich jedes mal sah, dass es ihr offenbar gut ging, ließ ich sie schlafen. Einige Male erkannte sie mich auch und schien zu sagen, dass ich herunterkommen sollte. So verstrich der ganze Nachmittag. Als es dunkel wurde und ich den lauten Generator für das Licht anschmiss, muss sie sehr erschrocken und schließlich geflüchtet sein. Ich habe die ganze Gegend mit der Taschenlampe abgesucht aber keine Brambilla gefunden. Wird sie wiederkommen? Für kurze Augenblicke hat sie mit mir kommuniziert und ich hatte ein überströmendes Gefühl der Zuneigung zu diesem kleinen Bastard, das tat gut und ich wünsche mir, dass Brambilla wiederkommt. Noch habe ich ja auch etwas zu essen für sie oder

sollte ich es wirklich anderweitig verwenden müssen? Eine Stunde später entdeckte ich sie auf der anderen Seite des Hauses zusammengeknäult unter dem Oleanderbusch. Also dann - bis morgen!

Der zweite Tag meines Lebens mit Hund begann mit einer freudigen Begrüßung durch Brambilla. Sie schien geahnt zu haben, dass ich wieder etwas Fressbares bei mir trug und sobald ich es auf den Boden stellte war sie offensichtlich vom Genuss überwältigt. Als ich dann wieder den Berg hinunterfuhr, lief sie noch eine kurze Weile hinter dem Auto her, blieb schließlich stehen und schaute mir nach als wolle Sie sagen „Komm bald wieder". Ich habe für sie noch ein wenig Futter im Krämerladen von Magdalena gekauft und die Gedanken an Brambilla ließen mich den ganzen Vormittag nicht los. Warum hatte ich plötzlich so eine starke Emotion diesem Hund gegenüber? Derartiges kannte ich überhaupt nicht von mir. Mein psychoanalytisches Denken setzte wieder ein und ich kramte jene erste Begegnung mit einem Haustier, einer kleinen Katze, in den Kindertagen in München aus meinem Bewusstsein. Damals hatte ich das ausgesetzte Kätzchen auf einer Bank an der Straßenbahnhaltestelle in einer Einkaufstüte raschelnd gefunden und mit nachhause gebracht. Es war bald klar, dass meine Eltern das Tier im Hause nicht mochten und eines Tages, als ich aus der Schule kam, war es nicht mehr da. Es sei einfach weggelaufen als die Haustüre für einen Moment offenstand, hieß es. Ich habe das später dann nicht mehr geglaubt und war mir sicher, dass meine Eltern für den Verlust des Kätzchens verantwortlich waren. Trotzdem habe ich an der vermeintlichen Undankbarkeit des kleinen Vierbeiners sehr gelitten. Es hat mir weh getan, dass meine Liebe letztlich nicht erwidert wurde. Seit damals habe ich kein Haustier mehr gehabt und es auch immer abgelehnt eines zu haben. Gründe gab es dafür schließlich eine ausreichende Zahl. Erstmals spüre ich jetzt einen ganz anderen, neuen Zusammenhang im Verhältnis von Mensch zu Tier.

Dieser Hund war plötzlich da und hatte ein vorurteilsloses Vertrauen zu mir, es schien mir wie das Urvertrauen zu sein. Ich kann mich nicht erinnern in der Beziehung zu Menschen dieses Gefühl je so stark gehabt zu haben. Brambilla drückt überhaupt ihre Gefühle so klar und erkennbar aus, dass sie es einem leicht macht sie zu lieben. Und darum geht es dabei. Ich habe auch Mitleid mir ihr, insbesondere nachdem ich heute gehört habe, wie andalusische Jäger - und ein ausgestoßener Jagdhund scheint sie zu sein - mit ihren Hunden gelegentlich umgehen. Wenn sie keine Leistung erbringen werden sie geprügelt, bis sie kaum mehr laufen können. Kommen ihre Behinderungen etwa daher? Ich möchte nicht an die Qualen denken, die ihr einer dieser hässlichen sog. „Jäger" zugefügt hat. Als ich heute Nachmittag nach Hause kam, muss mich Brambilla schon von der Ferne gesehen haben, denn

sie kam mir den Weg entgegengelaufen. Als ich ihr dann begegnet bin standen mir Tränen in den Augen.

Am dritten Tag war Brambilla morgens verschwunden. Ich musste sehr früh morgens aus dem Haus, es war beinahe noch dunkel und die Hündin ließ sich nicht blicken. Dennoch habe ich ihr ein Fertiggericht vor die Garage gestellt, in der Annahme, dass sie vielleicht wiederkommt oder sich nur in der Dunkelheit nicht ganz zurecht gefunden hat. Als ich am frühen Nachmittag wiederkam war Brambilla da! Sie schien mich zu erwarten, schlich sich um meine Beine und als ich ihr noch ein wenig Trockenfutter gab schien sie sagen zu wollen „das war doch wirklich nicht nötig!" Ich habe noch ein wenig über meine Beziehung zu diesem Hund nachgedacht und dabei ist mir aufgefallen, dass ich so etwas wie ein schlechtes Gewissen hatte. Bei genauerer Analyse bezog sich das schlechte Gewissen auf mich als Mensch gegenüber dem Tier bzw. dem Hund im Allgemeinen. Hat nicht der Mensch den Hund überhaupt erst „gemacht", d. h. domestiziert? Ist Brambilla ohne ihre Eltern oder Großeltern, die einst Hunde einer Menschenfamilie waren, überhaupt denkbar? Der Mensch hat sich den Hund als Haustier gezüchtet und ihn gehalten. Jetzt hat er keine Berechtigung so ein Tier einfach zu verlassen und auszusetzen. Der Mensch hat eine Verantwortung für die Hunde, denn sie sind irgendwie seine Geschöpfe. Diese Verantwortung spüre ich auch und mir wird eng ums Herz, wenn ich an den nicht so fernen Tag denke an dem ich ins Auto steige und Brambilla alleine zurücklasse. Wenn sie nicht ein neues Schicksalsglück trifft, wird sie jämmerlich sterben, hier wo niemand ist und für sie sorgen kann. Ich will ihr nicht zu viel von mir geben und zu viel Zuneigung zu ihr fassen, damit der Abschied nicht so furchtbar traurig wird. Brambilla hat mir die Augen geöffnet und mich gelehrt, dass die Liebe zu einem Tier durchaus eine Berechtigung hat, weil sie gelegentlich direkter und unkomplizierter als die Liebe zu einem Menschen ist. Bei Regen, und es regnet zur Zeit relativ oft, verkriecht sich die Kleine unter die Bogainvilles in die Mauerecke am Treppenaufgang. Dort liegt sie wie ein Wollknäuel und blinzelt in die Welt; dies Bild prägte sich tief ein und scheint wie der Ausdruck von Zufriedenheit schlechthin. Der Freund, der einen versorgt in unmittelbarer Nähe, geschützt vor Regen und Wind und dazu noch relativ warm, was kann eine ausgesetzte Hündin noch vielmehr erwarten? Brambilla ist auch ganz offensichtlich dankbar. Ich habe sie seit dem ersten Tag nicht mehr heulen gehört und ich wünsche mir, dass ein anderer Hund vorbeikäme und sie mitnähme, mit in eine bessere Hundewelt.

Am vierten Tag empfinde ich Brambilla schon fast als einen Teil meiner täglichen Lebensroutine. Ich war im Dorf, habe für mich Brot und für sie Hundefutter gekauft, als sei dies die größte Selbstverständlichkeit. Wie immer, hat sie mich am frühen Nachmittag, als ich aus der Kellerei zurückkam schon erwartet.

Sie kam den Weg entlanggelaufen und wir begrüßten uns wie zwei alte Freunde. Dann bekam sie ihr „Hundeknabbergebäck", was sie mit großer Gier verschlang. Ich glaube zu verstehen, warum einsame Menschen sich nach einem Hund sehnen und ich beginne auch zu begreifen, dass man von der Nähe zu so einem Tier abhängig wird. Das will ich für mich nicht zulassen. Ich versuche weiterhin genügend emotionalen Abstand zu halten, sonst könnte ich ja in vier Tagen auch gar nicht abreisen. Dabei merke ich wie ich die typische Haltung des stärkeren adaptiere um meine Gedanken zu rechtfertigen. Schließlich, so sage ich mir, in dem ich meinen ganzen Mut zusammenreiße, ist sie ja völlig freiwillig und unaufgefordert zu mir gekommen, deshalb muss sie auch die Konsequenzen tragen. Das ist natürlich barer Unsinn und widerspricht vielem was ich an anderer Stelle schon geäußert habe. Wenn ich ganz ehrlich zu mir bin, möchte ich eigentlich gar keine persönliche Einstellung zum Problem Brambilla haben. Es wird sich auf die eine oder die andere Art lösen , darauf müssen wir beide, sie und ich, jetzt hoffen. Eine Zukunft mit Brambilla, wie unsere Freunde Uli und Norbert sie in einer ganz ähnlichen Situation mit einem Hundefindling eingegangen sind, kommt für mich nicht in Betracht. Die Verantwortung , von der ich schon gesprochen habe, möchte und kann ich nicht übernehmen.

Am fünften Tag kam sie mir abermals freudig entgegengelaufen als ich nachmittags nachhause kam. Später, als es dunkel wurde war sie, wie schon gestern Abend verschwunden. Nutzt sie die mondhellen Nächte zur Kontaktsuche, oder hat sie ein neues Plätzchen entdeckt an dem sie die Nacht verbringt? Ich spüre wie mich die Unsicherheit wo sich das Tier befindet etwas nervös macht. Sollte ich nicht froh sein wenn sie weg ist, einfach entlaufen wie einst meine kleine Katze? Cesar hat heute festgestellt, dass ich ein wenig verliebt in Brambilla sei. Ich hätte ihm gerne widersprochen, aber etwas Wahres ist sicher an dieser Behauptung. Umso mehr Grund diese Beziehung zu beenden. Nur wie? Einfach verschwinden und das liebe Tier seinem Schicksal überlassen? So werde ich es der Not gehorchend tun aber wohl ist mir dabei wirklich nicht.

Was ich gestern schon vermutet habe, hat sich heute, am Sonntag, verwirklicht. Bereits am frühen Morgen kamen die Jäger wieder, die vermutlich Brambilla am vergangenen Sonntag hier gelassen hatten. Ich habe sie den ganzen Tag nicht mehr gesehen und auch am Abend, als wieder Ruhe im Tal eingekehrt war, blieb sie fort. So hat sich das vermeintliche Problem ganz von alleine gelöst. Bin ich jetzt zufrieden? Nicht ganz. Irgend etwas in mir fühlt sich verletzt. Auch ich hatte Brambilla offenbar unbewusst als ein mir untergebenes Tier gesehen und jetzt hat sie eine eigene Entscheidung gegen mich getroffen. Das entsprach nicht meiner Vorstellung. Ich habe den Fehler vieler „Hundebesitzer" begangen und eine Art Unterwürfigkeit verlangt. Ich wollte der Herr sein, so wie ihn Tizian in der Person Philip II. gemalt hat,

der schützend seine autoritäre Hand auf den ihn begleitenden Jagdhund legt. Der Hund als Symbol des Untertan. In dieser Rolle gefällt sich der Mensch, egal ob König oder eine kleine, alte Oma in einer Einzimmerwohnung oder ich, der nie einen Hund wollte und jetzt auch keinen mehr hat. Damit ist eine kleine Affäre zu Ende gegangen und ich bin mal wieder um eine Erfahrung reicher geworden. Trotz aller Einsicht gehe ich von Zeit zu Zeit raus auf die Terrasse und schaue in die Dunkelheit ob sich nicht doch ein kleines, zottiges, weißes Bündel in der Dunkelheit abzeichnet.

Unsere Nachbarn, die in dem kleinen Häuschen auf dem Wege zu uns wohnen, führen einen erstaunlich komplexen Lebensstil. Sie sind Bauern, jedenfalls erschienen sie uns als solche. Ihre Stückchen Land war immer sehr gut gepflegt und man ahnte die Mühe und Begeisterung mit der sie ihre Arbeit verrichteten. Eines Tages erzählte er uns, dass seine Frau eine Arbeit an der Küste in einem Gewächshaus angenommen habe. Man wolle sich ja schließlich auch mal etwas leisten können und die Erde gäbe zu wenig her. Von da an gab es Zeiten in denen das Haus verschlossen stand. Der Eselstall, aus dessen oberem Türrahmen immer ein Maultier interessiert auf den vorbeiführenden Weg blickte, war abgesperrt und keine Hunde kläfften uns an als wir vorbeifuhren. Kurze Zeit später war wieder alles so wie immer. Der Esel stand an seinem Platz, die Hunde bellten und der Bauer und seine Frau arbeiteten auf dem Feld oder irgendwo um das Haus herum. Irgendwann später waren sie wieder weg und dieses Spiel wiederholte sich seither mit großer Regelmäßigkeit. Da wir wenig Kontakt mit diesen Nachbarn haben, haben wir auch noch nicht herausgefunden ob sie tatsächlich den Esel mit an die Küste nehmen, wenn sie wieder für einige Zeit verschwunden sind.

Ein interessantes Phänomen ist das Auto, welches nun schon seit Jahren auf dem Dreschplatz neben dem Haus mit dem Maultier steht. Ein alter Citroen, der einmal blau gewesen sein muss und dessen Farbe von Sonne und Regen verwaschen ist. Er hat ein Nummernschild und gelegentlich sieht man die Türen offenstehen. Wozu er noch benutzt wird weiß ich nicht, jedenfalls hat er sich seit vielen, vielen Jahren nicht einen Zentimeter bewegt. Dennoch wird er gelegentlich geputzt und es werden allem Anschein nach auch kleine Ausbesserungsarbeiten durchgeführt. Was hat es mit dem Auto auf sich? Ich habe meine eigene Interpretation: das Auto ist eine Ikone. Die Ikone des materiellen und geistigen Fortschritts. Vor vielen Jahren war es tatsächlich fahrbereit und der älteste Sohn ist mit ihm in den Ferien von seinem Studienort nachhause gekommen. Jetzt ist der Sohn irgendwo in einer Großstadt berufstätig, hat eine Frau und vielleicht Kinder, aber sicher ein neues Auto. Sein altes hat er bei den Eltern gelassen - für alle Fälle. Sie sind ein wenig stolz darauf, dass bei ihrem Haus ein wahrhaftiges Auto steht, pflegen und hegen es als würde der Sohn tatsächlich zurückkommen und mit Ihnen dann einen Sonntagsausflug machen. Sie haben ein Auto,

dass sie gar keinen Führerschein besitzen ist dabei beinahe nebensächlich.

Sommer in den Alpujarras, das ist der Sommer schlechthin. Als es im Jahr 2008 im Dorf gegenüber noch Hühner gab, ertönte bei Tagesanbruch der krächzende Hahnenschrei und etwas später erwachten die Nachbarn. Das laute Geschnatter der Frauen drang über das Tal und die vernehmbaren Gesprächsfetzen ließen erkennen, dass man sich über das heutige Mittagessen ausließ. Dazwischen vernahm man Hundegebell und Kinderschreie. Die ersten Sonnenstrahlen ließen die Kuppen der Hügel über dem Dorf golden aufstrahlen während unser Haus noch im kühlen Schatten der Berge im Osten lag.

Die sanften Hügel der Sierra de la Contraviesa haben das löwenhäutige Gelb des Hochsommers angenommen. Dazwischen liegen die saftig grünen Weinberge. Die Grillen geben ihr lautstarkes Mittagskonzert, intonieren das Zirpen um es nach einigen Minuten ebenso abrupt abzubrechen. Dann ist Stille und die flimmernde Hitze wabert über dem Land. Ein Schwarm Bienenfresser fliegt geschwätzig vorbei und unterbricht die Ruhe für ein paar Augenblicke mit ihrem Trillerpfeifen. Der Sommer ruft Erinnerungen wach. Die Sinnlichkeit der Wärme und des Lichts sind für die Liebe geschaffen. Ich denke an das kühlende Wasser und den heißen Sand am Cabo de Gata und an die Tretboote in Menton an der Côte de Azur oder die wogenden Kornfelder in Südschweden und die gewaltigen Dünen von Cape Cod sowie die laue Mondnacht am Aschbacher Berg. An diesen und vielen anderen Orten habe ich geliebt und den Sommer im wahrsten Sinne des Wortes erlebt, ein Begriff, der sich ja von Leben ableitet. Es scheint mir als hätte ich einen Fetzen meiner Seele für immer an diesen Orten gelassen. Was für himmlische Momente schier unendlicher Lust und Freude waren das, die so große Gefühle in mir wach riefen!

Die Alpujarreños wissen, dass es zwischen dem 15. Juli und dem 15. August Perioden von beinahe unerträglicher Wärme geben kann. Dann kommt die Hitze mit einem Südwind aus der Sahara nach Andalusien bzw. nach Südspanien. So eine Wetterlage erlebe ich gerade während ich dies schreibe. Von einem Tag zum anderen sind die Temperaturen hoch gegangen, jetzt sind es am Nachmittag über 40 Grad und staubtrocken. Am Horizont, über dem Meer hängen Wolken, die andeuten, dass da unten das Wasser verdampft. Die Wärme prickelt auf der Haut und um die Mittagszeit mit ihrem grellen Licht sind die umliegenden Dörfer wie ausgestorben und strahlen eine gewisse Trostlosigkeit aus. Im Glas des „Tinto de Verano" klirren die Eiswürfel und künden von Erfrischung. Wunderbar! So lässt es sich gut überleben und von den schönen Sommern des Lebens träumen, bis tief in die tropische Nacht, in der die Temperatur gerade mal auf 30° absinkt. In so einem Sommer wird mir klar, dass es nur einen

Gott, der in der Natur lebt, geben kann. Gott ist in diesen Stunden überall. Sein Atem ist der zarte Wind, der Düfte von Heu und Sommerblumen mit sich trägt. Die wogenden Gräser geben ihre Zustimmung zu dieser Gottheit, die den Menschen ganz offensichtlich liebt. Denn sie hat ihm eine Umgebung geschaffen, die schöner und adäquater nicht sein kann. In ihr tönt die Musik der Liebe und der Menschlichkeit und für das alles gibt es nur ein Wort: Glück. Glück ist nicht Haben, Glück kann nur Sein bedeuten. Danach zu streben sollte das Ziel sein. Das mag in den Ohren mancher wie ein abgestandenes Klischee klingen, und das ist es vielleicht auch. Aber es kommt auf die Innigkeit an, mit der man etwas empfindet und als wahr erkennt.

Ian McEwan beschreibt in seinem Roman „Abbitte" (Eichborn Verlag, Frankfurt 2003) nicht nur die Liebe im Sommer sondern räumt auch den Moralvorstellungen vergangener Zeiten Raum ein. Die Großmutter der Protagonistin war der festen Meinung, dass der Sommer die Amoral fördere. Spärliche Kleidung und die vielen Möglichkeiten sich an verschiedensten Orten außer Haus aufzuhalten und mit anderen zu treffen sind aufreizend und in hohem Maße erogen. Junge Menschen können den Versuchungen dann nur schwer widerstehen. Zur strengen Erziehung, insbesondere der Mädchen, gehörte es, dass sie, aus den besagten Gründen, an warmen Sommertagen im Haus bleiben mussten. Liegt in dieser Sichtweise nicht vielleicht sogar die Ablehnung des Sommers in der spanischen Mentalität. Ich habe mich oft gefragt, wieso im Sommer in diesem Lande über nichts anderes geredet wird als über die unerträgliche Hitze, selbst wenn diese für ein gewöhnliches Nordlicht noch ganz annehmbar erscheint. Die Häuser in den andalusischen Dörfern sind fast fensterlos und innen immer dunkel. „Damit die Hitze nicht hereinkommt" ist die landläufige Erklärung. Es scheint als lehne eine ganze Gesellschaft die Jahreszeit, die ich oben so enthusiastisch geschildert habe, aus tiefstem Herzen ab. Ist es von der katholischen Weltsicht beeinflusste Prüderie, die das sexuell Verführerische des Sommers nicht realisieren wollte und verteufelt hat? Wie die Kirche alles fleischlich sinnliche verdammt hat, hätte sie wohl auch am liebsten den Sommer aus der Erlebniswelt ihrer treuen Schäfchen verbannt um sie nicht in erotische Versuchung zu führen. Zur Bademode des spanischen Sommers gehört unweigerlich der „Pareo", jenes große Tuch aus Seide oder anderen leichten Stoffen, in das sich die Spanierin hüllt, wenn sie am Strand in den Chiringuito geht. Es ist wohl eine Art Verschleierung, die die Frau da vornimmt, vielleicht nicht unähnlich eines ähnlichen Brauches in den arabischen Ländern, der ja auch die Erweckung der Männerbegierde vermeiden soll. Denkt man allerdings an die luftig-sinnliche Architektur der Mauren, dann ist dort nichts von Ablehnung des Sommers zu spüren.

An einen Sommer am Beginn der 90-iger Jahre erinnere ich mich noch ganz besonders. Er stand ganz im Zeichen der vermeintlichen Klimakatastrophe, in deren Verlauf es zu ganz akutem Wassermangel in der Region kam. Die Feststellung, dass die Verfügbarkeit von Wasser zu den essentiellen Bedürfnissen des täglichen Lebens gehört, erscheint uns im Norden Europas ungewöhnlich trivial. Wasser ist immer da, überall wird es ohne Einschränkungen gebraucht und selten denkt man daran, dass diese Selbstverständlichkeit einmal rar werden könnte. In der Sierra de la Contraviesa bahnte sich allerdings das kaum Vorstellbare an. In dieser wundervollen Landschaft mit ihren Weinbergen, Olivenhainen, Feigenbäumen und uralten Korkeichen bearbeiten die Bauern das Land noch in der selben Weise wie es ihre maurischen Vorfahren getan haben. In den letzten sieben Jahren schien es als verändere sich dort das Klima langsam, von Jahr zu Jahr wurden die Niederschläge geringer. Viele der einst sprudelnden Quellen verkümmerten zu Rinnsalen und manche versiegten überhaupt.

Allmählich begannen wir dort zu ahnen, dass die Dürre uns das Land eines Tages nehmen und uns aus dem kleinen Paradies vertreiben könnte. Schleichend machte sich die Angst breit. Im vergangenen Sommer kamen Gerüchte auf, dass die Betreiber der Obst- und Gemüseplantagen in den riesigen Plastikgewächshäusern unten an der Küste das letzte Wasser aus den Bergen pumpten. Gleichzeitig schien es als würde die neuerstandene Landschaft aus Plastikfolien durch die ungewöhnliche Wärmespeicherung das Klima in diesem Landstrich endgültig verändern. Ein Überleben war wohl hier auf lange Sicht nicht mehr möglich. Aber auch aus anderen Gegenden Andalusiens erreichten uns Meldungen über extreme Trockenheit, ja sogar die Weltausstellung in Sevilla 1992 sei gefährdet. Einige Wissenschaftler verstiegen sich zu der Theorie, dass die Wüste von Afrika langsam aber kontinuierlich auf das europäische Festland übergriff. Wir waren die ersten Opfer der fortschreitenden Klimakatastrophe. Einige mutige Kommunalpolitiker holten sich Ingenieure und Geologen aus Madrid und Granada heran und begannen laut über Rettungsaktionen für die Region nachzudenken. Man wollte z.B. vom Rio Trevelez, einem reißenden Gebirgsbach, der vom ewigen Schnee der Sierra Nevada gespeist wird, über eine überdimensionale Pumpstation und ein ausgetüfteltes Röhrensystem Wasser heranschaffen. Unterschriften wurden gesammelt um dem Projekt bei der Provinzregierung Gewicht zu verleihen, und niemand, der auch nur irgendwie seinen Namen aufs Papier kritzeln konnte, versagte sich dieser Initiative. Als es konkreter wurde kamen jedoch wieder Skepsis und Misstrauen auf. Bedeutete dies nicht nur Wasser für die Dörfer, unsere verstreuten Gehöfte aber sollten leer ausgehen? Ein erneutes Mal schien die Obst- und Gemüseindustrie an der Plastikküste ihre Hände im Spiel zu haben. Die Röhrenaktion war ein abgekartetes

Spiel um auch das letzte Wasser der Berge in die Gewächshäuser ableiten zu können. Die Ohnmacht des kleinen Bauern gegen die Interessen einer, mit den Muskeln spielenden, Wirtschaft verbitterte die Nachbarn, die außer ihren Bedürfnissen und Wünschen keine überzeugenden Argumente zu haben schienen. „Wenn es diesen Winter nicht regnet, ziehen wir nach Katalonien zu unserem Sohn, der dort in einer Autofabrik arbeitet." So oder wenigstens sinngemäß so, reagierten viele meiner Freunde. Ihre traurige Alternative zur angestammten Heimat wurde immer mehr zur Gewissheit als sich die Schreckensmeldungen im letzten Sommer überschlugen.

In Gualchos, einem reichen Nachbardorf in Küstennähe, habe man bereits Salzwasser aus dem Dorfbrunnen gepumpt und das Vieh drohe einzugehen. Als die Zeit der Weinlese kam, gab es kaum eine Ernte. Die Trauben waren klein und ihre Gesamtmenge betrug nur noch ein Drittel dessen was in früheren Jahren gelesen wurde. Tankwagen brachten Wasser zu unseren „Cortijos" (Gehöften) um das Leben von Mensch und Tier wenigstens für ein paar Wochen zu gewährleisten. In Albondón und anderen Nachbardörfern gab es nur noch dreißig Minuten am Tag Wasser aus den öffentlichen Leitungen. Die Landschaft knisterte förmlich überall vor Trockenheit. Wer die Gegend und ihre Menschen kennt, verstand sehr wohl die große Sorge um die Zukunft, die allen im Gesicht stand. Es gab allerdings auch ein paar notorische Optimisten die sich und anderen mit gespielter Lässigkeit immer wieder sagten „einmal muss es ja schließlich regnen". Sie wurde unterstützt von manchen der ganz Alten, die sich an ähnliche Dürrezeiten am Anfang dieses Jahrhunderts erinnerten. Auch damals schienen Land und Leute nahe dem Ruin, nur war man nicht so mobil wie heute und musste ausharren. Damals hat es sich gelohnt. Die Natur erholte sich wieder und man überlebte. Zwei Generationen später gibt es nicht mehr soviel Geduld und Schicksalsergebenheit wie in jenen Tagen. Beim Abschied von den Freunden im vergangenen September war nur vom kommenden Regen die Rede und wie es sein würde wenn die Quellen wieder voll sind. So richtig hat natürlich niemand daran geglaubt.

Als ich dann im Dezember erneut gen Süden aufbrach war es im gewohnten Bewusstsein in den ewigen Sommer zu fahren und - wie in so vielen Jahren vorher- das Mittagessen am Weihnachtstag in Hemdsärmeln auf der Terrasse des „Teide", meinem Lieblingslokal in Bubión, einem Dorf in der Sierra Nevada, einzunehmen. Bereits auf dem Wege von Granada zu den heimatlichen Bergen fiel mir auf, dass die Landschaft in ein saftiges Grün getaucht war und, dass neben dem blühenden Ginster am Straßenrand auch unzählige, kleine Blüten des Huflattich auf den Abhängen leuchtend gelbe Farbflecken in der sonst um diese Jahreszeit eher grauen Natur hinterließen. Je näher ich meinem Ziel kam, desto deutlicher wurde es: es musste

geregnet haben. Ein Brunnen an der Strasse, an dem vor vielen Jahren die Sonntagsausflügler aus Granada ihre Autos wuschen, war wieder voll, ein dicker Strahl kam aus der dem Berg zugewandten Wand und ließ das Wasser überfließen. Niemand war da das kostbare Nass aufzufangen, es rann den Straßenrand entlang und versickerte irgendwo unbemerkt. Als ich schließlich von der Straße abbog um in das vertraute, dem Meer zugewandte, Tal hinunterzufahren war es endgültig klar, dass es wohl wochenlang geregnet haben musste. Wasser war überall, kleine Bäche hatten sich ihr Bett durch den Feldweg gegraben und das Rauschen des fließenden Wassers verstärkte sich durch das Echo zu einer hier seit Ewigkeiten nicht mehr gehörten, sanften Melodie. Ich stand vor dem Haus und lauschte entzückt bevor mein Blick hinüber zum Reservoir fiel. Vor drei Monaten war es noch völlig leer und der Zufluss war versiegt. Armdick kam es jetzt aus dem Rohr und ließ das Becken überlaufen. Fast unbemerkt hatte es wieder angefangen zu regnen und, der Faszination mittlerweile vollständig erlegen, ließ ich mich völlig durchnässen. Wasser, das langersehnte, war wieder da! Das Wunder, an das niemand mehr so richtig glaubte, war geschehen. Jetzt drängte es mich die Nachbarn zu sehen und in ihre Gesichter zu schauen. Tatsächlich, ihr Ausdruck hatte sich verändert, die Kümmernis des Sommers war wie weggeblasen. Sie lachten, scherzten und freuten sich noch einmal mit mir. Vom Wunder redeten sie nicht mehr. „Eigentlich müsste es jedes Jahr so sein, wenn es mit rechten Dingen zuginge" meinten die einen, während andere etwas bescheidener waren: „Selbst wenn es jetzt fünf Jahre nicht mehr regnet haben wir für diese Zeit ausreichend Wasser", was allerdings danach geschehen würde wissen sie auch heute nicht. Fürs`s Erste sind wir noch einmal davongekommen" - bis wann weiß niemand.

Abb.: 22: Corral de Castro, zur Gemeinde Torvizcon gehörig, im Jahre 2012.

Nachzutragen wäre noch, dass das Reservoir für das Wasser des rio Trevelez tatsächlich gebaut wurde und nicht nur die Dörfer sondern auch viele cortijos, einschließlich unserem, Sommer und Winter mit fließendem Wasser versorgt. Die Lage ist dadurch deutlich entschärft worden und eine Notsituation wie in der oben beschriebenen Zeit ist seither nicht wieder aufgetreten.

Ein Gewitter in den Alpujarras. Kurz nach drei Uhr in stockfinsterer Nacht wurde ich durch ein merkwürdiges Grummeln draußen aufgeweckt. Vielleicht war es ein Flugzeug, dachte ich und schlief wieder ein. Dann wurde ich wieder wach und es dauerte nicht lange bis ich das Geräusch als Donner identifizieren konnte und tatsächlich, das Wetterleuchten fehlte auch nicht. Langsam schwoll der Donner an und ging in ein kontinuierliches Paukensolo über. Auch die Blitze schienen jetzt gar nicht mehr aufhören zu wollen und es war taghell draußen mit einem weißen halogenartigen, künstlichen Licht. Es fing an zu

regnen, zunächst nur ein harmloses Plätschern, dann immer mehr bis es ein lautes Gehämmer gegen Fenster und Dach war. Ich stand auf um mir das Naturschauspiel vom Fenster aus zu betrachten und sah die milchig-weiß erhellte, zuckende Landschaft in dichten Nebel eingehüllt, die Pinien bogen sich im Wind und heulten. Die Blitze zuckten vertikal über den Himmel Was für eine gewaltige Kraft war hier am Werk! Gebannt sah ich hinaus und beim Anblick dieses unwirklichen Schauspiels lief mir ein Schauer über den Rücken. Würde das alte Ziegeldach des Hauses das aushalten? Ich beschloss wieder ins Bett zu gehen und unter die gemütliche Decke zu schlüpfen um das Ende abzuwarten. In zwei Stunden musste ich sowieso wieder aufstehen, denn wir füllen den Wein des vergangenen Jahres ab und haben uns auf einen Arbeitsbeginn von 7.00 Uhr früh geeinigt. Der unbeschreibliche Krach ging weiter, er dachte gar nicht daran weniger zu werden. Ich versuchte anhand der Sekunden zwischen Blitz und Donner abzuschätzen, wo sich das Gewitter befand. In der raschen Reihenfolge der Blitze wusste ich aber nicht welcher Donner zu welchem Blitz gehörte. Ich konnte nur ahnen, dass ich mich ziemlich in der Mitte dieses Gewitters befand. Das Haus hat keinen Blitzableiter, denke ich und fragte mich ob die Mandelbäume ringsum eine ausreichende Schutzfunktion ausüben würden. Mit diesen Gedanken im Kopf schlummerte ich ein wenig ein. Da klingelte schon der Wecker, es blitzte und donnerte immer noch. Auf der Fahrt etwas später zur Kellerei huschten im fahlen Licht der Blitze Ratten und Mäuse über die Strasse, als würde sie vor etwas davonlaufen. Hatten sie Angst? Ich war der erste um kurz vor sieben, es regnete in Strömen und völlig durchnässt trat ich in die Bodega, in der kein Licht brannte. Kurzschluss durch Gewitter, war mein erster Gedanke. Da kam Antonio und seine Frau sowie César und bestätigten meine Verdachtsdiagnose, denn auch unten im Dorf brannte kein Licht. Schließlich stellte sich heraus, dass die ganze Gegend keinen Strom hatte. Antonio bekümmerte dies allerdings wenig, er sprach von den heute Nacht verlorenen Feigen, die jetzt am Boden lagen und begannen zu faulen. Desgleichen die Mandeln, die durch Sturm und Regen vom Baum geschlagen wurden. Möglicherweise haben sogar die Rebstöcke etwas abbekommen, da müssen wir nachher nachsehen. „Diese Nacht hat uns ein Vermögen gekostet" sinnierte Antonio, während César sich mehr um den Wein sorgte „Das kann die bevorstehende Ernte erheblich mindern". Als die Nacht sich langsam zu lichten begann, sah ich den Schnee auf dem Mulhacen und dem Pico de Veleta. Allen war klar, dass die vergangene Nacht eine ganz besondere Nacht war und im Gedächtnis noch lange fortleben würde. Der lange schöne Sommer war abrupt zu Ende gegangen, was sich auch am nächsten Abend dadurch bemerkbar machte, dass es nicht nur deutlich kühler sondern auch, dass die Grillen nicht mehr zirpten. Starker Wind kam auf und vertrieb die Wolken. Die Sonne schien wie vor kurzem aber es war nicht mehr so wie vorher. Der Herbst war innerhalb von

24 Stunden gekommen. Eine neue Jahreszeit, die Zeit der Ernte, in der ein besonderer Duft in der Luft lag.

In einem anderen Jahr zog ich Ende Januar morgens die Vorhänge zurück und mir verschlug es buchstäblich die Sprache. In der Nacht hatte es geschneit, schwerer Schnee lag auf den Ästen der Pinien und drückte sie nieder. Die vertraute Landschaft hatte sich ein strahlend weißes Kleid angezogen. In der Ferne des großen Tals hingen noch die abziehenden, grauen Schneewolken, als wollten sie mir noch ein letztes Auf Wiedersehen zuwinken. Sie verschwanden und machten der Sonne Platz. Die Hänge um mich herum glänzten silberig. Ein feenhafter Zauber lag um das Haus durch dessen Fensterscheiben ich mir dieses kleine Wunder von Licht und Weiß ansehen konnte. Kleine und größere schwarze Vögel flogen aufgeregt von Baum zu Baum, sie verstanden die Welt nicht mehr, denn sie fanden kein Futter. Wie oft habe ich schon graue und regnerische Wintertage in den Alpujarras verbracht! Schnee war immer nur auf der entfernten Sierra Nevada zu sehen, noch nie hier in den deutlich niedrigeren Bergen. Zwar hatte ich gehört, dass es letztes Jahr bereits massiven Schnee gegeben haben soll und auf einigen Photos von César habe ich es nachvollziehen können. Aber jetzt war ich mitten drin, konnte den Schnee anfassen und in meiner Hand schmelzen lassen. Komisch, wie sehr Schnee mit der Kindheit verbunden ist. Früher soll es, wenigstens in unseren heimischen Breitengraden, ja viel mehr geschneit haben. Klimawandel nennen es die professionellen Bedenkenträger. Ich würde mir am liebsten Stiefel anziehen und draußen einen Schneemann bauen. Ich würde ihm zwei Kaktusfeigenblätter als Ohren anheften und eine Apfelsine als Knollennase. Lange würde er nicht überleben. Schon tropfen im Sonnenschein silberne Perlen geschmolzenen Schnees von den Bäumen. Die Sonne bringt Temperaturen über Null Grad, denen die weiße Pracht nicht widerstehen kann. So ist es eben in diesem Landstrich, ein verschneiter Winter ist hier schnell vergänglich und gemahnt an die alte Erkenntnis, dass selbst gottgegebene Schönheit nicht von Dauer ist. Zum Glück kann ich nur sagen, denn der schöne Schnee brachte auch Ungemach: das Wasser war in der Leitung war gefroren und folglich war das Haus ohne Wasser, mit all den sich daraus ergebenden Konsequenzen. Trotzdem, das Erlebnis von tiefem Schnee ganz im Süden Spaniens hat eine besondere Faszination. Zur Mittagszeit bin ich durch den jungfräulichen Schnee hinauf gefahren um mich mit einem Freund in der „Venta del Chaparro“ zu treffen. Hin und wieder kreuzten die Fährten von Hasen meinen Weg und oben auf der Strasse waren vielleicht zwei oder drei Autos vor mir durch den tiefen Schnee gefahren. Geräumt war überhaupt nichts. Es schien als sei das Leben zusammengebrochen. Jeder, der nicht unbedingt hinaus musste, blieb an diesem Morgen zuhause. Ich genoss dieses wunderbare Naturschauspiel in vollen Zügen, so lange es noch andauerte, am Abend würde es wieder vorbei sein. In diesen Wintertagen ist das

Wetter, völlig unabhängig davon was die Meteorologen im Fernsehen sagen, immer sehr unstabil und wechselhaft. Nach dem Schnee kommt Sonne, dann wieder Regen und damit häufig auch dichter Nebel, der sich durch ein paar Sonnenstrahlen wieder auflösen wird. So kann es wochenlang gehen.

Ein paar Jahre später ist wieder Sommer und das nächtliche Tal öffnet sich gegen Süden zum Meer. Ein zarter Lichtschimmer scheint über dem Wasser zu schweben, ansonsten ist es dunkel und still. Das ferne, konstante Zirpen der Grillen wirkt beruhigend. Der Blick wandert langsam in den Himmel hinauf. Mir gegenüber steht der Skorpion am Firmament. Er ist ein beeindruckendes Sternbild in einer südlichen Sommernacht. Seine beiden Scheren und dazwischen der aufgerichtete Stachel gefolgt vom langen Leib um den hellen Stern Antares und dem gefächerten Schwanz bildet er tatsächlich ein gut erkennbares Abbild dieses Spinnentieres, das viele mythologische Bedeutungen hat. Während die Chinesen in der Sternkonstellation einen Drachen sahen, kommt die heutige Interpretation aus der griechischen Antike. Von dort stammt auch die Geschichte von Artemis, der Göttin der Jagd, die von ihrem Bruder Apollo verehrt wurde, selbst aber den Orion liebte. Von Eifersucht getrieben befahl Apollo dem Skorpion den Orion zu töten. Später bereute er den Tod seines Freundes und holte ihn reumütig an das Himmelszelt zurück. Er wurde dort so weit wie möglich vom Skorpion platziert um seinem Mörder nie zu begegnen. Tatsächlich wenn der Orion aufgeht, geht der Skorpion unter und umgekehrt. In vielen Kulturen symbolisiert der Skorpion auch Tod und Unglück oder das Böse, was man angesichts des leuchtenden Sternbildes nicht ganz nachvollziehen kann. Der Skorpion ist eines der zwölf Sternbilder des Tierkreises, also eines, das die Sonne in einem Jahr durchläuft.

Dieser Skorpion dominiert jetzt den Sternenhimmel Ende Juli und regt mich zum Nachdenken über die Zeit an. Wie ich haben schon Menschen vor unendlich vielen Jahren den Himmel gesehen und das was sie sahen interpretiert. Die Stille, die ja im strengen Sinne des Wortes überhaupt keine Stille ist, denn sie wird in der Natur, auch in der Nacht, ständig durch Geräusche unterbrochen, überträgt sich auf mich, den Zuschauer dieses grandiosen Naturschauspiels. Irgendwie beginne ich zu begreifen, dass es eine absolute Wahrheit, eine unteilbare Wahrheit, von der ich selbst ein fester Bestandteil bin, geben muss. Dies hat nichts mit der, von mir einst wie ein Götze angebeteten naturwissenschaftlichen Wahrheit zu tun, die es ja wie ich heute weiss - ebenso wenig gibt wie die Stille. Die Wahrheit der Stille ist das Göttliche, eine Art kosmische Wahrheit, die mich beim Anblick des Skorpions erfüllt und bei der das Wissen um sie gleichbedeutend mit einer tiefen Liebe zur Natur ist. Alles um mich herum ist nicht nur äußerst harmonisch und schön sondern ergibt auch einen spürbar tieferen Sinn.

Diesen Sinn verstehe ich in solchen Momenten, aber das was ich dabei erkannt habe, lässt sich nicht in Worte fassen. Die Sprache dafür ist mir nicht verfügbar, wenn überhaupt, könnte sie sowieso nur gleichnishaft sein. Trotzdem gibt es keinen Zweifel, dass ich etwas verstanden habe wonach ich mich in meiner Jugend mal gesehnt habe. Meine ganze „romantische Ader" ist vielleicht nichts anderes als die ständige Sehnsucht nach dieser „mystischen Erfahrung" angesichts des Skorpions in einer Sommernacht an Europas Südspitze. Ich bin kein religiöser Mensch, denn jede Religion ist mir mit ihren Riten fremd, aber ich bin gottgläubig, allerdings ohne ein Bild von meinem Gott zu haben. In den geschilderten nächtlichen Momenten kann ich diesen Gott als die absolute Wahrheit in und außerhalb von mir erkennen und die Frage einer Akzeptanz dieser göttlichen Begegnung stellt sich mir überhaupt nicht, denn sie ist in dem Augenblick da ich sie ja erkannt habe meine Wirklichkeit. Immer wieder habe ich gehört, dass die Religiosität ein Grundbedürfnis des Menschen sei, ähnlich der Sexualität. Dies mag durchaus so sein und meine gelegentliche Nähe zu Empfindungen einer mir existent erscheinenden Gottheit erklären. Religiosität ist eine Eigenschaft des denkenden Menschen, denn sie erscheint in jenen Regionen des Geistes, in denen das logische Gehirn nicht mehr zuständig ist, bzw. gar nicht sein kann.

Eine der schönsten musikalischen Huldigungen der Nacht ist, meiner Meinung nach, Schuberts „Nachtgesang im Walde", die Vertonung eines Gedichtes vom romantischen Wiener Hobby-Poeten *Johann Gabriel Seidl*. Der Text wäre wegen seiner Banalität eigentlich kaum erwähnenswert, wäre er nicht die Schablone für die grandiosen Noten Schuberts geworden:

Sei uns stets gegrüßt, o Nacht!
Aber doppelt hier im Wald,
Wo dein Aug verstohl´ner lacht,
Wo dein Fußtritt leiser hallt!

Auf der Zweige Laubpokale
Gießest du dein Silber aus;
Hängst den Mond mit seinem Strahle
Uns als Lamp´ ins Blätterhaus.

Säuselnde Lüftchen sind deine Reden,
Spinnende Strahlen sind deine Fäden,
Was dein Mund beschwichtigend traf,
Senkt das Aug´und sinket in Schlaf!

Und doch, es ist zum Schlafen zu schön,
Drum auf! Und weckt mit Hörnergetön,
Mit hellerer Klänge Wellenschlag,
Was früh betäubt im Schummer lag.

Es regt in den Lauben des Waldes sich schon,
Die Vöglein, sie glauben, die Nacht sein entflohn;
Die wandernden Rehe verlieren sich zag,
Sie wähnen, es gehe schon bald an den Tag
Die Wipfel des Waldes erbrausen mit Macht,
Vom Quell her erschallt es, als wär´ er erwacht!

Und rufen wir im Sange:
„Die Nacht ist im Walde daheim!“
So ruft auch Echo lange:
„Sie ist im Wald daheim!“

Drum sei uns doppelt hier im Wald gegrüßt
O holde Nacht,
Wo alles, was dich schön uns malt,
Uns noch weit schöner lacht.

Selbst wenn der Wald hier nur aus ein paar wenigen Zypressen sowie Mandel- und Olivenbäumen besteht, drückt Schuberts Musik die Stimmung angesichts des Skorpions am Nachthimmel wunderbar aus. Ein Windstoß rauscht durch die Nadeln und Blätter, dieses Rauschen verstärkt sich im Tale und zusammen mit dem Zirpen der Grillen ergibt es ein zartes Musikstück, das durch die Ruhe erst hörbar wird.

Die Nacht fasziniert mich ungemein und ängstigt mich auch. Sie ist doch eigentlich zum Schlafen da, aber irgendwie auch nicht. Sie schenkt mir Dunkelheit und Stille, aber sie steht auch für den Verlust von Klarheit und Kontrolle. Vieles bleibt im wahrsten Sinne des Wortes im Dunkeln. Nachts scheinen ganz besondere, erotische und kreative Kräfte freizuwerden, die meine Wahrnehmung verändern und meine Phantasie anregen. Ich glaube, dass die Nacht in der Musik eine sehr herausgehobene Rolle spielt, denn sie verkörpert die Stille und mit ihr jene akustische Pause, die uns den Zeitablauf der Musik bewusst werden lässt. Die Nacht ist in allen Kulturen ein großes mythisches Thema. Märchen und Sagen beschwören die Tiefe der Nacht, und für die Musik stellt sie einen mächtigen Echoraum dar, in dem die Töne mit einer ganz besonderen Klangfarbe widerhallen. Wie die Stille in der Natur ist die Musik göttliche, kosmische Wahrheit. Das Spektrum der „Nachtmusiken“ reicht im klassischen Repertoire von Mozarts „kleiner“ über die Nocturnes der Romantik zu de Fallas „Noches“ in spanischen Gärten und der „verklären Nacht“ von Schönberg.

Eine ganz besondere Zeit des Tages muss noch Erwähnung finden: Der Übergang vom Tag zur Nacht. Freunde von Cocktailbars und ihrer Kultur nennen sie „The Blue Hours“, in denen sie ihre long drinks schlürfen. Es ist die Tageszeit in der man sich auf den emotionalen Rausch der Nacht vorbereitet. Blau

ist die Farbe der Romantik und romantische Träumereien werden in der blauen Stunde sachlichen Erkenntnissen vorgezogen. Nach einem heißen Sommertag bringt diese Zeit die erste, befreiende Kühle und das Klingeln der Eisstückchen im Gin-Tonic-Glas verheißt Erfrischung und Entspannung. Im wahrsten Sinne des Wortes ist es eine Übergangszeit, nämlich von einem Bewusstseinszustand in einen anderen. Die Erotik einer erträumten Liebesnacht, die in dieser Stunde Gestalt annimmt, hat niemand so intensiv und mitreißend wie Richard Strauss zu einem Text von John Henry MacKay (1864-1933) in Ton gesetzt (letzte Strophe):

Und will an die Brust dir sinken, eh du's erhofft,
Und deine Küsse trinken, wie ehmals oft,
Und flechten in deine Haare der Rose Pracht.
O komm, du wunderbare, ersehnte Nacht!

„Vieltausend Augen hat die Nacht" titelte die Redakteurin der Neuen Zürcher Zeitung, Andrea Köhler, ihren Beitrag zum Lucerne Festival am 6./7. August 2011, das dem Schwerpunktthema „Nacht" gewidmet war. Darin schreibt sie über die Nacht u. a.: "Mit den Träumen, auf deren Terrain der Wille den Einfluss verliert, entführt sie uns in den unauslotbaren Teil unserer Selbst. Sex, Alkohol, Drogen, die Dunkelheit und der magische Schein des Mondes mögen das Ihre beitragen zu einer unauslöschlichen romantischen Vorstellung, zu der sich stets auch das Grauen gesellt. Noch immer gilt die Nacht als das Andere zur Welt." und etwas weiter fährt Frau Köhler fort: „Der Tag gilt als das realere Stadium der Welt, so wie das Wachsein wirklicher scheint als der Schlaf. Nachts aber öffnet sich uns das Weltall und stellt uns die Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen. Denn jede Nacht, in der wir uns niederlegen und schlafen, knüpft an den großen Schlaf an, aus dem wir nicht mehr erwachen."

Im Schlaf liegen wir in Morpheus Armen, werden also vom Gott des Traumes, der Morpheus in der griechischen Mythologie ja ist, umarmt und festgehalten. Die Nähe des Traums, die mit dem Abstand zur Wirklichkeit einhergeht, bestimmt die Gefühlslage in der Nacht. Licht, das am Tage in solchem Überfluss da ist, dass es nicht ins Bewusstsein dringt, wird in der Nacht zum Ereignis. Eine kleine Laterne, die weit weg von uns leuchtet und sich bewegt erhebt sich nächtens zum Symbol des Lebens, denn wir ahnen, dass sie von jemandem getragen wird. Aber sie ist auch Quell von Angst, da wir diesen vermeintlichen Jemand nicht kennen und nicht wissen was er im Schilde führt. Ist er oder sie alleine? Hat er oder sie eine Waffe bei sich? Auch die Geschwindigkeit und die Richtung seiner Bewegungen sind nicht abzuschätzen. Das winzige Licht in der Nacht ist unheimlich.

In Seidls oben zitiertem Gedicht heißt es „Die Nacht ist im Walde daheim!" und tatsächlich, der Wald ist von der Nacht

emotional kaum zu trennen. Caspar David Friedrich und unendlich viele romantische Maler, Dichter und Musiker haben diesem Wechselspiel gehuldigt. Der Wald ist zu einem Gleichnis für die deutsche, romantische Seele geworden. „Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit.“ schrieb Hermann Hesse in der „Wanderung“. In der magischen Umgebung der Bäume bilden Mysterien, wie Geister, Feen und Faune ein zutiefst romantisches Biotop. Hierhin hat mich meine Mutter immer wieder geführt und mir von all dem Unsichtbaren um mich herum erzählt. Freude und Angst leben noch heute in mir, wenn ich an den dunklen Wald denke. Nur in hellen Mondnächten fühle ich mich dort ein wenig sicher, aber der nächtliche Mond ist eine ganz andere Geschichte, die allerdings mit der Magie der Nacht untrennbar verbunden ist.

Abb. 23: Der Mond übte seit meiner Jugend auf mich eine große Faszination aus und machte mich zum Lunamanen. Hier ist der Vollmond hinter den Pinien von der Terrasse des Corral de Castro aus fotografiert (2012). Ein ähnliches Foto klebte schon als Zeitschriftenausschnitt in meinem ersten Tagebuch (1961).

Die Abende an denen die aufgehende Mondsichel im Süden auf dem Hintergrund des rotgoldenen Firmaments steht, gehören zu den schönsten des Herbstes. Die langsam aufziehende Dunkelheit lässt die schlanke Sichel immer deutlicher werden und es braucht nur wenig Phantasie zu verstehen warum in den Geschichten der Scheherazade die Schönheit eines Mädchens immer wieder mit der Sichel des aufgehenden Mondes verglichen wird. Es ist ein unbeschreiblich erotisches Symbol. Mit schlanker Taille, grazil, scharf konturiert und voll innerer Energie zeigt sich der Mond in dieser Phase am Abendhimmel. In ihm schlummert der Wille zur Expansion. Wie die junge Frau nach den Liebesnächten durch ihre wachsende Frucht an Leibesumfang zunimmt, wächst der Himmelskörper zum Vollmond. Diese voraussehbare Entwicklung macht den Reiz des aufgehenden Mondes aus. Er ist das Zeichen der Jugend, die allzu schnell vorbei geht. Wie romantisch diese Auffassung auch sein mag, sie bleibt eine wunderbare Metapher des zyklischen Geschehens in der Natur. Wir alle unterliegen diesem Gesetz und sollten uns ihm in aller Bescheidenheit und Demut unterwerfen. Alles was lebt auf dieser Erde ist dem Tod geweiht, dies ist seine Bestimmung, sein Ziel. Diesem unterliegen auch wir Menschen. Die Mondphasen zeigen uns auch, dass es Zusammenhänge im Spiel der Naturkräfte gibt, die wir kaum verstehen und über die wir nur staunen können. So gewaltige Phänomene wie Ebbe und Flut werden aus beinahe unendlicher Ferne vom Mond gesteuert. Auch die Medizin, und sei es "nur" die sogenannte Volksmedizin, kennt die Einflüsse des Mondes auf das Befinden des menschlichen Körpers. Ich jedenfalls fühle mich bei aufgehendem Mond deutlich wohler als bei abnehmendem Mond. Das mag vielleicht an dem glücklichen Tag gelegen haben an dem ich diese Zeilen schrieb und an dessen

Abend ich die liebliche Sichel hinter dem Bergkamm im Westen verschwinden sah. Ich erinnere mich an meine frühe Jugend, als ich in mein erstes Tagebuch den billigen Druck einer nächtlichen Vollmondlandschaft einklebte. Darunter habe ich über Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh" philosophiert.

Immer hat mich der Mond als Inbegriff allen Romantischen fasziniert und selbst heute noch liebe ich die etwas schwülstige Sprachmusik des Joseph von Eichendorff wenn er vom Mond schwärmt: „ O schöne, holde Seele, o Mondschein, du Blütenstaub zärtlicher Herzen". Ich muss an *Ortega y Gasset* denken, der von einem ganz anderen Erscheinungsbild des Mondes schwärmt: „Über den rosa und purpurn getönten Häusern von Sigüenza steht klarer Morgenschein. Ein paar Spuren von Mond sind noch am Himmel, die Sonne aber wird sie bald aufgesogen haben. Dies Sterben des Mondes am hellen Tag ist ein ungemein romantisches Schauspiel. Nie sieht das milde, nachdenkliche Gestirn zärtlicher aus. Es ist ein Milchflecken auf der glatten Stirn des Himmels, eine von den weißen Erdbeeren, wie manche Mädchen sie an ihrer Brust auf die Welt mitbringen." (Kastilische Landschaften, 1916). Auch gibt es den Mond, der sich hinter einem zarten, durchsichtigen Wolkenvorhang versteckt. Wie Salome blickt er dann verführerisch durch den Schleier und er wirkt noch unnahbarer als sonst.

Ein großer Teil der Erotik des aufgehenden Mondes liegt vielleicht in der Tatsache begründet, dass der Himmel in der Mythologie vieler Völker ein männliches Prinzip darstellt. Er wölbt sich über die Erde, die die Mutter verkörpert, wie zum Beischlaf mit ihr. Dem gegenüber tritt der junge Mond, der ja in fast allen europäischen Kulturen, außer der deutschen, als weiblich identifiziert wird, in ein enormes Spannungsverhältnis mit dem Himmel. Mitten in der männlichen Domäne bewegt sich verführerisch die zierliche, strahlende Weiblichkeit voll Grazie und behauptet sich in der patriarchalischen Umgebung des Firmamentes, ja dominiert sie sogar gelegentlich. Wiederum war es Eichendorff, der diese Zusammenhänge in Poesie umgesetzt hat:

Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,

Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Dieses Gedicht ist für mich eines der schönsten Stücke Lyrik der deutschen Romantik. Die erste Strophe ist wie die Erinnerung an alte Mythen, in denen der Mensch durch eine Vereinigung von Himmel und Erde entstanden ist. Es war die Liebe, die dabei Pate stand, vor dem Akt hat der Himmel seine Geliebte geküsst und diese stand im blütengeschmückten Brautkleid und träumte von der bevorstehenden Liebesnacht. In der zweiten Strophe ist die Rede von dem Trauzeugen, der Natur. Sie ist sanft und leise, der Wind durchweht sie wie ein göttlicher Atem, Musik durchzieht die sternklare Nacht mit Sphärenklängen. Im letzte Vers betritt schließlich der Mensch die Szene. Im Angesicht der friedlichen Natur entfaltet sich sein Innerstes und er findet seine Heimat, sich selbst. Drei Verse umspannen den Bogen vom Beginn der Menschheit zur ihrer höchsten Vollendung, der Selbstfindung des Individuums.

Das traumhaft Melancholische macht den eigentlichen Zauber des Mondes aus, er ist wie das nie erreichbare Ziel unserer Sehnsucht nach Erfüllung. Ein wunderbares Bild von Caspar David Friedrich drückt dies aus. Ich habe es in Dresden gesehen. Es stellt „zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ dar. Es herrscht jener, oben geschilderter, grandiose Übergang vom Tag zur Nacht, der voller Zauber, aber auch voll heimlicher Ungewissheiten und Schrecken ist. Ein junger und ein älterer Mann stehen mit dem Rücken zum Betrachter auf einem Abhang und betrachten den jungen Mond. Der jüngere Mann stützt sich auf den älteren und dieser lehnt auf seinen Stock. Neben der Sichel leuchtet noch die vom reflektierenden Licht der Erde schwach erhellte ganze Scheibe des Mondes. Er strahlt und sein unwirklich erscheinendes rötliches Licht erfüllt das Tal. Diese Stimmung habe ich bei gleicher Mondkonstellation unzählige Male in den Alpujarras erlebt. Immer schwang etwas Metaphysisches in diesem einprägsamen Bild, es schien mir als habe ich in diesem Augenblick erstmals die Unendlichkeit des Universum erkannt und den Sinn dieses Begriffes verstanden.

In einer Januar-Nacht hatte es in der Sierra de la Contraviesa viel geschneit und der nächste Tag zeigte sich bei strahlendem Sonnenschein wie das alpine Panorama einer Weihnachtspostkarte. Der Schnee blieb, trotz frühlingshafter Temperaturen, den ganzen folgenden Tag über liegen. Als am Abend die Sonne im Westen hinter den Bergen untergegangen war erschien der Vollmond auf der gegenüberliegenden Seite des Tales. Im weiteren Verlauf des Abends erfüllte sich das Land mit einem silbrig glänzenden, vom Schnee kalt und grell reflektierten Licht und ließ das mir so bekannte Land gespenstisch unwirklich erscheinen. Es war als hätte ich es noch nie gesehen, die sanften Hügel waren aus poliertem Platin und die Perspektiven hatten

sich völlig verschoben. In mir stiegen die Klänge von Schuberts wunderbarem a-capella-Chorlied „Grab und Mond“ auf, das mit der energischen Aufforderung „Komm und schau!“ endet. Welch herrlich neue, romantische Variante des Mondes mir diese wundervolle Winternacht beschert hatte!

Die „Contraviesa“ ist eine archaische Landschaft, die sich trotz der fruchtbaren Täler zwischen den kahlen Hügeln arm und karg gibt. Erst beim zweiten Hinsehen erkennt man die uralte Kulturlandschaft, in der unendliche Generationen ihre Spuren hinterlassen haben. Nicht die zarte Schönheit der Toskana oder der Provence, in der sich die Bewohner als Gärtner betätigt und die Natur zauberhaft gestaltet haben zeichnet den Bergrücken aus, hier trifft man eher das Gegenteil an. Die Menschen haben sich die Natur genommen, Wälder abgeholzt, Steinbrüche angelegt und immer das gepflanzt was ihren Lebensunterhalt jeweils sichern konnte. Naturgemäß hat niemand an die großartige Ästhetik dieser Landschaft gedacht oder gar daran, die natürliche Schönheit zu konservieren bzw. zu gestalten. Hier ist das Land der Mauren, hierher zogen sie sich zurück als Granada, ihre letzte Festung auf spanischem Boden, vor über einem halben Jahrtausend fiel. Sie hatten nur eins im Sinn: zu überleben.

So ist es noch heute. Die Menschen ringen dem steinigen Boden ihre Nahrung ab und ihre Gehöfte sind häufig nur eine Ansammlung verschiedener Gebäude, bei denen niemals danach gefragt wurde ob ihr Baustil zusammenpasst. Es wird einfach angebaut, in ganz eigener persönlicher Art und wenn man kein Geld mehr für den Anstrich hat bleibt das Bauwerk über Jahre einem Rohbau gleich. Gelegentlich entstehen aus der angestammten Primitivarchitektur, die noch maghrebinische Züge trägt, sehr hübsche Häuser, auf deren Treppen und an deren Fenster feuerrote Geranien von der ungebrochenen Lebensfreude ihrer Bewohner zeugen.

Zu den Dingen, die mich in der "Contraviesa" immer wieder besonders fasziniert haben gehören die alten, eingefallenen und verlassenen Häuser und Gehöfte. Niemand weiß wie alt sie wirklich sind, aber fast immer deuten Einzelheiten daraufhin, dass hier, vielleicht sogar bis vor kurzem, Menschen gewohnt haben. Ein im Schutt vergrabenes, verrostetes Bettgestell, ein gemauertes Regal dessen liebevoll ausgesuchter, hellblauer Farbton noch zart durch den Staub der Jahrzehnte oder vielleicht Jahrhunderte, schimmert und die zerbrochenen, wurmstichigen Reste hölzerner Möbel, lassen ahnen, dass sich an diesem Ort menschliche Schicksale abgespielt haben; was sie beinhalteten bleibt allerdings das Geheimnis dieser eingestürzten Mauern.

Was fleißige Bäuerinnen und Bauern einst für sich, ihre Kinder und Enkelkinder aufgebaut haben, liegt nun als Ruine in der Landschaft, vergessen, unbeachtet und dem endgültigen Verfall

preisgegeben. Nicht Bomben oder wütende Krieger haben das Haus zerstört, es waren einzig und alleine die Zeit, die Sonne, der Wind und der Regen, die hier gewirkt haben. Dies gibt diesen Steinen auch jene friedliche Ausstrahlung, die auf eine merkwürdige, aber wunderschön zarte, freundliche und melancholische Art an den Tod gemahnt.

Es ist nicht schwer, sich im Geiste die Häuser wieder aufzubauen, sich vorzustellen, wie die Leute hier, meist in großer Zahl und auf kleinstem Raum, mit ihren Tieren zusammengehaust haben. Warum haben sie alles so klein gebaut, wo doch die Landschaft so groß ist und unendlich viel Platz hat? Vielleicht waren sie einfach bescheidener als wir weil sie ihre Bestimmung kannten und akzeptiert hatten. Durch den Filter der Zeit erscheint es als müssten es glückliche Menschen gewesen sein, die sich für ihre Häuser und Gehöfte immer einen sehr schönen Platz ausgesucht hatten: auf Hügeln und Bergkuppen wie die einstigen Burgritter am Rhein oder in Kastilien. Genau wie diese haben sie ihre Häuser, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden, in der Landschaft stehen gelassen. Sie störten niemand und Bauland für die Domizile der Nachfahren war meist ausreichend vorhanden. Ganz nutzlos sind die alten Mauern allerdings auch heute noch nicht. Sie bieten eventuell Wanderern oder Maultierreisenden beim Aufkommen eines Unwetters Zuflucht und Schutz.

In meinem Lieblingstal, an dessen Ende unser Haus steht, lag so ein verfallenes Gehöft. Man musste schon sehr genau hinsehen um seine Konturen zu erkennen, es hatte längst, wie ein Chamäleon, die Farbe des umgebenden Landes angenommen. Auf den ersten Blick schien es als seien hier nur Steine zusammengetragen worden aber bei näherer Betrachtung entstand die Struktur eines winzigen Dorfes welches sich über verschiedene Ebenen des Hügels erstreckte. Meist waren nur noch die Grundrisse vorhanden aber man erkannte mühelos eine Terrasse, die sich gegen das Tal erstreckte. Hier mögen die Kinder gestanden und auf den Fischhändler gewartet haben, der in früheren Jahrhunderten mit seinem Maulesel von der Küste das Tal heraufkam mit ein paar frischen Sardinen im Gepäck. Er kam aus der großen Welt und wusste immer Geschichten zu erzählen, manche davon verstanden die Kinder wahrscheinlich nicht, denn sie stammten aus der Welt der Erwachsenen. Hier haben die Eltern vielleicht in einer lauen Sommernacht auf ihren stelzigen und unbequemen Holzstühlen gesessen und sorgenvoll über die bevorstehende Mandelernte gesprochen. Wieder einmal hatte der Winter seinen Tribut gefordert und mit ein paar Stunden Frost im Februar die Mandelblüten und damit die späteren Früchte zerstört. Wie sollten sie fortan den Doktor bezahlen, der alle vier Wochen kam um nach der Gesundheit des Großvaters zu sehen?

Jetzt standen nur noch die Reste eines Geländers, überwuchert mit Opunzien. Mitten auf der ehemaligen Terrasse hatte sich ein

Olivenbaum seinen Lebensraum geschaffen. Wie lange mag es her sein seit hier gelebt wurde? Sicher sind die Menschen schon im Mittelalter auf diesem Fleckchen Erde ihrer Beschäftigung als Bauern nachgegangen. Wenn man hier graben würde, was käme wohl alles zum Vorschein? Erstaunlich war die Kleinheit des ganzen, die Zimmer konnten gerade ein Bett aufnehmen, oder einen Tisch oder einen Schrank. Im Hause leben, wie wir es heute gewohnt sind, war wohl kaum möglich. Zwischen den einzelnen kleinen Häuschen gab es Gassen, gerade so breit, dass sich ein Maulesel durchzwängen konnte. Unweigerlich erinnerte ich mich an die Architektur des Albaicín, des alten Maurenviertels, in Granada und mir wurde klar, dass auch diese kleine Siedlung vermutlich eine maurische Gründung war. Damals, am Anfang, haben sie nicht von ihren Oliven- oder Mandelbäumen gelebt sondern auf Maulbeerbäumen Seidenraupen gezogen und damit ihren Wohlstand begründet. Einmal bin ich durch die Ruinen geklettert, über morsche Türen und uralte Balken gestiegen und habe den Atem der Vergangenheit eingesogen. Hier war er lebendiger als in all den besungenen, urbanen Sehenswürdigkeiten der Reiseführer.

Unter dem Gras auf dem Fußboden eines dachlosen Raumes der vielleicht einmal eine Küche war, fand ich einen alten, rostigen Schlüssel von der doppelten Länge eines Zeigefingers. Auch an ihm hatte die Zeit genagt, das Metall war teilweise vom Rost zerfressen. Er sah wie der Schlüssel zu einer der verschwundenen Haustüren aus. Hat man die Türe gar nicht mehr abgesperrt als man fort ging oder ist der letzte Bewohner von einem plötzlichen und unerwarteten Schicksal überrumpelt worden? Wie einen wertvollen Fund habe ich den Schlüssel sorgsam in meiner Tasche verstaut und ihn nachhause getragen. Als ich später durch die Türe meines Hauses ging sah ich vor meinen Augen das Bild auch dieser Mauern hundert Jahre später; das Dach war eingestürzt und die Wände teilweise zerfallen. Vielleicht würde sich auch einmal ein Fremder hierhin verirren um von mir - den er nicht kannte - zu träumen. Die Nachbarn wussten wenig über das alte, verfallene Dorf. Als sie hierher kamen, wohnte dort schon niemand mehr und es sah nicht viel anders aus als heute. Die Ziegen und Schafe weideten in den ehemaligen Zimmern und nachts hörte man die klagenden Rufe des Uhu im Gemäuer. Irgendeine uralte Tante lebte bis vor kurzem noch in einem Gehöft hinter den Bergen, sie kannte angeblich Leute aus dem kleinen Dorf mit der Terrasse zum Tal. Aber dies muss schon sehr, sehr lange her sein...

Eine andere, allerdings neuere Art der Ruinen waren die Häuser und Häuschen der sogenannten "camineros" (antiguas casillas de peones camineros). Meist sahen sie einander zum Verwechseln ähnlich, ihr Charakteristikum waren die ziegelrot umrandeten Fenster und Türrahmen. Ich habe gehört, dass in ihnen die Straßenarbeiter wohnten, die sich in den frühen Tagen des

Autoverkehrs um die Erhaltung der Passierbarkeit der Strassen in ihrem Bezirk kümmern mussten. Ihre Geschichte geht allerdings zurück ins 18. Jahrundert, in die Regierungszeit von König Carlos III. Fast immer standen sie an irgendwelchen Verkehrsknotenpunkten, so zum Beispiel auch auf dem Haza del Lino, dem Pass über die "Sierra de la Contraviesa", und an der Kreuzung der Strassen von Torvizcón, Cádiar und Albondón. Auch sie regten meine Phantasie an, weil ich mir die Schicksale der Männer, die dort zusammen wohnten vorstellen konnte. Ganz freiwillig werden sie es nicht getan haben. Entweder zwang sie das häusliche Elend dazu oder die Polizei der früheren Diktatoren verschob zwielichtige Gestalten zur Straßenarbeit, damit sie auf Zeit der bürgerlichen Gesellschaft entzogen waren. Was haben die "camineros" in ihren Häuschen nach getaner Arbeit getrieben? Sicher hatten sie eine Art Aufseher, der versuchen musste die Ordnung zu wahren. Aber konnte man diese Männer, die zum Teil weit weg von ihren Frauen waren, oder die jung und lebenshungrig ihre Zeit absitzen mussten, überhaupt kontrollieren? Zweifelhafte Mädchen aus den nahe gelegenen Dörfern werden sich nachts durch die rot umrandete Türe geschlichen haben und so manch gestohlene Ware wird über den Tisch gegangen sein. Was immer die Wahrheit ist, die "camineros" sind aus ihren Häusern verschwunden und niemand hat sie ersetzt. Wie die dunklen Augenhöhlen eines Totenkopfes sehen die offenen Fenster die vorbeifahrenden Autos an. Aber kaum jemand bemerkt sie und die Schicksale, die sich innerhalb dieser Wände abgespielt haben, kennt niemand mehr. Irgendwann wird man auch das letzte "caminero"-Häuschen abgerissen haben, und dann wird niemand mehr wissen wovon ich gesprochen habe. Diese angeblich unbedeutenden Zeit- und Kulturzeugen verschwinden, wie die kleinen Kaufläden und Handwerksbetriebe aus den Dörfern verschwunden sind. Nur uns Liebhabern dieses Landes erschließen sie sich noch, wenn wir für Momente innehalten und unserer Phantasie freien Lauf lassen.

In der südlichen Landschaft der Alpujarras habe ich doch tatsächlich begeistert Eichendorff gelesen! Von dunklen Wäldern, durch deren Wipfel fahles Mondlicht scheint, von Frühlingslandschaften, durch die der laue Wind weht, von der Frische der Bäche und dem Summen der Bienen auf einer Sommerwiese habe ich geträumt. Edle Ritter, frohe Wandergesellen und zartbleiche Burgfräulein bevölkerten meinen romantischen Traum. Eichendorffs Welt ist eine Welt, die auch in mir lebt. Die Tränen einer verzauberten Rührung, die schönen edlen Gefühle eines tiefen Humanismus und der ewige Sieg des Guten über das Böse ist die Traumwelt, in die ich immer wieder flüchten möchte.

Eine Traumwelt? Vielleicht gibt es sie ja auch wirklich, in meiner ganz persönlichen Realität. Deshalb frage ich mich immer wieder, was an Eichendorffs Erzählungen so aktuell ist. Ich habe schon

davon berichtet, dass ich in meiner frühen Jugend in mein erstes Tagebuch den Druck einer nächtlichen Mondlandschaft einklebte und über ein Goethe-Gedicht philosophiert habe. Ist dieser Hang zum romantischen Erleben wirklich der vielgesuchte rote Faden meines Lebens?

Die archaische Landschaft im Süden Spaniens mit ihren kargen Hängen, die sich vor dem gewaltigen Hintergrund der Schneeberge demutsvoll dem Mittelmeer zuwenden, ist trotz aller Spröde zutiefst romantisch. Hier gab es einst auch Ritter, Wandergesellen und eine schöne Maurin, die den Christen, Mohammedanern und Juden in den Dörfern den Kopf verdrehte. Das unbekannte Grab des Muley Hassan im Eis der Sierra Nevada wacht über den ganzen Landstrich und verbindet ihn mit Afrika.

An einem milden Wintertag weht ein zarter Südwind das Tal hinauf. Die Mandelbäume mit ihren ersten Blüten wiegen sich sanft im Takt einer kaum hörbaren Melodie. Außer dem Gezwitscher einiger hiergebliebener Vögel herrscht Stille über dem Tal. Die tief stehende Sonne wirft die Schatten der Bäume auf die braune Erde, auf der hie und da ein zartgrüner Fleck von frischem Gras oder Kräutern aufleuchtet. Unten, hinter einer kleinen Bergkette, leuchtet silbern das Meer. Sein Horizont verliert sich in dem sich darüber erhebenden, strahlenden Himmel. Mit dem Fernglas streife ich über den Ausschnitt des Meeres, den mir die umgebenden Berge freigeben. Da! Plötzlich taucht aus dem fernen Dunst die dunkelblaue Silhouette eines Gebirgszuges auf. Jetzt erkenne ich es ganz deutlich: ganz am Ende dessen was ich noch wahrnehmen kann liegt hinter dem Meer wieder Land. Afrika! Je mehr ich mich auf das Gesehene konzentriere, desto deutlicher wird es und gleichzeitig tauchen in meiner Phantasie Bilder von der Wüste mit Beduinenzelten und Kamelreitern auf. Hier, wo ich jetzt sitze, mögen sie einst im maurischen al-Andalus auf der Terrasse ihres bescheidenen Hauses gestanden und beim Blick gegen Süden in Richtung des Landes jenseits der Meerenge von der Heimat ihrer Urväter geträumt haben. Dort drüben in den unendlichen Weiten des Sandes schien die Freiheit unendlich zu sein. Von dort kam auch ihre Religion, die sie hier, jenseits der Straße von Gibraltar, vervollständigten. Liegt hier eines der Geheimnisse von al-Andalus? Die Nähe von Afrika war nicht nur geographisch, sie war vor allem geistig und emotional.

Wäre Eichendorff hier gewesen, er hätte wohl kaum anders über den Mond, den Frühling und die Sommerwiese geschrieben, als er es im Norden tat. Er hätte den Duft und das Licht des Südens in Worte gefasst und mit der ihm eigenen Innigkeit seinen Lesern vermittelt. Ich liebe die Romantik, nicht als Epoche der Kunst- und Literaturgeschichte, sondern als Lebenseinstellung. Das Romantische ist heute so präsent wie in den beiden vergangenen

Jahrhunderten. Wenn sich beim Sonnenuntergang das Rauschen der Mandel- und Olivenbäume mit dem Gesang der Vögel zu einem kunstvollen Musikstück zusammenfügt, dann schlägt mein Herz schneller vor Freude und ich empfinde etwas genuin Fröhliches im Zauber der Natur.

Ich kenne die Kritiker der Romantik. Für sie bedeutet das Sich-Hingeben an Gefühle oder gar das nach aussen Zeigen von Gefühlen den Verlust sicheren Bodens unter den Füssen. Ich weiß auch, dass den Romantikern nachgesagt wird, dass sie gelegentlich am Rande der emotionalen Aufrichtigkeit operiert haben und damit in ihrer Kunst Verfremdungen erreichten, die – im einfachsten Fall – unwirklich oder – im kompliziertesten Fall – unglaubwürdig waren. Ich erinnere mich an einen Nachmittag in meiner Jugendzeit, als ich meiner damaligen Kollegin Irene Hohage ein Gedicht von Hermann Hesse vorlas und sie meine Begeisterung überhaupt nicht teilen konnte. „Das ist ja pure Romantik" belehrte sie mich. Ihren Tonfall interpretierend verstand ich diese Bemerkung als einen negativen Kommentar. Wollte sie mir damit etwa sagen, dass ein Wissenschaftler nicht romantisch sein dürfe? Wusste sie überhaupt was romantisch war, oder hatte sie gefühlsduselig mit romantisch verwechselt? Ich weiß es nicht. Damals wollte ich darüber auch nicht diskutieren, vielleicht um mir keine Blöße zu geben, da ich mich damals nicht in der Lage sah eine vernünftige Verteidigung der Romantik hervorzubringen. Auch heute fällt mir dies schwer, aber ich habe akzeptiert, dass ich in meiner Seele ein Romantiker bin. Für mich bedeutet Romantik keine Weltanschauung sondern einen emotionalen Zustand. Ich liebe die Natur und ihre Schönheit, ich möchte Teil von ihr sein und sie erleben, im wahrsten Sinne des Wortes. Ich hänge nicht an meinem sog. „Vaterland" und an der deutschen Kultur wie die einstigen Romantiker. Ich liebe es einfach zu sein und dieses Sein, jenseits von nationalen und religiösen Zugehörigkeiten, zu genießen, ohne intellektuelle Erklärungen über die Berechtigung meines Zustandes abgeben zu müssen. Ich habe verstanden welch fatale Konsequenzen die Romantik in unserer Geschichte hatte, aber ich empfinde deswegen keinen Konflikt mit meiner eigenen romantischen Anschauung. Empfindsamkeit und Phantasie sind keine Makel, im Gegenteil, ich denke, dass wir wieder lernen sollten, Eichendorff nicht nur literarisch zu analysieren und zu verstehen – sondern ihn vorurteilsfrei zu empfinden. Denn in seinen Erzählungen und Gedichten schwingt eine Lebensfreude, ein Bejahen des Augenblicks und eine emotionale Unbekümmertheit mit, die wir in unserer fortschrittsgläubigen, technologisch orientierten Gesellschaft verloren zu haben scheinen.

Was ist denn Schlimmes daran sich nach der blauen Blume zu sehnen? Jener hohen, lichtblauen Blume, die *Heinrich von Ofterdingen* (Novalis) an einer Quelle im Traum entdeckte und die ihn mit breiten, glänzenden Blättern berührte. Dabei hatte der

köstlichste Duft die Luft erfüllt und die ganze Szene in ein wunderbares Symbol des Romantischen an sich verwandelt. Jenes Romantische, das uns die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie ohne Gewalt und Zwang so nachhaltig in Aussicht stellt, weswegen es von vielen so verehrt wird. Am Beginn der Epoche, die als „Romantik" in die deutsche Kunst- und Geistesgeschichte einging stand eine Definition von genau jenem Novalis, die die Elemente des „Romantischen" charakterisieren sollte: „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es," schrieb er. Dies passt haarscharf auch auf meine Weltsicht solange jede abstruse Deutschtümelei aussen vor bleibt.

Nicht unbedingt romantisch, dafür aber überwältigend schön ist die Mandelblüte Ende Januar in den Alpujarras. Die Bergwelt ist übersäht von zarten weißen und rosafarbenen Tupfern, die sich bei näherem Hinsehen als blühende Bäume entpuppen. Der Kontrast dieser Vorboten des Frühlings zu der noch fast abgestorbenen und kontrastlosen Natur, in der hie und da ein paar grüne Grasbüschel auch noch Leben signalisieren, könnte kaum größer sein. Mitten in einer Jahreszeit, in der Grau und Braun vorherrschen, erscheinen die jungfräulichen Blüten wie eine Verheissung des Paradieses. Warum sollte man nicht zur Mandelblüte in die Alpujarras kommen, anstatt zur Kirschblüte nach Japan zu fahren? Wer der Tristesse des nordischen Winters entfliehen möchte findet hier in der zartblühenden Landschaft wieder Hoffnung und Zuversicht.

Mit der Mandelblüte ist ein altes Märchen der Mauren verbunden, das ich hier kurz erzählen möchte, weil es die Romantik wieder zurück bringt: In Granada lebte zur Zeit der Kleinkönigreiche eine glückliche Prinzessin. Sie ließ sich nur selten außerhalb des Palastes blicken, aber diejenigen die sie gesehen haben sprachen von ihr, dass sie schön wie der zunehmende Mond sei und ihr langes, dunkles Haar nach Rosen dufte. Der Thronfolger im entfernten Cordoba hatte dies gehört und entschloss sich um die Hand des jungen Mädchens anzuhalten. Also machte er sich auf den Weg nach Granada. Als sich die beiden das erste Mal in die Augen sahen, wussten sie, dass sie für einander bestimmt waren. Kurze Zeit später fand im Sommer in Cordoba ein großes Hochzeitsfest statt zu dem auch der ganze Hof von Granada geladen war. Die Tage und Nächte vergingen wie im Rausch, die schöne Prinzessin aus Granada wurde von den Bürgern der Stadt gefeiert und alles deutete darauf hin, dass das Glück dem jungen Mädchen weiter hold blieb. Schließlich wurden die Tage wieder kürzer und der kühle Wind aus der Sierra Morena verhieß den Winter. Die Prinzessin aber verfiel in eine tiefe Melancholie, die niemandem verborgen blieb. Auf die Frage ob es ihr an irgendetwas fehle, gab sie zur Antwort, dass sie große Sehnsucht

nach den schneebedeckten Bergen ihrer Heimatstadt habe. Als der Königssohn dies hörte, ließ er im Palastgarten, direkt vor dem Zimmer der unglücklichen Prinzessin, Mandelbäume pflanzen. Fortan sah das junge Mädchen jedes Jahr im Februar die weißen Blütenblätter im Winde wie Schneeflocken tanzen. Der Boden wurde schließlich von den Mandelblüten bedeckt und bald sah es tatsächlich aus wie eine Schneedecke. Die Prinzessin erkannte in den Mandelblüten die Liebe und war wieder glücklich bis an das Ende ihrer Tage.

Die glückliche Prinzessin hätte in den winterlichen Alpujarras nicht nur die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada genießen können, sondern auch das Blütenmeer an den zum Meer hingewandten Tälern. Aber die Natur hätte sie zwei Wochen später auch daran erinnert, dass alle Schönheit vergeht und je intensiver der Genuss an ihr, desto empfindlicher und fragiler ihr Dasein. Nicht alleine um den Menschen zu erfreuen blühen die knorrigen Bäume, ihre Blüten sind die Anlage zur Frucht. Ein paar Stunden Frost während der Mandelblüte zerstört die gesamte Ernte im Herbst - und dies erleben die Bauern in dieser Gegend leider allzu oft. Die Schönheit der Natur hat ihren Sinn, ihr Ziel auf das ihre ganze Existenz gerichtet ist. Ohne diesen Sinn oder dieses Ziel wäre sie nicht vorstellbar.

Anders die Kunst. Sie ist ein Produkt des Künstlers und imitiert die Natur auf eine Weise, dass sie den Menschen verständlich wird. Gelegentlich nimmt die Silhouette einer Bergkette die erotischen Formen einer liegenden Frau an, in einer Tropfsteinhöhle erkennt man das Konzept gotischer Kathedralen oder das Ächzen der Bäume im Sturm klingt wie apokalyptische Musik. Das ist nicht Natur sondern die Phantasie des Menschen. Wie leicht die Übergänge zu Banalität, schwülstiger Romantik und gar Kitsch überschritten werden ist uns allen gut bekannt. Die Natur bleibt, auch in ihrer Schönheit und Ästhetik, immer objektiv und muss daher per se nicht interpretiert werden.

Die Sage erzählt, dass Aphrodite, die Göttin der Schönheit und der Verführung, sowie ihr Liebhaber, der Kriegsgott Ares, Eros, den Liebesgott zeugten. Aber im alten Griechenland war es ausschließlich die homosexuelle Liebe, die Leidenschaft eines Mannes für einen anderen, die Eros verkörperte. Beim Erosfest wurden Loblieder auf die Knabenliebe gesungen. Erst in der Neuzeit wurde auch die Heterosexualität dem Machtbereich des Eros zugeschlagen. Beim späten Sigmund Freud wurde Eros zur Verkörperung der Lebenstriebe, jenen Lust bejahenden Elementen, die dem Todestrieb entgegenstehen. Beide, Eros und Todestrieb stehen in einem natürlichen Gleichgewicht, welches zur Erhaltung der Natur notwendig ist. Die moderne Genetik unterstützt diese Annahme: neben der Proliferation, der Zellvermehrung, dem Leben also, steht die genetisch regulierte Apoptose, der von innen gesteuerte, aktive Zelltod. Leben und

Tod sind zwei in jedem Lebewesen untrennbar miteinander gekoppelte, aktive Prozesse die sich gegenseitig bedingen. Diese biologische Grunderkenntnis begleitet unendlich viele Situationen unseres Lebens.

Ich erinnere mich an einen Fotoband, in dem mit erotischen Figuren geschmückte Grabmäler dargestellt waren. Wie kann man schöner dem Tod huldigen als mit wohlgeformten Marmorbrüsten junger Mädchen? Eros und Tod sind zwei Pole zwischen denen sich auch Andalusiens Seele wiederfindet. Königin Juana (Johanna) wurde nur deshalb „die Wahnsinnige" genannt, weil sie sich von ihrem toten Geliebten nicht trennen wollte. Sie zog mit dem Leichnam ihres „schönen" Philip durch die Lande und schlief des Nachts bei ihm. Die physische Nähe eines begehrten Körpers, auch eines toten, kann in hohem Maße erotisch sein, so mag es jedenfalls Juana empfunden haben. Wir Menschen des 21. Jahrhunderts ekeln uns eher vor dem Tod als dass wir uns von seiner Erotik angezogen fühlten. Wir rufen nach Ärzten und Pharmazeuten, damit sie den Tod von uns fern halten. Mit aufreizenden Bildern schriller Jugend und mit nicht zu überbietender Scheinheiligkeit decken wir unsere Visionen und Ahnungen vom Tod zu. In der kapitalistischen Gesellschaft bedeutet Tod das vorläufige Ende des Auftrages an den Menschen: Konsum um jeden Preis. Die statusbewussten Angehörigen allerdings lassen noch ein letztes Mal die Puppen tanzen, mit Pomp und großer Zeremonie wird der Verstorbene in teuren, blumengeschmückten Särgen zu Grabe getragen und eventuell mit fremder Erotik geschmückt.

Das Thema Eros und Tod findet in Spanien im Stierkampf einen weiteren und einmaligen Ausdruck. Große Künstler und Schriftsteller wie Goya, Rilke, Hemingway oder Picasso - um nur einige wenige zu nennen - haben, jeder auf seine Art, versucht das erotische Mysterium zu ergründen und mitzuteilen. Ich verstehe die Kritiker des Stierkampfes sehr gut und habe kein einziges vernünftiges Argument gegen ihre Ablehnung dieses Spektakels. Und dennoch fasziniert mich dieses martialisch-erotische Schauspiel zu tiefst. Ein Blick auf die Federzeichnungen des Zyklus „Tauromaquia" von Goya gibt mir die Antwort: es ist die Ästhetik der Leidenschaft und des Feuers, die Stier und Stierkämpfer gleichermaßen auszeichnet. Mich beunruhigt dies, weil ich auf eine seltsame Art selbst zu einem Teil davon werde. In der gezähmten, vernünftigen Welt, in der ich sonst lebe, gibt es diese Emotionen nicht, ja darf es sie vermutlich gar nicht geben. Die Muskelspiele des Stieres, die Eleganz des Torero, die Musik der Stimmbänder von Mensch und Tier, die höchste Erregung ausdrückt, der Schweiß auf der Stirne des Matadors und dem Fell des Stieres, das alles zusammengenommen vermittelt eine animalische Sinnlichkeit, die in höchstem Maße erotisch ist.

Abb.: 24 und 25: Älterwerden ist, neben vielem anderen, auch eine perönliche Mutprobe.

Spanien ist ein Land in dem seit Jahrhunderten der Eros regiert hat. Die Erotik des Landes und seiner Bewohner, und ich meine jetzt die weitgefasste Bedeutung des Wortes im Sinne von Freud, tritt einem in der Kunst und Literatur aller Zeiten deutlich entgegen. Leopoldo Alas, alias „Clarín", hat Ende des 19. Jahrhunderts einen höchst erotischen Bestseller geschrieben, der das Schicksal einer emotional emanzipierten Frau zum Gegenstand hat. Die wunderschöne Ana Ozores ist ein sinnliches Wesen mit mystisch-spirituellen Neigungen. Ihre weibliche Sinnlichkeit findet Ausdruck in ihrer Zuneigung zu einem der attraktivsten Männer der Stadt, ihre Mystik wurde durch einen scharfsinnigen Jesuiten und die Lektüre von Teresa de Jesús befriedigt. Sex kommt in diesem Buch nicht vor und dennoch ist der Leser in ständiger Erregung und durchlebt die körperlichen Spannungen Anas und ihrer Liebhaber. Hier findet sich eine Erotik, die an Flamenco und Stierkampf erinnert, eine fatale Mischung von Leidenschaft und Stolz, die abgemildert wird durch den großen Humor des Erzählers. Er relativiert viele der großen Gefühle und offenbart gelegentlich ihre Banalität. Die spannende und poetische Geschichte der Ana Ozores ist eine grandiose Einführung in die Erotik Spaniens, wie wir sie auch auf manchen Frauenportraits Goyas, insbesondere natürlich den beiden Majas, finden. Mit postorgiastisch geröteten Wangen liegt die gleiche Frau beide Male in einer erwartungsvollen Stellung auf dem mit großen Kissen belegten Sofa. Diese Bilder haben nichts laszives, aber sie strahlen dennoch enorme Sinnlichkeit aus. Ein Zeitgenosse Goyas war der Dichter Juan Meléndez Valdés. Er war ein grandioser Vertreter spanischer Liebeslyrik. Schon die Titel seiner Sammlungen sprechen Bände: „El amor mariposa" (Die Liebe - ein Schmetterling) und „A unos ojos". Von ihm stammt übrigens auch die Zeile "El vino y la amistad suavizan los más graves trabajos".

Die schon klischeehafte Verkörperung spanischer Erotik ist die Figur der Carmen. Man sollte aber nicht vergessen, dass sie die Schöpfung eines Franzosen ist. Prosper Mérimée, dessen Herz zwar für Spanien und die schöne Eugenia de Montijo, die spätere

französische Kaiserin Eugènie, schlug, war das Kind einer Zeit in der französische Finesse und Eleganz in der Erotik von einer gewissen Anzüglichkeit, um nicht zu sagen Schlüpfrigkeit, begleitet war. Das war nicht so in Spanien. Dort waren die Lebensäußerungen, auch in der Erotik, viel direkter und bodenständiger. Während Mérimée in seiner Novelle die Figur der Carmen noch einigermaßen dem spanischen Lebensgefühl anpasst und als hervorstechendste Eigenschaft ihren Stolz und ihren Freiheitswillen beschreibt, hat Bizet sie mit seiner genialen Musik vollständig erotisiert. Das „Spanische" kommt am deutlichsten bei der Beschreibung von Carmens Äußerem durch Mérimée zu Tage: „Sie trug einen sehr kurzen roten Rock, weiße, arg zerrissene Seidenstrümpfe und zierliche rote Schuhe, die mit feuerfarbenen Schleifen zugebunden waren." Man denkt dabei eher an Pipi Langstrumpf als an die erotischste Frau der Opernliteratur, die den aufreizenden „Habanera" singt. Das Werben Carmens um Don José und ihre musikalisch zum Ausdruck gebrachte übertriebene Sinnlichkeit tragen eindeutig französische Züge. Auch die erwähnte „Regenta" von Clarín aus Spanien steht in deutlichem Kontrast zur Flauberts überaus sinnlicher Madame Bovary aus Frankreich, obwohl die Geschichte und das Schicksal der beiden Frauen fast identisch sind. Erotik in Spanien ist nicht schrill und fordernd, dafür aber von tief geprägter, verzehrender Leidenschaft.

Eine schöne Huldigung an spanische Sinnlichkeit und den großen Gott Eros findet sich in dem kleinen Büchlein von *Laurie Lee* „Eine Rose für den Winter - Wanderungen in Andalusien". Darin beschreibt der Engländer einen Flamenco-Abend: „Diese Art des Flamenco hat Gesang und Tanz in eine so erotisierte Vollkommenheit verschmolzen, wie es das meines Wissens sonst nirgendwo auf der Welt gibt. Eine so vulkanische, aber bis in den letzten Nerv beherrschte Sexualität konnte nur im spanischen Volk entstehen, wo moralisch enge Schranken sich mit einem ganz natürlichen Heidentum treffen. Der Sänger ist nur Stimme, die Tänzerin nur Stolz und Begierde. Während sein Gesang in exstatischen Improvisationen schrillt, windet sie sich in seinen Banden und stampft und schluchzt um ihn herum, wobei die unsichtbare Gitarre aus dem Dunkel heraus zart und beständig die geheime Leidenschaft der beiden anpeitscht." Veröffentlicht wurde dies wunderbare kleine Büchlein erstmals am Beginn der 50iger Jahre des vergangenen Jahrhunderts Es ist auch ein eindringliches, menschliches Dokument zum Spanischen Bürgerkrieg.

Das Thema der jüngsten Vergangenheit Spaniens hatte ich angesichts unseres Nachbarn *Juan López* bereits kurz angerissen. Wenn in der deutschen Presse über Spanien geredet wird ist eines der sehr häufig behandelten Gegenstände auch die Vergangenheitsbewältigung. Dabei klopfen sich die teutonischen Autoren meist auf die eigene Brust und behaupten, dass wir in

Deutschland diesen Fragenkomplex wesentlich besser und gründlicher hinter uns gebracht haben als unsere südlichen Nachbarn. Der ansonsten kritische Spanienbeobachter *Paul Ingendaay* redete neulich in der FAZ über den „Gemütsfranquismus", der in der spanischen Gesellschaft Fuß gefasst zu haben scheint und den man sich auch nicht von Ausländern kaputtmachen lassen will. Noch immer ist das „Valle de los Caídos" eine Pilgerstätte in deren Basilika der große Diktator begraben ist. Die frischen Blumen an seinem Grab zeugen von der Verehrung des Despoten gerade von einer jüngeren Generation, die sich an diesem Ort offensichtlich nicht zu verstecken braucht. In Zeiten gesellschaftlicher Krisen wird auch in Spanien die Forderung nach einer starken Hand wieder laut und man braucht ja, weiß Gott, nicht weit in die Geschichte zurückgehen um sie zu finden.

Als langjähriger Freund Spaniens weiß ich, dass Franco nicht mit Hitler verglichen werden kann und das nicht nur weil die Zahlen der durch faschistische Gewalt Getöteten in beiden Diktaturen um Größenordnungen auseinander liegen. Wie fast immer wo es um Effizienz geht, hat Deutschland die Nase weit vorne. Aber spielt es moralisch- ethisch überhaupt eine Rolle ob wir von Hunderttausenden oder von Millionen Toten reden müssen? Vermutlich nicht. Der deutsche „Führer" ist durch eine Art „demokratischen Staatsstreich" mit Hilfe einer Mehrheit der Bevölkerung an die Macht gekommen. Der „Caudillo" hat sich seinen Sieg durch einen brutalen und sehr verlustreichen Bürgerkrieg erkämpfen müssen. In einem Ergebnis sind sich die beiden aber ähnlich: nach ihrer Machtergreifung haben sie systematische Säuberungen unter ihren potentiellen bzw. vermeintlichen Widersachern durchgeführt. Heute wären beide vermutlich dafür gleichermaßen vom Haager Gerichtshof angeklagt worden. Aber einen Unterschied gab es dennoch. Franco suchte und fand die Unterstützung der Kirche. Hitler und seine Leute waren da ganz anders gestrickt. Die enge Verflechtung der Falangisten mit dem Klerus half ein Vertrauensverhältnis zwischen dem neuen spanischen Staat und seinen Untertanen aufzubauen. Die Nazis bauten sich in ihrem neuen Staat ihren eigenen Gott namens Adolf Hitler auf, der anfangs für das Volk nicht weniger mächtig und nicht weniger vertrauenswürdig als die Kirche war.

Am Ende des jeweiligen Regimes war es für die Deutschen natürlich wesentlich einfacher mit dem Geschehenen umzugehen: Das politische System wurde besiegt und die Sieger hatten das Sagen. Sie stellten die Rädelsführer, soweit sie ihrer habhaft wurden, kurzerhand vor Gericht und verurteilten sie zum Tode durch den Strang. Das zeigte dem Rest der Menschen im Land wie sie mit den „kleineren Fischen" zu verfahren hatten. Man machte es sich dann recht einfach: die Nazi-Partei wurde zu einer verbrecherischen Organisation erklärt und jedes Mitglied war

demnach potentiell straffällig geworden. In Spanien war das naturgemäß ganz anders: Es gab keine Sieger, das System starb mit seinem Diktator einfach ab, wie er aus Alterschwäche, und wurde durch ein neues, übrigens von Franco bereits geplantes, ersetzt. Der Bürgerkrieg lag ein Menschenleben zurück, die Narben hatten begonnen zu heilen und es gab niemanden, der sie ohne Not wieder aufreißen wollte – darin herrschte breiter gesellschaftlicher Konsens.

Wenn man die spanische Geschichte etwas kennt, kann man diese Geisteshaltung sehr gut verstehen. Immer wieder gingen über die Jahrhunderte tiefe Risse durch die spanische Gesellschaft. Allzu häufig gab es die „Dos Españas": die Römer und die Iberer, die Christen und die Mauren, die Liberalen und die Monarchisten, die Sozialisten und die Konservativen. Der letzte Bürgerkrieg lag erst kurz zurück und niemand wollte das Gespenst der beiden Spanien wieder erwecken. Jede Spaltungstendenz der spanischen Nation trifft bei der Majorität der Bürger auf totale emotionale Ablehnung. Das Problem des baskischen und katalanischen Nationalismus, und die Unfähigkeit der Politiker aller Couleur sich damit rational auseinanderzusetzen, illustriert dies sehr deutlich. Wer wünschte sich da eine Auseinandersetzung mit den Zeiten in denen die nationale Spaltung in unterschiedliche politische Lager zu einem Bürgerkrieg geführt hatte? Wenn es um demokratische Tradition geht hat Spanien gegenüber Deutschland die Nase ganz weit vorne: bereits 1812 beschlossen die Cortes die von nationalem und liberalem Geist geprägte Verfassung von Cádiz. Zu dieser Zeit war in Deutschland weder vom Hambacher Fest (1832) noch von der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche die Rede.

Entsprechend dem römischen Sprichwort „ubi bene ibi patria" ist Andalusien auch wegen seiner Vergangenheit die Heimat meiner Sinne und Emotionen geworden. Die nachfolgenden Zeilen habe ich allerdings an einem düsteren Wintertag in Frankfurt geschrieben. Der Regen prasselte gegen das Fenster und das elektrische Licht brannte noch um die Mittagszeit. Ich dachte an Andalusien und begann zu schreiben…

In den frühen Tagen europäischer Geschichte endete die mediterrane Welt an den Säulen des Herkules, dem Felsen von Gibraltar auf der nördlichen und dem Djebel Musa auf der südlichen, marokkanischen Seite der Meerenge. Dahinter, im Westen, begann das große, unendliche Meer, ein damals unvorstellbarer Raum, von dem man annahm er führe direkt ins Totenreich. Eine Schiffstagesreise hinter den Säulen lag im Mündungsgebiet des Guadalquivir das Königreich Tartessos. Vor etwa dreitausend Jahren lebte dort ein glückliches Volk, dessen Ruf von legendärem Reichtum im gesamten Mittelmeerraum verbreitet war. Tarsis, die Hauptstadt von Tartessos, wurde nach 500-jähriger Blüte von den Karthagern zerstört und schon bald

begannen sich die Sagen um dieses verzauberte Land zu ranken, die vielleicht in Platons Beschreibung vom glücklichen „Atlantis" gipfelten. Tarsis oder das sagenhafte Atlantis mögen zwar geographisch verschwunden sein und irgendwo unter den Dünen oder den Ferienbungalows am Golf von Cádiz schlummern, in der Seele des Andalusiers aber hat es die Jahrtausende überlebt und ist noch immer allgegenwärtig. Der spanische Historiker und Philosoph *José Ortega y Gasset*, ein scharfer Analytiker der iberischen Halbinsel, schreibt über Andalusien: „Eine unentbehrliche Tatsache für das Verständnis der andalusischen Seele ist ihr Alter. Man vergesse nicht: die Andalusier sind vielleicht das älteste Mittelmeervolk, älter als Griechen und Römer."

Das heutige Andalusien ist der direkte Nachfahre des "al-Andalus" der moslemischen Mauren, die dieses Land durch klug betriebene Landwirtschaft zu einer einzigartigen Blüte brachten. Sie holten Zuckerrohr, Reis, Zitrusfrüchte und andere Kulturen hierher und erreichten durch ein perfektioniertes Bewässerungssystem eine bis dahin unbekannte Fruchtbarkeit des bearbeiteten Bodens. Der arabische Dichter *Ibn Hafaga* schrieb im 11. Jahrhundert nach einem Besuch in "Al-Andalus":

Wo ist das Paradies, wenn nicht bei Euch zuland?
Ich würde dieses wählen, hätte ich die Wahl.
Ihr, die ihr es bewohnt, bangt um die Hölle nicht;
denn auf das Paradies folgt niemals Höllenqual.

Andalusien ist ein Land der Gegensätze und Kontraste. Dies spiegelt sich nicht nur in den geographischen Gegebenheiten wieder sondern findet sich auch im Wesen seiner Bewohner. Hier ist die Heimat des Fandango und des Cante Jondo, Musik, die sowohl sprudelnde Lebhaftigkeit als auch tiefen Ernst ausdrücken kann und damit einen Teil des Temperaments der Andalusier charakterisiert. Seine besondere Anziehungskraft verdankt dieses Land seinem Anachronismus, auch noch im 21. Jahrhundert. Es scheint häufig als habe die Zeit stillgestanden. Insbesondere in den Kleinstädten und Dörfern findet man noch einen Lebensstil und eine Lebensauffassung der Bewohner, die in merkwürdigem Einklang mit den barocken Fassaden der Adelspaläste und Kirchen stehen. Die Anordnung der Blumentöpfe auf dem Balkon, Nippessachen auf dem Fernsehapparat und überladene Dekorationen auf dem Altar der Dorfkirche zeugen von der Freude der Andalusier am Ornamentalen. Die verschnörkelten Formen und die grellen Farben, die auch in die Folklore Eingang gefunden haben, verleihen dem andalusischen Leben einen heiteren Sinn. „Der Andalusier ist ästhetisch reich begabt, was sich auch im Alltag erweist; Blumen und Lieder sind seine ständigen Begleiter, eine angeborene Weisheit seine größte Tugend" schrieb der spanische Historiker *Salvador de Madariaga*, ein sehr profunder Kenner seines Vaterlandes.

Mir präsentiert sich Andalusien leider häufig als hartnäckiger Produzent von Touristikklischees und Souvenirkitsch. Dabei sind es nur selten die Andalusier selbst, die diesem Bild von sich huldigen. Es ist der Rest von Spanien, der andalusische Lebensart und andalusisches Lebensgefühl schlichtweg für „spanisch" deklariert und entsprechend kommerzialisiert hat. So kam es, dass die bunte Welt der „Fiestas", der langen Flamencokleider mit schwarzen Filzhüten sowie der eleganten Fächer und schimmelbespannten Kutschen zum Postkartenimage Spaniens stilisiert wurden und in Katalonien wie in Altkastilien beheimatet sind. Wo findet man aber das wahre Andalusien? Diese Frage ist nicht mit einem geographischen Begriff alleine zu beantworten. Wer dieses Land sucht, muss offen sein. Offen für das intensive Licht der Landschaft, offen für das Lächeln der Menschen und offen für die komplexen geschichtlichen Hintergründe dessen was er sieht. Andalusien ist nicht nur eine Region in Spanien, ganz Andalusien ist ein emotionaler Zustand.

Sevilla, Córdoba und Granada sind auf der Landkarte die drei Orientierungspunkte des Landes. Hier finde ich nicht nur die einzigartigen und grandiosen Reste der multikulturellen Gesellschaft unter der Herrschaft der Mauren, sondern auch den Geist Andalusiens. Arabische, jüdische und christliche Bauwerke und Stadtviertel vermitteln noch heute einen guten Eindruck von der Intensität des damaligen Zusammenlebens der drei großen Religionen. Darüber werde ich mich später noch ausgiebig auslassen. In Sevilla liegen die Giralda, das einstige Minarett der großen Moschee, die katholische Kathedrale und das jüdische Santa Cruz-Viertel auf engstem Raum beieinander. Von der überwältigenden Moschee in Córdoba ist es einen Katzensprung zur Judería, dem Judenviertel mit einer der wenigen, noch vollständig erhaltenen Synagogen aus maurischer Zeit. Ein Ausflug zu den beeindruckenden Überresten der Kalifenstadt Medina Azahara außerhalb Córdobas, gibt ein überaus lebendiges Bild von der Machtfülle des maurischen Spanien zu seiner Glanzzeit. In Granada schließlich begegnet man auf Schritt und Tritt den Zeugen der arabischen und christlichen Geschichte und aus Begeisterung für diese habe ich darüber das bereits erwähnte Buch geschrieben. Das berühmteste Bauwerk ist die Burg- bzw. Stadtanlage der Alhambra mit den nasridischen Königspalästen und Gärten, die man ein architektonisches Abbild des Paradieses genannt hat. Aber auch so ein bescheidener Palast wie der kürzlich restaurierte Alcazar Genil vermittelt die ganze Grazie und zerbrechliche Ästhetik maurischer Baukunst. In der „Capilla Real" schließlich wird der Besucher hautnah mit der Weltgeschichte konfrontiert. Nachdem man die gewaltigen Grabmonumente für die katholischen Könige Isabella und Ferdinand hinter dem berühmten Schmiedeeisengitter gesehen hat, steigt man hinab in die Königsgruft. Der englische Reiseschriftsteller *H.V. Morton* beschreibt seine persönlichen

Eindrücke an diesem Ort: „Ein paar Meter von mir entfernt standen auf einer Steinplatte die Särge Ferdinands und Isabellas in der Mitte und rechts und links die Särge der Königin Johanna und Philipps von Burgund. Das Gewölbe war kahl, nur die vier Särge standen darin, und an einer Wand, über einer goldenen Krone, war ein Kruzifix befestigt. Ich wusste, dass ich dieses Bild nie wieder vergessen würde, es ist eines der aufwühlendsten Erlebnisse in Spanien und sehr typisch für dieses Land: Oben strahlt das prunkende Grabmonument in standesgemäßer Pracht, aber nur wenige Stufen tiefer beginnt die Wirklichkeit des Todes. Ich vermochte nicht, meine Augen davon abzuwenden." So geht es jedem Besucher dieser denkwürdigen Stätte und er spürt hier vielleicht etwas vom tiefen Geheimnis Andalusiens. Der Tod hatte dort schon immer ein besonderes Gesicht und er macht, so absurd dies zunächst klingen mag, ein Stück des Zaubers dieses Landes aus. "Pena y alegria" (Schmerz und Freude) sind unverzichtbare Bestandteile des Spannungsfeldes in dem sich der Andalusier bewegt. Ihren tiefsten künstlerischen Ausdruck findet dies im „cante jondo", den arabesken Tönen des Flamencogesanges. Auch das Reizthema Stierkampf gehört in diesen emotionalen Zusammenhang.

Jetzt hat der Regen aufgehört und ein zaghafter Sonnenstrahl erhellt mein Arbeitszimmer. Es scheint als habe der Himmel meine Gedanken aufgenommen und ein wenig andalusisches Licht nach Frankfurt geschickt. Dafür bin ich in dieser Jahreszeit sehr dankbar.

Gedanken an Andalusien verbinden sich mir fast unwillkürlich mit einer Granadinerin namens *Eugenia de Montijo*. Im Casa de los Tiros in Granada findet sich ein ganzer Raum, der dieser Frau gewidmet ist. Eugenia ging als Gemahlin *Napoleons III* in die Geschichte ein. Sie starb als französische Ex-Kaiserin Eugénie im Alter von 94 Jahren 1920 im englischen Exil. Die von Graf Fleury herausgegebenen und noch immer sehr lesenswerten "Mémoires de l'impératrice Eugénie" legen Zeugnis von der Klugheit und politischen Umsicht dieser großen Tochter Granadas ab, für die ich ein ganz besonderes Faible habe. Sie repräsentiert für mich die Ästhetik und die Sinnlichkeit der Oberklasse im ausgehenden 19. Jahrhundert.

In Mozarts „Zauberflöte" übereichen drei Damen im Auftrag der Königin der Nacht Tamino ein Bild von Pamina, der Tochter der Königin. Tamino betrachtet es voll Liebe und singt dabei seine große Arie „Dies Bildnis ist bezaubernd schön..." Dies ist der Beginn einer wunderbaren Liebesgeschichte. Ich hatte ein ganz ähnliches Erlebnis, nur ist daraus keine wirkliche Liebesgeschichte geworden, denn die Protagonistin ist bald 100 Jahre tot. In einem Buch über Napoleon III entdeckte ich eine kleine Schwarz-Weiß-Reproduktion des Portraits der Kaiserin Eugenie von *Franz Xaver Winterhalter*. Später sah ich es dann in Farbe in Joachim Kühns

Dokumentensammlung von Napoleon III. Diese Eugenia de Montijo, wie ihr Mädchennamen hieß, war Spanierin und wurde 1826 in Granada geboren und heiratete 1853 den 19 Jahre älteren Louis Napoleon, den Kaiser Napoleon III.. Auf Winterhalters Bild war sie schon Kaiserin. Sie ist im Profil abgebildet, trägt ein Kleid mit weitem Ausschnitt, der ihren Hals und ihre Schultern frei lässt. Eine dreireihige, glänzende Perlenkette schmückt ihre Haut, deren Feinheit und Durchsichtigkeit selbst noch in der Reproduktion zu erkennen ist. Ihre glänzenden, dunklen Haare, die einen rötlichen Schimmer haben, hat sie hinten zusammengesteckt und sie fallen, improvisiert anmutend, in etwas wilden Locken auf ihren nackten Hals. Der zarte Mund und die großen Augen, deren blaue Iris erkennbar ist, zeigen Konzentration. Eugenie war eine stolze, sehr schöne Frau. Sie hat auf dem Bild immer noch etwas mädchenhaft Verwegenes bzw. Abenteuerlustiges an sich. Sie sieht aus als ob sie sich gleich auf ein rassiges Pferd schwingen würde um im Galopp mit fliegenden Haaren davon zu reiten. Es mag durchaus sein, dass der Künstler etwas idealisierte, wie er es bei all den Großen der damaligen Welt, die er portraitierte, tat. Aber die Berichte aus ganz Europa über die Schönheit und den Charme der französischen Kaiserin, scheinen Winterhalters Bild zu bestätigen. Auch Fotos, die später im englischen Exil gemacht wurden, zeigen noch die feinen, edlen Gesichtszüge der älteren Dame.

Eugenie hatte ein bewegtes Leben mit vielen Höhen und Tiefen. Irgendwie muss sie eine innere Einstellung zu ihrem Schicksal gehabt haben, die ihr erlaubte alles zu verkraften ohne Narben im Geist zu hinterlassen. Sie ist 94 Jahre alt geworden. Eine ihrer größten Niederlagen, war vermutlich die Nichterfüllung ihres großen Traumes vom Kaiserreich Mexiko. Sie war die treibende Kraft hinter dem Projekt und überzeugte nicht nur ihren Mann, den Kaiser Napoleon III sondern auch maßgebliche Politiker des Landes, dass ein französisch orientierter Ableger europäischer Kultur in fernen Mittelamerika die Welt verbessern und verschönern würde. Eugenie war eine Vollblutromantikerin, die auch immer an ihre Heimat dachte. Wer könnte wohl in einer ehemaligen spanischen Kolonie europäische Kultur besser repräsentieren als ein Habsburger? Hatte dieses edle Geschlecht zu Zeiten der spanischen Könige Karl V. und Phillip II. nicht schon einmal über Mexiko geherrscht? Schließlich verfiel sie auf den Bruder des österreichischen Kaisers Maximilian. Dieser arme Mann musste sich beinahe gegen seinen Willen zum Kaiser von Mexico proklamieren lassen. natürlich endete dieser Spleen der Kaiserin in einem totalen Fiasko, in dem auch enorme menschliche Dramatik lag. Aber Eugenie hat alle Enttäuschungen in ihrem Leben in einer wundersamen Weise verkraftet und verarbeitet und es war hinterher als sei überhaupt nichts gewesen.

Da es keine aktuelle Biographie der Kaiserin Eugenie gibt, habe ich mir antiquarisch das Buch von Octave Aubry besorgt. Der

französische Historiker beschreibt ihr Leben wie einen Roman, in dem sich Tragödie und spannendes Drama die Hand reichen. Alle nur denkbaren Emotionen muss sie durchlebt haben. Sie hatte Freunde, die auch in schweren Zeiten zu ihr hielten ebenso wie solche die aus opportunistischen Gründen Verrat übten. Sie fühlte die Liebe zu Napoleon III und ihrem gemeinsamen Sohn, der so früh starb, ebenso wie abgrundtiefen Hass auf die politischen Gegner. Als sie alt war konnte sie schließlich ihren Kontrahenten verzeihen und ihren spanischen Stolz hat sie am Ende auch überwunden. Als eine große Zeitzeugin und Bürgerin Europas ist sie gestorben. Eugenia de Montijo blieb ihr ganzes Leben Spanien verbunden und es wäre sicher eine Untersuchung wert inwieweit die ansonsten so kosmopolitische Kaiserin durch ihre spezifisch spanischen Eigenschaften die Politik Napoleons III. bzw. die Politik des Kaiserreichs beeinflusste. „Ugenie", wie Napoleon sie rief, blieb ihr ganzes Leben lang eine sehr liebenswerte Frau, u. a. auch deshalb, weil sie immer offen und ehrlich zu sich und den anderen war. In den Zeiten des Glanzes war sie Kristallisationspunkt der Gesellschaft. In der Niederlage und im Unglück bewahrte sie eine bewundernswerte menschliche Größe. Sie liebte das Leben und selbst der Tod ihres innig geliebten Sohnes konnte sie letztendlich nicht aus der Bahn werfen. Sie war im hohen Alter noch flexibel und vielleicht auch religiös genug um sich immer wieder anzupassen und Schicksalsschläge zu überwinden. Diese Lebenskraft spricht bereits aus Winterhalters schönem Portrait der Kaiserin.

Eugenies Raum im Casa de los Tiros ist im Stile des französischen Empire eingerichtet, an der Wand hängen farbenfrohe Bilder mit Motiven Granadas und ein Stich auf dem Eugenia mit ihrem etwa dreijährigen Sohn, dem Prinzen Louis Napoleon, zu sehen sind. Der Betrachter ahnt welchen großen Einfluss in Stilfragen Eugenia auf Europa gehabt haben muss. Ihr ganzes Leben und die von ihr beeinflusste Umgebung ordneten sich einem ästhetischen Prinzip unter, dessen Schlichtheit enorme Eleganz ausdrückt. In dem Ambiente spüre ich den Duft des kostbaren Parfüms der Kaiserin. Auf dem Bild über dem mit gelber Seide bezogenen Sofa strahlt Eugenia und mir wird klar, dass Winterhalter nicht übertrieben hat. Eugenia kann froh sein, dass ihr langes Leben zu einer Zeit stattfand, in der die Macht der Medien noch beschränkt war. Kaum vorzustellen wie sie heute kompromisslos vereinnahmt worden wäre. Das Gerede über ihre vermeintliche Homosexualität hätte sie wahnsinnig geärgert und kaputt gemacht. Ihr aristokratisches Wesen war vermutlich tatsächlich eher asexuell. Eugenia war eine wahrhafte Kaiserin, voll Edelmut und Grazie, aber unnahbar. Seien wir froh, dass wir sie heute so idealisieren und aus ihr eine Heldin, nicht im politischen Sinne, machen können. Was ich von Dir weiß, Eugenia, bewirkt eine tiefe Zuneigung zu Dir, ich möchte Dir nahe sein und Dich und Deine Welt verehren dürfen. Ich bin wie Du ein Romantiker und deshalb bin ich Dir und Deinem Leben

so zugetan. Es fällt mir nicht schwer mir Deine Begegnung mit Franz Liszt vorzustellen, wie Du mit dem Meister in einer Wolke des von Dir so geliebten Worth-Parfüms vierhändig auf dem Piano seine Liebesträume spielst. Auch er war vermutlich fasziniert von Dir und deinem Duft!

Der Name Liszt löst noch einen anderen Gedankengang aus. Ich habe über spanische Musik viel geschrieben und sogar bei Konzerten Vorträge darüber gehalten als wir das Gemeinschaftsprojekt „Wein und Musik" mit Makiko Takeda Herms und anderen bearbeiteten. Erst später habe ich dann Franz Liszts bezaubernde „rhapsodie espagnol", ein Werk für Solo-Klavier, zu Gehör beommen. Sie ist eine 1863 entstandene Zusammenfassung der ursprünglichen Komposition mit dem Titel „Grosse Konzertfantasie über spanische Weisen". Diese hat er kurz nach seiner Spanien- und Portugalreise 1845 niedergeschrieben. Sie trägt den Untertitel „Folies d'Espagne et Jota aragonesa". Schon vor seiner Begegnung mit der iberischen Halbinsel kam Liszt in Berührung mit einem Abklatsch der „spanischen Kultur" und zwar in Person der Hochstaplerin Lola Montez, der späteren Geliebten des Bayernkönigs Ludwig I. Die gutaussehende irische Tänzerin Eliza Rosanna Gilbert, die sich als Spanierin ausgab und Lola Montez (1821 - 1861) nannte, hatte sich Liszt als eine Art „groupie" auf seinen Konzerttouren durch Europa angeschlossen und eine Affäre mit ihm begonnen. Es mag sein, das Franz Liszt bei der Komposition der zärtlichen Passagen seiner „spanischen Rhapsodie" auch an sie dachte. Ganz sicher aber schwebte ihm die Kaiserin Eugenie vor Augen. Ihr hat er seine Rhapsodie espagnol schließlich auch gewidmet.

Wie den meisten Musikfreunden war mir das Werk unbekannt. Vermutlich wegen seiner technischen Schwierigkeiten haben es nur sehr wenige Pianisten in ihr Repertoire aufgenommen. Der große Charme des Stückes ist seine Nähe zur spanischen Folklore. Die im Untertitel zitierten Melodien werden von Liszt zu einem hinreissenden Stück spanischer Klangwelten zusammengefügt. Die „Folies d´ Espagne" könnte „Spanische Verrücktheiten" bedeuten, ich glaube aber eher, daß es sich auf die „folia", einen kanarischen Volkstanz bezieht. Die „Jota aragonesa" ist ein insbesondere in der klassischen Musik vielfach zitierter, rhytmischer Tanz aus Aragonien. Gitarren- und Kastagnettenklänge, wunderbar in die Klavierpartitur eingebettet, erinnern den Zuhörer immer wieder daran wo er sich befindet. Die Themen werden nacheinander behandelt und während die Folia eher nordisch schwermütig klingt, drückt die Jota die Leichtigkeit des spanischen Lebens aus. Man sieht ohne Anstrengung die Pastellfarben und das Licht Goyas auf dem Bild der tanzenden Bauern vor sich. Wie bei Goya manches Farben- und Lichtspiel nehmen bei Liszt auch manche Töne und musikalische Stimmungen den Impressionismus bereits vorweg. Mit der Rhapsodie espagnol, die alles in allem vielleicht doch

nicht über die spezifische Wehmut oder Melacholie spanischer Töne verfügt, ist Liszt dennoch ein Vorläufer der späteren spanischen „Nationalmusiker“, wie Albeniz, Granados oder de Falla, geworden. Für den großen Virtuosen war es nur eine kleine Übung oder Marotte spanische Musik zu machen, aber immerhin haben es nach ihm auch immer wieder andere Komponisten aus dem Norden erfolgreich versucht: allen voran Maurice Ravel und Edouard Lalo (Symphonie espagnol) sowie der geniale Schöpfer der Carmen - Georges Bizet, auf den ich bereits an anderer Stelle eingegangen bin.

Zurück in die Niederungen spanischer Folklore: Der Schriftsteller *Juan Ruiz*, alias *Azorín*, war Mitglied der sogenannten „Generation von 98“, die eine geistige Erneuerung Spaniens nach den Niederlagen im Spanisch-Amerikanischen Krieg und dem Verlust der letzten Kolonien, vorantrieb. Ein Hauptpunkt war dabei die Besinnung auf das einfache, arme Spanien, wie es in den großen Schelmenromanen, z.B. dem Lazarillo von Thormes, der auch ins Deutsche übersetzt wurde, beschrieben wurde. In seinem kleinen Büchlein „Spanische Visionen“ beschreibt Azorin in einem Essay den Hidalgo, jenen Edelmann, der meist wenig materielle Güter besaß, dafür aber Grandezza und Eleganz. „Habt ihr nicht auf einem gewissen Velazquez-Bilde, dem `Tritonenbrunnen´, gesehen, wie ein Herr sich vor einer Dame verneigt? Diese hoheitsvolle Gebärde, ergeben und würdig zugleich, schlicht, ohne zudringliche Übertreibung, ohne eine Spur französischer Geziertheit, bescheiden, vornehm, leicht, diese einzigartige, herrliche Gebärde gehört Spanien allein; diese Gebärde, diese unmerkliche Verbeugung, ist die ganze altberühmte Höflichkeit Spaniens: diese Gebärde ist Giron, Infantado, Lerma, Uceda, Alba, Villamediana.“ dies schreibt Azorin um am Schluss des Aufsatzes dann zusammenzufassen „Dies ist die Größe Spaniens: die Einfachheit, die Kraft, das lange, stille Leiden im Schein der Heiterkeit; hier ruht eine der Wurzeln des Volkes, die heute aber am Verdorren sind.“ Ich bin geneigt zu behaupten, dass diese Wurzeln heute praktisch gänzlich vertrocknet sind und nicht mehr leben. Dagegen spricht allerdings der teilweise heitere Umgang mit der großen Wirtschaftskrise in den Jahren 2011-2012. In den Kochgewohnheiten der Spanier entdeckt man hin und wieder diesen unerklärlichen Hang zur Einfachheit. Natürlich war Azorins Behauptung eher Programm als die Beschreibung einer historischen Wahrheit, denn die verdorrten Wurzeln waren wohl niemals so kraftvoll wie die 98er gehofft hatten.

Viel mehr als die Schlichtheit und die Einfachheit war es der „Hidalgismo“, der die Mentalität der Spanier tief geprägt hat. Die Gebärde auf dem Bild des Velazquez ist vielleicht nicht ganz so hoheitsvoll, ergeben und würdig wie Azorin sie interpretiert. Man kann in ihr schon etwas recht Formelles und ziemlich Inhaltsloses entdecken. Mehr Schein als Sein, erscheint mir manchmal wie die Quintessenz des gesellschaftlichen Lebens Spaniens, auch heute

noch. Namen und Herkunft spielen eine große Rolle. Man schaut darauf was die Schönen und Reichen machen und leitet teilweise seine eigenen Standards von diesen Beobachtungen ab. Azorin selbst ist ein Gefangener eben dieser Fetische in Verkleidung von historisch bedeutsamen Namen. Für die Richtigkeit seiner These führt er die bekanntesten Adelsgeschlechter des Landes an. Als könnten sie alleine aufgrund ihres Namens bereits Vorbildfunktion haben. Diese Denke gibt es auch heute noch. In die Konsumgesellschaft übertragen bedeutet dies, dass man sich an den bekannten Namen von Produkten orientiert. Hemden müssen z. B. auf der linken Brust ein Krokodil oder einen Polospieler tragen. Der Konsum von Marken erreicht in kaum einem anderen Land eine derartige Bedeutung. Um auch den weniger Begüterten die Accessoires mit den berühmten Designs zu ermöglichen, blüht ein großer Markt der „fakes“, die auf den Straßen spanischer Städte auf dem Boden liegend von dunkelhäutigen Händlern aus Afrika für einen Apfel und ein Ei erworben werden können.

Die große, alles beherrschende Eigenschaft eines Hidalgo ist sein Stolz. Wie im „Lazarillo“, dem klassischen Schelmenroman humorvoll beschrieben, verhungert der Hidalgo lieber als dass er von seinem Diener eine Mahlzeit annehmen würde. Der persönliche Stolz ist noch immer eine Wesensart der Spanier, die sie von anderen Nationalitäten deutlich unterscheidet. Großzügigkeit kann manchmal der Ausfluss dieses Stolzes sein. Wie oft habe ich nicht schon in Bars und Restaurants dafür kämpfen müssen eine Rechnung bezahlen zu dürfen und wie oft war ich unterlegen! Ebenso wie mir völlig Unbekannte mich zu einem Bier eingeladen haben. Es schien gelegentlich, als wolle sich mein Gegenüber nicht einladen lassen um nicht in den Verdacht zu geraten ein armer Schlucker zu sein. Ich glaube die Großzügigkeit eines Spaniers ist ihm zusammen mit dem Stolz angeboren und ihm ist - jedenfalls bis jetzt - die fürchterliche „Geiz-ist-geil“-Mentalität in unseren Breitengraden völlig fremd. Selbst die Wirtschaftskrise hat daran nichts Grundlegendes geändert.

Reden ist eine der Lieblingsbeschäftigungen der Spanier. Dies gilt sowohl für Männer als auch für Frauen. Wenn zwei von ihnen zusammentreffen und sich in ihrer Muttersprache verständigen können, dann tun sie dies auch in einer Intensität, dass der Dabeistehende denken muss, beide seien wochenlang in Isolationshaft gewesen. So eine unstillbare Lust scheinen sie beim Reden zu verspüren, dass sie, so scheint es, nicht mehr aufhören möchten. Das Gleiche passiert am Telefon und es ist ohne weiteres verständlich, dass die Telefongesellschaften in Spanien die großen Wirtschaftskrisen sehr gut überstanden haben. Fragt man nach den Inhalten der Gespräche, wird man meistens enttäuscht. Von Familienangelegenheiten bis hin zum Kleid von Prinzessin Laetizia bei der „Principe de Asturias“- Preisverleihung

reicht das Themenspektrum und wenn es nicht ausreicht fängt man eben wieder von vorne an. Überhaupt, der Wiederholung scheint ein Zauber inne zu wohnen der genüsslich ausgekostet wird. Hat jemand beim Abschied schon den Fuß auf der Treppe, passiert es oft, selbst wenn vor der Türe das Taxi wartet, dass ein bereits behandeltes Thema von Neuem aufgegriffen wird und sich nochmals ein intensives und langwieriges Gespräch entwickelt, während das Taximeter unerbittlich läuft.

Die auffallende Geschwätzigkeit der Spanier, die sich durch alle sozialen Schichten zieht, mag letztlich auch ihren Grund in der einstigen Armut der Bevölkerung haben. Leute, die ein schweres materielles Schicksal haben, erleichtern ihre bedrückte Psyche durch das Gespräch über die Missstände. Und da gab es in früheren Jahrhunderten wahrlich genug davon. Geteiltes Leid ist bekanntlich halbes Leid. So wurde hemmungslos geredet und so ist es, aus schierer Gewohnheit, auch heute noch. Die vielgerühmte Geselligkeit der Spanier gipfelt häufig in einem nicht zu bremsenden Redefluss der sich gegenüberstehenden Partner. Dabei passierte es immer wieder, dass selbst sachliche Themen erst nach einer unendlich langen Einleitung diskutiert werden können. Alles andere wird als unhöflich angesehen. Daher braucht man so viel Zeit in Spanien. Jeder Einkauf im Dorfladen, jeder Besuch im Rathaus, jeder Gang zur Post und schließlich auch jedes Bier in der Kneipe erfordert von einem völlige Entspannung und die Bereitschaft zuzuhören.

Ähnlich wie in Deutschland haben in Spanien über die Jahrhunderte autoritäre Systeme und Diktaturen eine Unterwürfigkeit und eine Hörigkeit der Menschen gegenüber der Autorität erzeugt. Noch heute redet die Umgangssprache von den „autoridades“, die bei Empfängen oder anderen offiziellen Anlässen entweder namentlich genannt werden, oder einfach nur dabei sind. Diese Menschen, deren Hidalgo-Mentalität sich fast immer sehr schnell entpuppt, stellen die eine Hälfte der spanischen Gesellschaft dar. Die andere Hälfte sind die Zuschauer, deren offizielles Organ das Regenbogenblatt „Hola!“ ist, dort erfahren sie alles über das Leben derer die sich auf der sozialen Sonnenseite befinden. Es ist ganz typisch, dass die „autoridades“ der Öffentlichkeit häufig gar nicht mit Namen bekannt sind, ihre Bedeutung beziehen sie durch ihre Position und die kurzen Augenblicke in denen sie Macht über andere haben. Preußentum im schlechten Sinne gibt es in Spanien ebenso und es ist auch ebenso unsympathisch. Die Arroganz mit der ein Beamter der Junta de Andalucia z.B. den Wasserverbrauch eines Landbewohners misst und ihm schließlich mitteilt, erinnert an die Zeiten in denen er seine Autorität durch das falangistische Parteiabzeichen verliehen bekam.

Zum „iberischen Preußentum“ gehört auch eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Spanier: ihr häufig

überzogener Formalismus. Formalismus auf breiter Ebene. Wie man sich wann wo wie anzieht wird bei entsprechenden Anlässen zu einem Tagesthema. Die Frisöre und Coiffeure sind an einem Samstag immer ausgebucht, damit die Damen für die abendliche Gesellschaft schön aussehen. Die Vorbilder sind in den Gesellschaftsmagazinen wie „Hola" zu finden. „Kleider machen Leute" ist eine spanische Lebenseinstellung, die für die Ästhetik des Straßenbildes einen sehr positiven Einfluss ausübt, für das Portemonnaie aber eher abträglich ist. Dieses äußerliche mehr Scheinen als Sein findet sich auch in ausgeprägter Form in den Verwaltungen. Eine auffallende Rolle spielt in unserem Landstrich dabei die s. g. „Junta de Andalucía", die andalusische Regionalregierung. Mit ihr haben wir vielfach im Rahmen der Registrierung der Bodega zu tun gehabt und die Organisation, die in meiner Phantasie einst einen klangvollen Namen hatte, ist heute zu einem Angst einflössenden Moloch geworden. An dieser Stelle hatte ich eine Sammlung von bürokratischen Monstrositäten aus dem eigenen Erfahrungsschatz aufgeschrieben, nach mehrmaligem Durchlesen sie aber wieder gelöscht, denn dahinter stand einfach nur eine völlig unattraktive, kleinbürgerliche Welt, mit der ich nichts zu tun haben will und über die zu schreiben meine Phantasie nicht im geringsten angeregt hätte.

Gedanken zur spanischen Geschichte

Ganz anders liegt die Sache bei der Geschichte. Für mich gehört der Teil der spanischen Geschichte, in dem die Mauren in diesem Land lebten, zu den rätselhaftesten und interessantesten Zeiten der europäischen Geschichte überhaupt. Ich habe mich damit beschäftigt und versucht vieles von dem was ich gelesen oder mit eigenen Augen gesehen habe in ein Gedankengebäude zu integrieren, das mir Erklärungen jenseits der in akademischen Geschichtsbüchern verbreiteten Vorurteile gibt. Ich bin kein Geschichtsprofessor, nur eine interessierter Laie und daher nehme ich mir das Recht heraus bei meinen Ausführungen öfter bis an die Grenzen meiner Vorstellungskraft zu gehen. „So könnte es gewesen sein" muß doch eine berechtigte Feststellung sein, wenn die Wissenschaft keine ausreichend plausible Antwort parat hat!

Von Afrika getrennt durch die Straße von Gibraltar, einer Meerenge, die das Mittelmeer mit dem Atlantik verbindet, ist Spanien der direkte nördliche Nachbar des Maghreb. Zwischen den erwähnten Säulen des Herkules , die die an dieser Stelle nur 14 Kilometer voneinander entfernten Kontinente trennten, war in den frühen Tagen der Seefahrt nicht ganz so einfach mit dem Schiff hin und her zu fahren. Durch den ständig von Westen nach Osten drängenden Strom an der Oberfläche, hervorgerufen durch

das etwa 1,4 m niedrigere Niveau des Mittelmeers gegenüber dem Atlantik, in Verbindung mit oft starken Westwinden, die sich in der Meerenge durch eine Art Düsenwirkung verstärken, war diese lange ein für Schiffe schwer zu überwindendes Hindernis. Aber die Anrainer auf beiden Seiten lernten bald durch entsprechende Navigation dieses Problem zu meistern. Mehrfach hatten Berberfürsten ihre Reiche auf Gebiete dies- und jenseits der Strasse von Gibraltar ausgedehnt und ihre Beamten sowie große Mengen Handelsware haben sich von Kontinent zu Kontinent bewegt. Aus dieser Sicht ist die Geschichte von der Eroberung Spaniens durch eine Handvoll Berber im Jahre 711 durchaus glaubwürdig und wurde auch bisher von niemandem ernsthaft angezweifelt.

Die Theorien zur Chronologie unserer Geschichte, die ich kürzlich bei *Uwe Topper* gelesen habe, lassen mich nicht mehr los. Die Behauptung, dass das ganze Mittelalter über in Europa eine Religion vorherrschend war, die sich von persischen Vorbildern ableitete, ist faszinierend, denn sie erklärt viele Ungereimtheiten der Geschichte und insbesondere der spanischen. Die Templer und die Albingenser waren vielleicht die mächtigsten Vertreter dieser vom persischen Zarathustra inspirierten Religion und als die christliche Kirche am Beginn der Neuzeit erstmals den Anspruch erhob, den „universellen" (lateinisiert: den „katholischen") Glauben alleinig zu vertreten, initiierte sie, mit Hilfe der jeweiligen Machthaber, die Inquisition. Ihr fielen die Templer und die Albingenser schließlich zum Opfer. Außerdem wurde die Inquisition zur schärfsten Waffe gegen diejenigen, die noch an dem alten Zarathustra-Glauben hingen. Dazu gehörten in Spanien natürlich auch die Juden und die Mauren, die ja Jahrhunderte lang mit den Christen alter Herkunft eine gesellschaftliche Synthese eingegangen waren. Jetzt wurden sie als Ketzer bzw. Häretiker abgestempelt. Wie ist es zu verstehen, dass nach der sog. „Reconquista" Baumeister im christlichen Teil Spaniens weiterhin im Mudejar-Stil, also im maurischen Stil gebaut haben? Doch vermutlich nur, weil dies dem Empfinden und Lebensgefühl der Auftraggeber im Lande entsprochen hat. Wir kennen aus anderen Epochen der Geschichte was religiöser Hass und Ideologie zu bewirken vermögen. Warum sind so viele der großen maurischen Bauwerke auf spanischem Boden eigentlich von der Zerstörung durch die Eroberer verschont geblieben? Doch wohl nur aus Respekt vor den Wurzeln einer gemeinsamen Kultur. Wieso haben die Araber das Erbe der Antike an den Rest der Europäer weitergegeben? Doch nicht weil die Wissenschaftler und Denker des Mittelalters geschlafen haben, sondern weil das Arabisch-Orientale ein integraler, vielleicht sogar der bestimmende, Bestandteil der damaligen Gesellschaftsordnung und Ausdruck der Bildung war. Was in allen Geschichtsbüchern wie ein Wunder dargestellt wird, nämlich die „convivencia" von Menschen mit drei unterschiedlichen Religionen, ist vermutlich gar kein Wunder sondern lediglich

Ausdruck einer breiten sozialen und geistigen Gemeinsamkeit. Hätte Boabdil, Granadas letzter Maurenkönig, wirklich an der Aufrichtigkeit der Sieger zweifeln müssen, als sie mit ihm die Übergabe Granadas vereinbarten? Aus seiner Sicht und Erfahrung vermutlich nicht. Für ihn war klar, dass sich das Verhältnis der Menschen untereinander nicht ändern würde, nur weil die Herrscher andere waren. Dass die „universalen", die „katholischen" Könige, die Zeiten so radikal umkrempeln wollten wie es dann mit Hilfe Torquemadas und anderer Fanatiker geschehen ist, konnte damals sicher niemand ahnen. Alleine die Tatsache, das Isabel und Ferdinand die „katholischen Könige" genannt wurden, lässt vermuten, dass dies damals etwas ganz neues war. Zwar wurde das griechische *katholikós* bereits seit dem 2. Jahrhundert auf die christliche Kirche bezogen, aber erst am Beginn des 16. Jahrhunderts wurde es mit „rechtgläubig" im heutigen christlichen Sinne gleichgesetzt. Zur gleichen Zeit entstand aus dem lateinischen Wort *haereticus* der Häretiker oder Ketzer, also Begriffe, die der dunklen Zeit der Inquisition angehören.

Ein Bewohner des Sacramonte in Granada erzählte mir einmal, dass am ersten Sonntag im Februar das Fest zu Ehren des Heiligen Cecilio stattfindet, einem, besonders von den Zigeunern verehrten, Schutzpatron der Stadt. Eine Wallfahrt begibt sich dann hinauf zur Abtei von Sacromonte, wo angeblich die sterblichen Reste des Heiligen aufbewahrt sind. Cecilio ist eine sagenumwobene Person aus den so genannt „frühen" Tagen der Christenheit. Er soll mit dem Heiligen Jacob (Santiago) um das Jahr 44 n. Chr. nach Spanien gekommen sein. In Otto Wimmers „Handbuch der Namen und Heiligen" kommt er nicht vor. Er ist auch nicht zu verwechseln mit Cecilio (Caecilius), dem ersten Bischof von Granada, der zu Zeiten wirkte, als die Stadt noch Ibílleris hieß. Mittlerweile glauben die Theologen, dass es den Heiligen Cecilio der Zigeuner nie gegeben hat und dass er eine Erfindung der Morisken gewesen sei, die sich durch Berufung auf ihn vor der Ausbürgerung im 16. Jahrhundert schützen wollten. Denn die vermeintlichen Schriften des Heiligen, deren Echtheit immer wieder angezweifelt wird, waren eine merkwürdige Mischung von christlichen und islamischen Glaubenssätzen und wurden schließlich auch von der Kirche als Irrlehre verurteilt. Aber in Granada ist Cecilio noch so lebendig wie in den Tagen der Morisken. Nachdem ich dies gehört hatte, wurde ich an die Templer und die Katharer erinnert, in deren Glauben sich ja ebenfalls maurisch-orientalisches Gedankengut findet. Bei Topper fand ich ein ganz klares Statement: „Die katholische Kirche in ihrer heutigen Gestalt und Lehre wurde auf dem Konzil von Trient aus der Taufe gehoben" Das sog. „Tridentinum" fand von 1545 bis 1563 unter den Päpsten Paul III., Julius II. und Pius IV. statt; also nach der Reformation. Die ursprüngliche Entstehung der Kirche sieht Topper als Folge einer Katastrophe kosmischen Ausmaßes an. Ich habe mir die Mühe gemacht und nach Natur-

Katastrophen recherchiert. Dabei fiel mir auf, dass ab dem 19. Jahrhundert viele Ereignisse dokumentiert waren, vorher aber nur ganz wenige. Unter der Annahme, dass das die Häufigkeit des Auftretens schlimmer Naturereignisse eine gewisse Konstanz zeigt, kann man nur folgern, dass diese früher nicht dokumentiert wurden - aus was für Gründen auch immer. Nach der vermeintlichen Katastrophe von 1350 (vielleicht der Pest, der Millionen zum Opfer fielen?) entstanden in Europa und im Nahen Osten fast gleichzeitig die drei monotheistischen Religionen.

Wenn der Katholizismus so jungen Datums ist, was war dann in den „christlichen Jahrhunderten" davor? Vermutlich war es ein Volksglaube, in dem sich, wie bereits erwähnt, orientalische, vorwiegend persische Elemente mit nordischen vermischt hatten. Bei Topper kann man viele Beispiele dazu nachlesen. Auch war im Rahmen dieses gemeinsamen Volksglaubens die Vermischung der drei monotheistischen Religionen vermutlich viel größer als bisher angenommen. Topper geht sogar so weit zu behaupten, Judentum, Christentum und Islam seien gemeinsam praktisch zeitgleich entstanden. Die Entzerrung ihrer Entstehungsgeschichte auf der Zeitachse sei lediglich ein Vorwand früherer Kirchenhistoriker die drei Religionen gegeneinander abzugrenzen. „Juden, Moslems und Christen beten denselben Gott an, aber nicht den gleichen" Gemeint ist damit wohl, dass der Ursprung Jahves, Gottes und Allahs der selbe ist, die Erscheinungsformen sind jedoch jeweils etwas anders.

Diese Gedanken sind so konträr unserer Geschichtsauffassung, dass man ihnen zunächst einmal ablehnend entgegentritt. Denkt man etwas genauer nach, entpuppen sich gigantische Lösungen für viele Rätsel unserer Kunst- und Kulturgeschichte, insbesondere natürlich der spanischen. Dort waren die Verflechtungen besonders intensiv, weil al-Andalus ein ethnischer Schmelztiegel sondergleichen war. Die phantastischen Figuren auf den Kapitellen der Säulen in romanischen Kreuzgängen erklären sich nicht nur aus der apokalyptischen Sicht der mittelalterlichen Gläubigen sondern auch aus orientalischer Mystik. Es erklärt sich ebenso warum die Synagogen Spaniens immer im maurischen Baustil gebaut wurden. Nach der Reconquista wurde der Mudejar-Stil eifrig weiter entwickelt und fand seinen schönsten Ausdruck in manchen christlichen Kirchen Aragóns.. Ist das alles vereinbar mit dem angeblichen Hass aufeinander und der Konkurrenz der Religionen, die schließlich zum Sieg des Christentums führte? Ich glaube nicht. Wahrscheinlich waren die „drei" Kulturen in Cordoba oder Toledo in Wirklichkeit mehr oder weniger eine und die gleiche.

Unterstützt wird das oben Gesagte durch einen anderen Aspekt der christlichen Kirche, nämlich dem Nachweis einiger Historiker, wie z.B. dem Kanadier *Tom Harpur*, dass die ganze

Kirchengeschichte keine historisch rekonstruierbaren Begebenheiten, sondern lediglich Plagiate uralter ägyptischer Mythen waren. Die Inhalte der Hieroglyphen-Darstellungen vom Sonnengott Osiris und seinem Sohn Horus sind weitgehend identisch mit den Bildern des Alten und Neuen Testaments, nur mehr als tausend Jahre vorher entstanden. Die christliche Kirche hat die ägyptischen Mythen, die ganz bewusst nur Allegorien und Gleichnisse waren, einfach zur historischen Wahrheit und Jesus zur geschichtlichen Person umgemünzt. Alle, die sich in der Vergangenheit diesen Geschichtsverdrehungen entgegenstellten wurden verfolgt, und im schlimmsten Fall von der Inquisition beseitigt. So gelang es relativ rasch das historische Bewusstsein eines ganzen Kontinents zu verändern. Nicht umsonst heißt die Zeit, in der diese Kämpfe tobten das „finstere Mittelalter". Finster deswegen, weil das Licht der Wahrheit grausam unterdrückt bzw. sogar gänzlich ausgelöscht wurde. Die ägyptischen Mythen gab es in gering abweichenden Formen überall im Vorderen Orient und in den Mittelmeerländern. So ist auch der persische Zarathustra ein Abkömmling dieser Traditionen, genau wie sich übrigens Thora und Koran darauf stützen. Die drei großen Religionen, Judentum, Christentum und Islam haben demnach auch in ihren spirituellen Quellen viele Ähnlichkeiten und gemeinsame Wurzeln, die weit über den Stammvater Abraham hinausgehen.

Liest man mit Verstand die historischen Darstellungen der Eroberung Spaniens durch den Berber Tarik im Jahre 711, z. B. in der Darstellung von *André Clot*, muss einem eigentlich die Ungeheuerlichkeit dieser Geschichte ins Auge springen. Ein kleiner Haufen Moslems gegen eine westgotische Armee, die auch noch mühelos bezwungen wurde? Ich habe in einem Artikel von *Uwe Topper* über den katalanischen Historiker *Ignacio Olagüe* gelesen. Topper hat die Erkenntnisse Olagües zur maurischen Eroberung der Spanischen Halbinsel zusammengefasst. Die wichtigsten Quellen zum Thema, die die Grundlagen von Olagües Vorstellungen sind, hat Topper, der selbst Historiker ist, nachgeprüft und für richtig befunden. Die schriftlichen Dokumente, die die glorreiche Eroberung darstellen, sind samt und sonders von äußerst zweifelhafter historischer Authentizität. Die beiden Autoren Topper und Olagüe kommen zu dem Schluss, dass eine Eroberung im militärischen Sinne vermutlich nie stattgefunden hat. Die „Arabisierung" Spaniens verlief wahrscheinlich auf ganz friedlichem Wege. Das Westgotenreich war in jenen Tagen von großer Unsicherheit über die Nachfolge des verstorbenen Königs Witiza erfüllt. Es schien zwei rivalisierende Gruppen gegeben zu haben. Wie viele andere germanischen Königreiche war auch das Reich der Westgoten ein Wahlkönigtum und eine Gruppe wollte Roderich zum König haben, während eine andere Gruppe den minderjährigen Sohn des Verstorbenen und seine Anhänger unterstützte. Zu den letztgenannten gehörte auch Julian der Graf von Ceuta, der einen

kleinen Trupp Berber zur militärischen Unterstützung über die Strasse von Gibraltar schickte. Diese Aktion konnte zwar die militärische Situation in diesem Bürgerkrieg nicht wesentlich verändern, dennoch setzte sich schließlich der junge Sohn Witizas als Nachfolger durch. Eine ungewöhnliche Trockenperiode hatte in dieser Zeit auch erhebliche soziale Spannungen erzeugt, da die Landwirtschaft große Ausfälle zu verzeichnen hatte. Als der Gotenkönig Rekkhared I. über 100 Jahre vorher vom Arianismus angeblich zum rechtgläubigen Katholizismus übergetreten war, gab es schon eine recht große Anzahl „moslemischer" Bewohner auf der iberischen Halbinsel. Diese war ein typisches Einwanderungsgebiet für die Nordafrikaner, denn der Arianismus der Goten vertrug sich hervorragend mit dem Islam und es hatte sich vermutlich bereits zu diesem frühen Zeitpunkt eine gemeinsame Religion herausgebildet in der syrische, persische und jüdische neben christlichen, gnostischen und islamischen Elementen vorherrschend waren. Bei der Betrachtung der Architektur der westgotischen bzw. frühromanischen Basiliken auf spanischem Boden wird diese faszinierende Mischung verschiedener, sich sogar teilweise scheinbar widersprechender Elemente, sehr deutlich. Selbstverständlich hörte diese Geistesströmung nicht sofort auf als sich König Rekkhared I. vom Arianismus abwandte, wenn es denn überhaupt geschah. Ganz im Gegenteil, der islamische, bzw. der arianische Einfluss, der ja tief im Volk verwurzelt war, nahm wieder zu und, folgt man Olagüe, ging er sogar soweit, dass sich ein zum Islam bekennender Westgote als Abd ar-Rahman I, zum ersten Emir von Cordoba aufschwang und damit den Omayjaden-Schwindel begründete. Hinweise auf sein Gotentum waren die große Gestalt, sein blondes Haar und seine blauen Augen. Seine Vereinnahmung durch arabische Historiker als Omayjade ist vielleicht eine von den unendlich vielen Lügen im Zusammenhang mit der Maurengeschichte. Die kühne Behauptung des Publizisten *Heribert Illig* (Das erfundene Mittelalter, Ullstein, Berlin 2009) dass die Zeit zwischen ca. 600 und 900 n. Chr. erfunden und der ganze Zeitraum eine historische Fälschung sei, begünstigt die Annahme, dass es die Invasion Spaniens 711 überhaupt nicht gegeben hat, denn sie fiele ja genau in diesen fragwürdigen Zeitabschnitt.

Die enge Verquickung in Spanien von Judentum, Christentum und Islam hat ihre Wurzeln im sog. Emirat von Cordoba. Wenn man euphemistisch von der großen religiösen Toleranz des Staatsgebildes al-Andalus redet, vergisst man, dass der Glaube der damaligen Menschen keine fundamentalen Unterschiede zwischen den drei großen Religionen kannte. Eine multikulturelle Gesellschaft im strengen Sinne des Wortes war dies nicht. Es gibt überhaupt keine frühen Quellen, die auf die Gegenwart von Arabern auf spanischem Boden hinweisen würden. Die Arabisierung schritt langsam voran, arabisch löste das Latein als Kultursprache auch ab und der große Wohlstand, der sich immer

weiter entwickelte, hielt die Menschen, unabhängig von ihren religiösen Gefühlen zusammen. Wie ist denn zu verstehen, dass der Ururenkel des kastilischen Königs Ferdinand III., der Sevilla für die Christen wieder eroberte, in eben dieser Stadt ein „arabisches" Schloss, den „Alcázar" im authentischen Stil der angeblich so gehassten Mauren baut? Das „Maurische" als architektonische religiöse, weltanschauliche Ausdrucksform hat ja, wie an anderer Stelle schon erwähnt, auch noch lange nach Abschluss der „Reconquista" im Mudejar-Stil weitergelebt.

Das genaue Gegenteil war wohl der Fall. Die Verschmelzung von Islam und Arianismus hatte eine andalusisch-maurische Religion ausgebildet, die sich durch ihre vergleichsweise große geistige Freiheit und Toleranz auszeichnete. Schließlich waren keine unüberwindbare Gräben zwischen Islam und Christentum vorhanden. Im Christentum war Jesus zwar der Christus, Sohn Gottes und Sohn der Jungfrau Maria, ganz Mensch und zugleich ganz eins mit Gott, seinem Vater und dem Heiligen Geist. Demgegenüber war er im Islam lediglich ein Prophet, ein Diener Allahs, auch Sohn der Jungfrau Maria und sündenlos. Er war ein Wundertäter und wurde aber nicht gekreuzigt, sondern zu Gott entrückt. Zwar ist Jesus im Islam nicht Gottes Sohn, aber dennoch wurde er im frühen arabisch-andalusischen Spanien von allen respektvoll verehrt. Selbst die Juden konnten in ihm einen frommen Gleichgesinnten erkennen. Diese einigende geistige Haltung aller drei Religionsgemeinschaften war nicht nur mit ein Grund für die grandiose wirtschaftliche Blüte des andalusischen Staatsgebildes im 11. und 12. Jahrhundert, sondern sie stellte auch eine ernstzunehmende Konkurrenz bzw. Alternative für den Glauben in den benachbarten orthodoxen christlichen und moslemischen Ländern dar. Es wird berichtet, dass zu den Hochzeiten des omayjadischen Kalifats von Córdoba Christen zu Hauf zum Islam übergetreten sein, was bewirkte, dass die islamische Bevölkerung ständig anstieg und die christliche entsprechend abnahm. Unter dem Aspekt des bisher gesagten, war dies zwar eine Null-Gleichung aber Grund genug für spätere religiöse Fanatiker den maurischen Islam zu bekämpfen. Vom Norden her war es die „Reconquista", die al-Andalus bedrohte, von Süden her waren es die strenggläubig mohammedanischen Almoraviden und Almohaden. Sowohl bei den asturischen und kastilischen Königen als auch bei den Berberherrschern ging es aber vermutlich nicht um den Versuch ein religöses Primat zu erreichen, sondern einzig und alleine um die geographische Ausdehnung der jeweiligen Machtansprüche.

Dass die religiösen Differenzen in Spanien damals kaum eine Rolle spielen konnten zeigen auch die ständig wechselnden Koalitionen während der Zeit der Taifas (Kleinkönigreiche). Moslems verbündeten sich mit den Christen gegen andere Moslems und umgekehrt lief es genauso. Prominentestes Beispiel ist wohl der berühmte „El Cid", der als christlicher Feldherr das

maurische Valencia beherrschte. Wie wäre so etwas denkbar, wenn es unüberwindbare religiöse Fronten gegeben hätte, wie uns die klassischen Historiker weiszumachen versuchen?

Als schließlich die katholischen Könige, mit ihrem Anspruch auf Universalität, den politischen Entschluss fassten, Spanien zu einer Nation unter dem Banner des römisch-katholischen Christentums, zu machen, war es verhältnismäßig einfach den relativ kleinen, jüdischen Teil der Bevölkerung auszuschalten, dagegen ließ sich das Maurische nicht so einfach eliminieren. Von 1492, dem Jahr der Eroberung des Königreichs Granada, bis zur endgültigen Ausweisung der Mauren im Jahr 1609 durch Philip III. (damals sollen 270.000 Personen, meist Kleinbauern und spezialisierte Handwerker, das Land verlassen haben) vergingen noch über hundert Jahre mit teilweise sehr blutigen Auseinandersetzungen. Dass dies so lange dauerte, kann doch eigentlich auch nur bedeuten, dass Maurisches in der Bevölkerung viel verbreiteter und tiefer verwurzelt war, als man allgemein annimmt. Die Vorstellung von der friedlichen Eroberung Spaniens und von der gemeinsamen Religion erklärt viele Ungereimtheiten in der spanischen Geschichte. Wieso hätten Eroberer aus Afrika einem so geschichtsträchtigen Volke ihre neue Religion ohne nennenswerte Widerstände zu erzeugen, einfach aufdrängen können? Selbst heute in einer weitgehend säkularisierten Welt wäre dies nicht möglich. Wieso damals? Die Architekturgeschichte der spanischen Romanik wäre ohne die Annahme einer Synthese zumindest der beiden großen Religionen kaum zu verstehen. Ich möchte nicht verhehlen, dass es natürlich ernsthafte Historiker gibt, die die hier dargelegte Geschichtskritik nicht akzeptieren können. Die Kernfrage ist dabei immer wieder, ob eine Islamisierung Spaniens, wie sie ja unzweifelhaft stattgefunden hat, tatsächlich ohne militärische Interventionen hätte so erfolgreich sein können. Vielleicht liegt der Schlüssel ja tatsächlich in der immensen Anziehungskraft, die einerseits der damals so tolerante islamische Glaube, andrerseits die verfeinerte orientalisch-arabische Lebensart auf große Teile der Bevölkerung hatten. Vergessen wir nicht, dass die Normannen, die ja aus dem Kulturkreis des europäischen Nordens stammten, unter Roger I. ab 1061 das arabisch besetzte Sizilien eroberten. Eine Generation später waren sie kulturell fast vollständig arabisiert und selbst der in Palermo aufgewachsene Staufer Friedrich II. hatte noch 200 Jahre später ein inniges Verhältnis zur arabischen Kultur, deren Sprache er fließend beherrschte – und dies geschah nicht aus einer geopolitischen Notwendigkeit!.

Wir reden vielfach vom „finsteren Mittelalter“ als der Zeit, die im außerspanischen Rest Europas die Spätantike abgelöst hatte. Die Historiker sagen, dass sie deswegen finster war, weil wirtschaftliches, medizinisches und soziales Elend zusammen mit einem intoleranten Glauben, in dem die Erbsünde und die Hölle den Menschen Existenzangst einflößten, eine ständige Bedrohung

des täglichen Lebens bedeuteten. Da war das aufgeklärte Spanien, in dem die Wissenschaften florierten und die umfangreichsten Bibliotheken der Welt existierten, nicht nur eine gedankliche Alternative. Es musste dem mittelalterlichen Menschen wie ein Paradies vorgekommen sein. Die Besinnung auf Europas große Vergangenheit in der Antike, und damit die spätere Überwindung des Mittelalters, war nicht etwa eine Erfindung der Renaissance, sie hatte schon längst in arabischen Zeiten begonnen. Damals wurden griechische, byzantinische und römische Schriften ins Arabische übersetzt. Um dieses Wissen aus der eigenen Vergangenheit in sich aufnehmen zu können haben unendlich viele Intellektuelle in christlichen Ländern die Sprache Mohammeds gelernt. Während in Latein von den Schrecken des Fegefeuers zu lesen war, sang man auf arabisch von der Liebe und vom irdischen Glück. Die Sinnlichkeit und Diesseitigkeit der arabischen Kultur kontrastierte auf das Schärfste mit der Askese und Jenseitigkeit christlicher Weltanschauung. Ich nehme an, dass der Mensch des Mittelalters ganz andere Bedürfnisse als die Menschen heute hatten. Ihre Lebenserfahrung war so völlig anders und entsprechend waren auch die Erwartungen an das Leben. Dennoch erscheint mir das Streben nach Glück eine über alle Zeitalter hinaus gültige Triebfeder menschlichen Handels zu sein. Im Hintergrund höre ich bereits die Stimmen der Philosophen und Soziologen, die einwenden wollen, dass auch Glück etwas völlig relatives sei und so könne man jede Diskussion darüber schon im Vorfeld beenden. Ich würde mich dann auf die Psychoanalyse zurückziehen, die ja eine zeitunabhängige Wahrheit verkündet, vorausgesetzt sie stellt tatsächlich eine wissenschaftliche Erkenntnis dar. Sigmund Freuds Lustprinzip und seine individuelle Erfüllung hatte dann selbstverständlich auch schon im Mittelalter Bedeutung. Seine Nichterfüllung verwehrt u. a. Glück. Die lustfeindliche medievale Gesellschaft musste sich daher zwangsläufig Leid zufügen und ihre Mitglieder zur Suche nach Alternativen anregen. Spricht es nicht Bände, dass die meist verehrte Göttin der Spätantike Fortuna, die Glücksgöttin, war?

Wer daran zweifelt, dass die Gefühls- und Gedankenwelt des mittelalterlichen Menschen, unseren Vorstellungen im 21. Jahrhundert ähnlich war, sei auf das Beispiel *Michel de Montaignes* verwiesen. Die Schriften und Aussagen dieses großen Schriftstellers und Denkers aus dem 16. Jahrhundert sind heute noch so aktuell und zeitgemäß wie zu seinen Lebzeiten. Der einzige Schluss, den man aus dieser Erkenntnis ziehen kann, ist dass er vor bald einem halben Jahrtausend schon so gefühlt und empfunden hat wie wir heute. Daher kann sich die Auffassung der Welt in unserer Kultur in dieser Zeit nicht grundlegend geändert haben. Die Vermutung liegt daher nahe, dass die emotionale Welt des Menschen auch vor tausend Jahren der unsrigen nicht allzu unähnlich war.

Sehr beeindruckend ist *Maria Rosa Menocals* Buch „Die Palme im Westen“. Sie zeigt den kulturellen Hochstand des al-Andalus und die Attraktivität, die diese Kultur auf die nördlichen, christlichen Länder hatte. Aus dem Lauf der Geschichte wird deutlich, dass es nicht etwa die Christen waren, die al-Andalus durch ständige Eroberungszüge im Rahmen der sog. Reconquista zugrunde gerichtet haben, sondern, dass die Moslems selbst diese großartige Kultur zerstört haben. Orthodoxe Almoraviden und Almohaden haben mit fanatischem Hass die andersgläubigen Andalusier beherrscht, die ihnen viel zu lasch und tolerant in Glaubensfragen waren. Pogrome gegen Juden und Christen waren damals an der Tagesordnung. Der andalusische Islam, bzw. jene unbenannte Religion von der hie die ganze Zeit die Rede war, war nicht nur eine tolerante sondern auch eine kosmopolitische Religion, in der Juden und Christen ihren Platz hatten, ja sogar wichtige Staatsämter einnahmen. Der Austausch mit dem christlichen Norden funktionierte hervorragend und kastilische Könige wie Alfonso VI und seine Nachfahren sprachen nicht nur arabisch sondern lasen und schrieben diese Sprache auch. Auch diese Monarchen waren, wie der große sizilianische Staufer Fiedrich II, von religiöser Toleranz geprägt. Keine Stadt repräsentiert dies besser als Toledo.

Aus christlicher Sicht stellt die berühmt gewordene Schelte des *Eulogius von Córdoba* ein beredtes Zeugnis für die Vorherrschaft der arabischen, oder vielleicht besser gesagt „nicht-orthodox-christlichen“ Kultur in al-Andalus dar. Von den Lebensdaten des Eulogius ist lediglich der Tag seiner Hinrichtung überliefert. Am 11. März 859, kurz bevor er sein neues Amt als gewählter Erzbischof von Toledo antreten sollte, wurde er wegen Lästerung des Propheten in Córdoba enthauptet. Er hatte seinen christlichen Landsleuten in al-Andalus immer wieder vorgeworfen, dass sie die lateinische Sprache zugunsten des Arabischen vernachlässigten und ihre Assimilation bis zur Aufgabe der eigenen romanischen Kultur betrieben. Dies führt uns deutlich vor Augen welch enorme Anziehungskraft der Islam für die iberische Bevölkerung hatte und es ist leicht vorstellbar, dass im religiösen Grenzbereich, dort wo sich die christliche und die islamische Welt begegneten, tatsächlich eine Vermischung beider stattfand.

Ein Kronzeuge der engen Verschmelzung maurischer und kastilischer Kultur noch am Beginn des 17. Jahrhunderts ist kein geringerer als *Miguel de Cervantes* und sein unsterblicher Don Quijote. Im Kapitel 9 seines Meisterwerkes erfahren wir etwas über die Herkunft der Geschichte des sinnreichen Junkers. Wie der Verfasser selbst schreibt hat es sich folgendermaßen zugetragen: Eines Tages spazierte Cervantes über den Alcaná in Toledo, den Markt. Er sah wie ein Junge einem Seidenhändler einige Hefte und vollgeschriebene Seiten Papiers zum Kauf anbot. Von seiner inneren Neugier getrieben, wollte er wissen um

was es sich bei dem Geschriebenen handelte. Als er sah, dass es in Arabisch verfasst war, was er nicht verstand, sah er sich nach einem Morisken um, der ihm übersetzen könne. Offenbar war es in jenen Tagen nicht schwer eine entsprechende Person zu finden. Als diese eines der Hefte aufgeschlagen hatte begann sie entsetzlich zu lachen. Auf die Frage was denn so lächerlich sei antwortete der Moriske, dass er über eine handschriftliche Randbemerkung folgenden Inhaltes lache: „Diese Dulcinea von Toboso, die so oft in dieser Geschichte vorkommt, hatte, wie berichtet wird, unter allen Frauenzimmern in der Mancha die geschickteste Hand, Schweine einzusalzen."

Als er Dulcinea von Toboso nennen hörte, ahnte er, dass sich dahinter vielleicht die Geschichte des Don Quijote verbergen könnte. Als der Moriske ihm den Titel des Manuskriptes nannte, nämlich: „Geschichte des Junkers Don Quijote von der Mancha, geschrieben von Sidi Hamét Benengelí, arabischem Geschichtsschreiber." war Cervantes begeistert und riss dem Seidenhändler die Papiere aus der Hand, gab dem Jungen einen halben Real dafür und bat den Morisken das ganze Werk zu übersetzen. So ist der Ur-Quijote entstanden. Das spanische Literaturdenkmal und Kultursymbol schlechthin ist also arabischen Ursprungs! Das war zu viel für die Scheuklappen-Nationalisten der nachfolgenden Jahrhunderte und so wurde das Kapitel 9 meist totgeschwiegen. Niemand kennt mehr den Namen Sidi Hamét Benengelís, des Vorläufers von Cervantes aus maurischen Tagen. Lediglich Literaturhistoriker haben versucht die Identität des vermutlich fiktiven arabischen Schriftstellers zu ergründen. Sidi heißt auf arabisch Herr und hat die selbe Wurzel wie Cid (vergleiche auch den berühmten El Cid genannten spanischen Volkshelden Rodrigo Diaz de Vivar). Hamét ist wahrscheinlich identisch mit dem häufigen arabischen Namen Achmed. Benegeli könnte als etymologische Wurzel das arabische ibn al-ayyil haben was so viel wie Sohn des Hirschs bedeutet. Hirsch wiederum heißt auf spanisch „ciervo" (lateinisch: cervus) und könnte ein diskreter Hinweis auf den Namen „Cervantes" sein.

Ob die Geschichte vom Buchmarkt in Toledo wahr ist oder nicht, ist eigentlich völlig egal. Dass Cervantes sie erfinden und niederschreiben konnte sagt genug über die Sicht auf die maurische Vergangenheit im frühen 17. Jahrhundert. Die Geschichte war noch nicht geschönt worden sondern man war zum mindesten in den ungebildeteren Bevölkerungsschichten, jenen für die der Don Quijote geschrieben wurde, noch immer stolz auf sein maurisches Erbe. Dies zeigt wie präsent und verwurzelt Spanien mit der Kultur des Maurischen noch bis vor ein paar hundert Jahre war, und das kann nur ein Jahrhunderte altes Erbe sein. Heute dominiert dort das auf historischen Wurzeln aufgebaute Feindbild der Mauren, die es ja als „Moros" im Maghreb noch gibt.

Der Kirchenhistoriker *Pius Bonifacius Gams* schildert in seinem ausführlichen 1874 erschienenen Werk, „Die Kirchengeschichte von Spanien“ die Situation im Bistum Granada im 8. Jahrhundert folgendermaßen: „Viele, die sich Katholiken nannten, führten dort ein gemeinsames Leben mit Juden und mit ungetauften Heiden, in Speise und Trank, und sagten, dass fremde Irrlehren sie nicht beflecken, und ziehend an einem Joche mit den Ungläubigen geben sie ihre Töchter den Fremden zur Ehe, und so werden sie den Heiden überliefert werden.“ Das bedeutet, dass die enge Vermischung der Religionen von Anfang an da war und keines traumatischen Eingriffs wie etwa einer militärischen Eroberung der iberischen Halbinsel durch die Araber bedurft hätte.

Wenn auch nur ein kleiner Teil meiner Überlegungen der historischen Wahrheit entsprechen würden, wäre es da nicht an der Zeit die Religionsgeschichte Spaniens einmal neu aufzurollen? Ich befürchte allerdings, dass es zu viele Gruppen, insbesondere von katholischen Kirchenhistorikern, gibt, denen an einer Wahrheitsfindung nicht gelegen ist, weil dann mühsam aufgebaute und mittlerweile allgemein akzeptierte Lügen offenbart werden müssten. Geschichtsfälschung ist eine etablierte Methode das Recht für politisches Handeln historisch zu begründen und das aufzudecken muss einem interessierten Laien wie mir, natürlich besonders schwer fallen – insbesondere weil er nicht auf eine breite Akzeptanz hoffenm kann.

Das Ego im Zerrspiegel

An einem grauen, regnerischen Tag Anfang Juli in Frankfurt hatte ich mir vorgenommen in ein paar Tagen, wenn ich wieder im Süden bin, über mein Verständnis von Gott zu schreiben. Nun bin ich mitten im warmen, sonnigen Sommer und habe überhaupt keine Lust mehr über Gott nachzudenken, geschweige denn darüber zu schreiben. Zu dem Thema fällt mir im Augenblick auch nur ein, dass Gott überall um mich herum ist, in jedem Vogel und jedem Baum lebt. Reicht das schon zum Verständnis von Gott? Darüber habe ich dann den Rest des Tages nachgedacht.

Am Abend fiel mir wieder ein, dass ich als Schüler, damals in Stockholm, einmal in einem Aufsatz Kant zitiert und geschrieben habe, alles was der Mensch brauche sei „der Sternenhimmel über ihm und das moralische Gesetz in ihm”. Für diesen Aufsatz habe ich von meiner Schwedischlehrerin, Fröken Boel Smedmark, eine eins bekommen, so begeistert war sie wohl über die umfassende Aussage eines deutschen Teenagers. Damals habe ich Kants Worte für die plausibelste Erklärung meines beginnenden

Atheismus gehalten. Gott war nicht von Nöten in der Welt eines Halbwüchsigen, obwohl dieser getauft und konfirmiert war. Ein halbes Jahrhundert später kann ich noch zu jedem der Kantworte stehen, nur weiß ich, dass sie mit Atheismus eigentlich nichts zu tun haben sondern im Grunde die klarste Definition von Gott, meines Gottes, sind.

Damit wir Menschen uns in der unendlichen Vielfalt der Natur zurechtfinden und nicht die Fäden unserer Erkenntnisse und Einsichten über sie verlieren, brauchen wir eine übergeordnete, metaphysische Kraft, die alles zusammenhält, gerade wenn es uns schwerfällt. Sie wird mit einem Begriff wie Gott, Jahwe, Allah, Krishna oder auch nur Sonne oder Mond, beschrieben je nach dem welcher Religionsgemeinschaft wir angehören bzw. einst angehörten. Gott ist kein alter, rauschbärtiger Herr auf einer Wolke, um den herum die Engel schwärmen, er hat auch keinen Sohn oder sonstige Verwandte. Gott ist eine dynamische Kraft, die nicht konkret vorstellbar ist. Sie ist Körperlichkeit und Geist, Wille und Emotion. Es ist der „Weltgeist", der uns vermutlich erschaffen hat und unser Leben im kosmischen Sinne in die Gesamtheit seiner Schöpfung integriert. Vor dieser Kraft sinken wir in die Knie und beten sie an, wenn wir in Not sind und ihr, bzw. ihrer von uns wahrgenommenen Manifestation, danken wir überschwänglich, wenn wir glücklich sind. Dieser Gott legt uns keine Fesseln an, wir sind freie, unabhängige Menschen, die sich in ihrem jeweiligen Sozialsystem, selbst verwirklichen können. Ein theologisch mittelmäßig begabter Mensch wie ich braucht eigentlich keine andere Definition von Gott. Muss er an einen Himmel glauben, in den er nach dem Tode kommt und in irgendeiner Form weiterlebt? Wohl kaum. Wenn das Leben zu Ende ist, ist der Tod die Erlösung von allem Schmerz und Elend. Ich glaube, dass wir in unserer Todesstunde ein Glücksgefühl ohnegleichen haben können, wenn wir darin die Vollendung unseres Leben sehen und erkennen. Vielleicht werden wir ja sogar ein Teil der Kraft, die wir zu Lebzeiten Gott nannten. Der Schlüssel dazu ist das Bewusstsein, dass er in uns selbst ist und aus uns sprechen kann. Wir seien Gottes Ebenbild, sagen christliche und andere Kirchen. Neben dem Guten gibt es noch das Böse in der Welt und dies kann manchmal überwiegen. Ich glaube tatsächlich an eine Art Dualismus, der meinem Gott einen Januskopf aufgesetzt hat. Er verkörpert das Gute wie das Böse. Der Mensch ist aber a priori weder sündig, noch ist er gefallen oder schuldig, obwohl die Anlage des Bösen in ihm schlummert. Sein Weg zu der göttlichen Kraft ist offen für jeden, gleich welcher Religion oder welchen Glaubens. Wenn ich an diesen offenen Weg glaube, brauche ich persönlich einen Gott zunächst eigentlich überhaupt nicht, denn ich werde ihn sowieso immer dann finden wenn ich ihn brauche und suche. Gott ist zeitunabhängig überall.

Wie ich ihn verstehe, wird mit dem Begriff Pantheismus die Vorstellung ausgedrückt, dass alle Erscheinungsformen der Natur vom Göttlichen gleichermaßen beseelt sind. Daraus folgert, dass alles miteinander irgendwie verknüpft ist und einem einheitlichen Grundprinzip folgt. Würde man mir vorwerfen „gottlos" zu sein, müsste ich auf das Schärfste protestieren. Der Atheismus ist, meiner Meinung nach, eigentlich eine Art doppelte Verneinung an deren Ende auch wieder semireligiöse Inhalte, d. h. „negative" Glaubensinhalte, stehen. Meine Sicht auf Gott aber ist keine Religion sondern eine Weltanschauung in der es keine unerschütterlichen Glaubenssätze, keine Rituale und absolut keine heilige Schriften gibt. Selbstverständlich existiert auch keine geschlossene Glaubensgemeinschaft um mich herum. Ich bin und bleibe alleine und ungebunden. Natürlich bleiben durch den Mangel an Religiosität viele offene Fragen, die es gilt mit persönlicher, innerer Vorstellungskraft und mit Emotionen zu beantworten. Diese Antworten können natürlich immer wieder anders ausfallen, je nach meinem Erkenntnis- und Gemütszustand. Das gilt auch für die Frage der Existenz Gottes. Spielt es überhaupt eine Rolle zu wissen ob es einen Gott gibt oder nicht? Die grundsätzliche Begrenzung menschlicher Erkenntnisfähigkeit umfasst alles was ich an dieser Stelle gesagt habe und diese substanzielle Einschränkung muss ich akzeptieren und lernen mit ihr zu leben. Die Theologen nennen dies wohl „Agnostizismus", aber auch dieser Begriff bleibt eine Worthülse und beschreibt schlussendlich nichts.

Wie kam ich zu den gerade dargelegten Einsichten? Vielleicht war es meine frühkindliche Einbettung in die „Gänshautreligion", das Christentum. Ich erinnere mich sehr gut daran, dass im Klassenzimmer der Münchner Gebele-Schule, meiner Volksschule am Herkommerplatz, ein Holzkreuz hing, an das ein bemalter, weißer Christus gekreuzigt war. Aus den Wunden an Händen und Füssen rann rotes Blut und unter seiner linken Brustwarze klaffte eine offene, ebenfalls blutige, Wunde. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Immer wenn ich auf diese Darstellung an der Wand blickte, bekam ich Angst. Im Religionsunterricht hatte ich ja gehört, dass dieser arme Mensch dort am Kreuz nichts verbrochen hatte und, dass er für uns Menschen, also auch für mich, gestorben sei. Wieso und warum dies allerdings so war und was ich persönlich davon hatte, dass er gestorben war, blieb mir verschlossen. Ein anderes Schreckszenario fand ich in der katholischen Dorfkirche, wohin ich meine Mutter gelegentlich begleitete. In dem weihrauchgeschwängerten Raum hing ein Bild vom Heiligen Sebastian. Sein fast nackter, an einen Pfahl gebundener Körper war durchbohrt von unzähligen Pfeilen und aus jeder Wunde tropfte Blut. Sein leidendes Gesicht war gen Himmel gerichtet und ich konnte, einem Voyeur gleich, meinen Blick nicht von diesem fast lebensgroßen Menschenbildnis lassen. Zu dem großen Leid was ich irgendwie selbst mitempfand wollte ich

immer meine Lehrer oder die Eltern fragen, aber auch davor hatte ich Angst, denn es hätte ja sein können, dass ich dadurch meine Unkenntnis und meinen mangelnden Glauben verrate und beides war, so meine damalige Vorstellung, eine fürchterliche Sünde. Selbst im Konfirmationsunterricht, im Angesicht des schwarz gekleideten Pfarrers brachte ich nicht den Mut auf nachzufragen. So entstand in meiner Kinderseele ein düsteres und bedrohliches Bild der Religion, mit der man am besten wohl nichts zu schaffen hatte. Zwar habe ich irgendwann einmal verstanden um was es bei dem Ganzen annähernd geht und das es nur ein Glauben war, dem man folgen konnte oder auch nicht. Ich wollte ihm nicht folgen, aber ich befürchtete zunächst, dass ich für diese persönliche Entscheidung bestraft werden könnte. Gott im Himmel sah ja alles und auch in mich hinein, wo er meine Abneigung gegen alles was mit ihm und vor allem seinem gekreuzigten Sohn zu tun hatte erkennen musste.

Das Christentum, in dessen Tradition ich im weitesten Sinne aufgewachsen bin, ist für mich heute noch als Religion genauso wenig attraktiv, wie es das als Schüler war, daran haben sechs Jahrzehnte nichts geändert. Im Gegenteil, die Beschäftigung mit der Menschheitsgeschichte hat mir die ganzen Grausamkeiten und Verbrechen, die im Namen Christi verübt wurden, offenbart. Die im Zeichen des Kreuzes vollbrachten kulturellen Leistungen sind natürlich sehr beeindruckend aber die Intoleranz gegenüber aller Andersartigkeit in religiösen Fragen und die daraus resultierende Scheinheiligkeit und Gewalt der Kirche hat mich schon sehr früh tief abgestoßen. Sie hat Kriege verursacht und Menschen in den Tod auf dem Scheiterhaufen geschickt. Es schien mir immer hypokritisch von einem Gott zu sprechen, der die Menschen liebt. Das Gegenteil scheint allzu häufig der Fall zu sein, denn dieser christliche Gott verlangt Opfer von seinen Gläubigen, die sogar vor der Aufgabe des eigenen Lebens nicht zurückschrecken. Märtyrer nennt die Kirche Menschen, die über Feuer auf Rosten zu Tode gequält oder denen die Glieder abgeschnitten wurden. Was für eine schamlose Verlogenheit ist doch das Gerede vom ewigen Leben zu dem man nur durch den rechten Glauben kommt! Sogar der Sohn Gottes musste aus purer Lust an der physischen Qual einen sinnlosen Tod sterben! Er wurde geopfert und während eines rituellen Abendmahls wird noch heute sein Leichnam verspeist! Dafür wird er verehrt und sein gruseliges Abbild hängt in Schulklassen und verschreckt die Kinder. Jesus wurde als Lamm Gottes bezeichnet, das wie eine vermeintliche Delikatesse geschlachtet und gegessen wird. Die Osterlämmer meiner Kindheit waren ja auch zum Essen. Wie ekelig und unappetitlich darf das alles denn noch sein? Da passt es doch gut dazu, dass Leichenteile von Heiligen in Kirchen in Schreinen herumliegen und wie Goldene Kälber von einer unkritischen Gemeinde verehrt werden. Wenn es dabei jemandem zum Kotzen zu Mute ist, ist das doch sehr verständlich! Das Leben zu einem Jammertal zu machen ist die dezidierte Absicht

der Kirche, so kann sie den Glauben an das spätere „schöne und ewige“ Leben besser verkaufen und da nur sie angeblich den Schlüssel zu diesem Glauben hat übt sie große Macht auf die Menschen aus - so lange diese die Ungeheuerlichkeiten glauben.

Aus den obigen Zeilen spricht meine tiefe Empörung, Empörung über die morbide Banalität christlicher Religionen. Verstecken sich darin nicht Relikte aus alttestamentarischen Zeiten? Hatte Gott nicht Abraham befohlen seinen Sohn zu töten und ihn als Opfer darzubringen? Nach christlicher Überlieferung diente dieser Befehl der Überprüfung des Glaubens und tatsächlich, im letzten Augenblick sandte Gott einen Widder, den Abraham an Stelle seines Sohnes opferte. Gott führt den Menschen in Versuchung indem er ihn zum Mord anstiftet. Darf es so ein hinterhältiges höheres Wesen in einer zivilisierten Gesellschaft überhaupt geben? Kein Wunder, dass Gottes zweibeinige Ebenbilder lange Zeit keine hohe Meinung vom Leben hatten. In frühchristlicher Zeit gab es innerhalb der Kirche tatsächlich offenbar noch Menschenopfer, obwohl die Geschichtsschreiber dies seit Jahrhunderten zu vertuschen suchten. Ein am Beginn des 19. Jahrhunderts erschienenes Buch von *Georg Friedrich Daumer* („Geheimnisse des christlichen Altertums“, 1847) brachte diese Tatsachen zu Tage und wurde sofort nach seinem Erscheinen verboten. Natürlich. Erst einhundert Jahre später wurde es durch einen Reprint-Verlag wieder zugänglich gemacht.

Auch der Antisemitismus, der Deutschland am Anfang meines Lebens an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, hat tiefe Wurzeln im Christentum. Bereits am Beginn des 4. Jahrhunderts, auf der Synode von Elvira, wurde der unsägliche Canon 50 mit dem Titel „Von den Christen, welche mit Juden essen“ verabschiedet. Darin wird verfügt, dass jeder Gläubige, der mit Juden Speisen genießt, von der Kommunion ausgeschlossen werden soll, „damit er gezüchtigt werde“. Weitere Beispiele dieser religiösen Intoleranz sind in der Kirchengeschichte bis in die jüngsten Tage in großer Zahl vorhanden. Dabei ist mir völlig unverständlich wieso auf der einen Seite der Tod von Jesus zum zentralen Inhalt der Lehre werden konnte auf der anderen Seite aber die Juden genau deswegen als Gottesmörder dargestellt werden, weil sie ihn ans Kreuz genagelt haben. Schließlich konnte Jesus nur dadurch seine Bestimmung erfüllen, nämlich Schuld und Sünde von der Menschheit zu nehmen. Also waren die Juden doch letztlich nur die Vollstrecker von Gottes Willen.

Ich glaube, dass diese kurze Zusammenstellung meiner Argumente gegen die Institutionen der christlichen Kirchen ausreichend erklärt warum ich da nie wirklich mitmachen wollte. Jeder Gläubige wird mir sagen, dass ich vieles im Christentum nicht wirklich verstanden habe und tatsächlich gibt es in Beziehung auf den Glauben enorme Widersprüche in meiner Person. Ich bin nie aus der Kirche ausgetreten, obwohl ich immer

wieder sehr ernsthaft mit diesem Gedanken gespielt habe. Ich stamme aus einer protestantisch-katholischen Verbindung und meine Eltern haben in religiösen Fragen mir gegenüber immer sehr große Toleranz gezeigt. An Karfreitag waren wir im protestantischen Gottesdienst und an Weihnachten haben wir die Mitternachtsmesse der Katholiken gefeiert. Ich weiß, dass meine Eltern, insbesondere mein Vater, sich über meine religiöse Erziehung sehr viele Gedanken gemacht haben und, dass sie selbst von den erzieherischen Inhalten ernsthaft überzeugt waren. Es gab aber nie irgendeine Form des Druckes auf mich und das habe ich den beiden mein ganzes Leben lang hoch angerechnet. Ich wollte ihr Werk nicht in Frage stellen oder gar zerstören und so blieb ich emotional irgendwie mit der Religion verhaftet in die mich meine Eltern gesteckt hatten. Die Freiheit einer eigenen und unabhängigen geistigen Entwicklung war mir ja in ausreichendem Maße gegeben und daher konnte ich Menschen wie meinen Eltern, die einen differenzierten aber innigen Glauben hatten tiefen Respekt zollen. Vielleicht habe ich sie sogar gelegentlich um ihren Glauben beneidet. Jedenfalls habe ich, immer noch, eine emotionale Beziehung dazu. Die Kirchensteuer, die ich weiterhin regelmäßig entrichte, sehe ich als eine Art Spende für die karitativen Projekte der evangelischen Kirche an und habe damit überhaupt kein Problem. Es ist eben schwer, und auch unnötig, sich vollständig aus seinen kulturellen Fesseln zu lösen. Sie sind es ja schließlich, die über Jahrhunderte unsere Lebensart und unsere Sitten geformt haben. Meine Zeilen hier sind nicht nur voll von Ablehnung sondern auch voll Huldigungen, ja sogar gelegentlicher Begeisterung, für eben diese Kultur und ich stehe dazu, selbst wenn ich bei manchen Attributen unserer christlichen Zivilisation Gänsehaut bekomme.

Abb. 26: die ersten Jahre im Gymnasium (Maximiliansgymnasium in München) brachten auch keine Erkenntnisse für meine religiösen Ansichten – ehrlich gesagt, hat auch niemand von uns Jungens damals ernsthaft danach gesucht. Unserem Lehrer, Herrn Hörmann, habe ich viel von den Einsichten zu verdanken die in diesem Buch stehen.

Fragmente

Am 16. April 1991 fuhr ich im Intercity-Zug von Bielefeld nach Frankfurt. Neuerdings bin ich in der Bankenstadt irgendwie zuhause, allerdings noch in einem provisorischen Zuhause. Mein erster Gang war in die kleine Pizzeria, die ich kannte und wo man mich bereits mit einem Handschlag begrüßte, obwohl meine Rechnung nie über 13.50 Mark war, 15.00 Mark mit Trinkgeld. Mein Lieblingsgericht war die "Pizza Inferno", scharf, exotisch und geheimnisumwittert. Die Kellner kamen aus Indien, sprachen Italienisch und Deutsch und waren so zuvorkommend, dass ich mich in das Restaurant eines Luxus-Hotels an der Côte de Azur versetzt fühlte. Hier wurde ich wirklich "bedient"; hier fühlte ich mich wohl.

Am Nebentisch diskutierte ein fetter Theologie-Student mit seinem schwäbisch näselnden Kollegen die Fleischwerdung Christi, während auf der mittlerweile servierten Pizza die Salami-Stücke zwischen den giftgrünen Paprikaschoten tief rot glänzten. Da betrat eine Stewardess das Lokal. "British Airways", wie der erfahrene Eurojetter sofort erkannte. Sie setzte sich an den letzten leeren Tisch und bestellte in charmanter, sächsischer Mundart einen "Schinn Donnic". Der Inder war verdutzt und redete auf die junge Frau ein. Kurze Zeit später brachte er ihr ein Glas "Pils", offenbar das Getränk aller zivilisierten Leute in diesem Etablissement (selbstverständlich hatte ich auch bereits eins bestellt). Kurz darauf ging die Türe auf und ein blauäugig-blonder germanischer Hüne betrat die Szene. Wie elektrisiert sprang das "British Airways"-Mädchen auf und fiel ihrem Lohengrin in die Arme. Einige Sekunden später vernahm ich bereits den sächsischen Tonfall in zeternder Tonlage über die Stewardess-Uniform klagen. Sie sei nicht die richtige Größe, viel zu groß und schlabberig, überhaupt, sie würde lieber bei "Air France" arbeiten. Punkt. Das Gespräch verendete in privaten Belanglosigkeiten, die ich weder hören konnte noch wollte. Ich hatte ja meine "Pizza Inferno", die alle meine Sinne fixierte und wenig emotionalen Spielraum übrigließ. Als ich, gesättigt durch Pizza und Bier das Lokal schließlich verließ, diskutierten die Jesus-Freunde noch immer über das gleiche Thema und die Stewardess lag sprachlos in den Armen ihres Erlösers. Die übrigen Gäste des Pizza-Bistros hatte ich nicht bemerkt, so wenig wie sie mich und daher gab es kaum Abschiedsschmerz beim Verlassen des Lokals.

Irgendwann später, es mögen Wochen oder Monate gewesen sein, saß ich mit einem älteren Freund am gleichen Tisch. Das Thema kam auf unser jeweiliges Leben und das was wir mit all den vielen Erfahrungen machen. Es war zunächst ein eher belangloses Gespräch - vielleicht weil ich nichts wirklich interessantes beizutragen wusste - doch bei der Pizza wurde plötzlich klar, dass mir gegenüber ein Zeuge der Zeitgeschichte saß, jemand der mir aus erster Hand erzählte was ich bislang nur aus dem Fernsehen und aus den berühmten Illustrierten beim Friseur kannte. Er, mein Gegenüber, war in den letzten Tagen des Krieges Hitlerjunge in Berlin. Man hatte ihn und vier andere Zehnjährige mit Handgranaten ausgestattet und einem ebenso wenig ausgebildeten Pensionär unterstellt. Als sie angreifen sollten warf der Alte zuerst. er wusste nicht mit den Mordinstrumenten umzugehen und so schlug alles zurück in sein Gesicht. Als die vier Knaben den Mann zu Boden fallen sahen, ließen sie ihre Geschütze an der Stelle wo sie sich gerade befanden und rannten nach hause. Das war der Krieg für sie. Was aus seinen damaligen Kollegen geworden ist, wusste mein Gegenüber nicht. Oh Gott, welch eine Vergangenheit haben manche von uns und wir anderen wissen nichts darüber!

*

Vor vielen, vielen Jahren, ich war noch Medizinalassistent in der Inneren Medizin, saß ich abends in einem Zimmer in Ulm, nicht ganz unähnlich dem von heute, und hörte auch Radio. Damals war noch Beginn, Ungewissheit. Kampf war angesagt. Die Zukunft hatte gerade begonnen und war noch unbekannt. Sehnsucht erfüllte den Raum. Heute klingt das alles wie ein nostalgisches Märchen, ohne Relevanz und Bezug zu meinem derzeitigen Leben. Und dennoch: ohne die Träume von damals hätte ich das gelegentliche Glück von heute vermutlich nicht erlebt. Die Fragen an das Leben sind deutlich weniger geworden. Mittlerweile habe ich auch eigene Antworten und gelernt aus der Erfahrung heraus zu verstehen. Schon in meiner Jugend habe ich die älteren Männer beneidet, die mit einem Lächeln alle Probleme dieser Welt abschütteln konnten. Gibt es sie noch? Gehörten diejenigen, deren Todesanzeigen heute in Großformat in der "Frankfurter Allgemeinen" erschienen, dazu?

*

Rosenmontag. Dazu fällt mir heute nichts mehr ein. Das Thema ist eigentlich uninteressant. Und trotzdem: auch hier hängt irgendwo ein Stück Nostalgie wie ein trüber Leuchter von der Decke herunter. Als Student bedeutete Fasching für mich durchtanzte Nacht, ungebändigte Erotik und das großartige Lebensgefühl was man hat wenn man einfach dabei ist. Dazugehören, Freunde haben mit denen man die noch wenigen Geheimnisse des Lebens teilt. Das ist Jugend. Aber nur in der verklärten Sicht des Ältergewordenen hat sie Charme. Mit wie viel Leiden, Krampf und Verzweiflung musste ich nicht fertig werden? Dabei war mein Schicksal, von der Biographie her gesehen, ein ganz gewöhnliches, ohne Besonderheiten. Es gibt, weiß Gott, ereignisreichere und schwierigere Leben als meines, aber kommt es auf diese Äußerlichkeiten überhaupt an? Die Figur eines spannenden Kriminalromans muss ständig in Aktion sein, muss etwas erleben und von den Ereignissen durch Raum und Zeit geschleudert werden. Mehr als Unterhaltungswert kommt diesen Biographien nicht zu, so dramatisch sie für die Einzelperson auch sein mögen. Mitteilenswert ist aber nicht die Aktion sondern das was sie auslöst beziehungsweise verhindert. Jeder von uns wird nach seinen Äußerungen beurteilt, verbale, physische und emotionale Mitteilungen, die bewusst und unbewusst von uns ausgesandt werden. Wie gescheit und dumm zugleich bin ich doch. Spiegelfechter und Schattenboxer mitten im Fasching!

*

Marlene Dietrich ist im Alter von 90 Jahren gestorben. Dies meldeten die Nachrichtenagenturen und am Abend hörte man "...sag mir wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben?“ Marlene hat genügend Blumen in ihrem Leben bekommen und jetzt sieht sie sie sowieso nicht mehr, wenn sie sich auf ihrem Grab türmen. Marlene Dietrich, eine der Großen der Generation meiner Eltern hat ein langes Leben geschafft. Ich weiß wenig über sie und kenne eigentlich nur das Klischee von der kühlen, "sexy" Frau mit den schönen Beinen und der rauen Stimme. Damit kann ich aber nichts anfangen. Solche Frauen gibt und gab es viele. Ist es vielleicht die Tatsache, dass sie "Lilli Marleen" auf englisch gesungen und damit dieses blödsinnige Lied auch den G.I.'s nahegebracht hat, was ihren Weltruhm begründet? Ich möchte gerne verstehen warum der "Blaue Engel" so großartig ist (ist es wegen der literarischen Qualitäten eines Heinrich Mann?) und was hinter all der Nostalgie steckt, die von Hollywood träumt und wo die große Marlene der Inbegriff aller Eleganz und Lebensart war. Es ist nicht die Person der armen toten Dietrich, die mich zum Nachdenken anregt, es ist ihr Ruhm, der ihren Tod überhaupt erst interessant macht. An ihrem Todestag ist eine Tribüne in einem Fußballstadium auf Korsika eingestürzt und hat 26 Menschen unter sich begraben. Diese Menschen sind jetzt so tot wie Marlene, aber es kennt sie niemand und deswegen bleiben sie auch anonym. Es sind eben nur 26 unbekannte Tote für die die Geschichte keinen Platz hat. Marlene, ich habe dich auch bewundert und ich war stolz auf Dich! Eine Deutsche, die ihren Weg in den USA gemacht hat und die sich nach Paris zurückziehen konnte um auf ihren Tod zu warten. Eine zweite Garbo und noch viel mehr! Niemand der Toten des Fußballstadiums hat sich so verkaufen können wie Du. Ich kenne und liebe das Poster wo Du mit überkreuzten Beinen und einem Zylinder auf dem Kopf eben nichts anderes als Marlene Dietrich bist. Vielleicht war es die konsequente Treue, die Du für Dein Image aufgebracht hast, die auch mich fasziniert hat. Ich weiß, dass mich der Tod der Dietrich irgendwo berührt, aber ich weiß nicht mit diesem Gefühl umzugehen. Vielleicht ist es einfach einmal mehr das Bewusstsein der Endlichkeit meiner eigenen Existenz was mir wieder vor den Augen erscheint. Man kann ja wohl noch so berühmt sein, der Tod holt uns doch früher oder später alle ein. Dies, Marlene, ist keine Strafe sondern vielleicht eine Gnade.

*

In diesem Zusammenhang fallen mir ein paar, auf ein altes Stück Papier gekritzelte Zeilen ein, die ich vor ein paar Monaten einmal niedergeschrieben hatte. Sie sollten der Beginn eines Bekenntnisses zur Tradition werden, was jedoch - Gott sei Dank - unvollendet blieb. Aber auf eine merkwürdige Weise ist das kurze Schriftstück dennoch vollständig. Es liest sich wie die Kurzfassung eines Romans: "Jetzt ist es so weit: ich bin in dem

Alter von dem ich in früheren Jahren gedacht habe es sei so weit entfernt, dass es kaum wert sei darüber nachzudenken. Mit fünfzehn Kilogramm Übergewicht, einem Doppelkinn und einem hervorstehenden Bauch strahle ich vermutlich jene spießbürgerliche Zufriedenheit aus, die mir vor noch gar nicht langer Zeit wie die Pest verhasst war. Ist das das hässliche Gesicht einer Verwandlung?" Vor etwa einem Vierteljahrhundert ließ ich mir einen Bart wachsen. Auch dies war ein äußeres Zeichen der Veränderung. Nichts hat mich damals so befriedigt wie die ständigen Kommentare meiner Mutter. Ich sei doch ein schöner junger Mann, der es nicht nötig hatte seine Männlichkeit mit Bartstoppeln im Gesicht zu zeigen. Weil sie den Bart so entschieden ablehnte, wurde er für mich zu einem Abzeichen welches ich mit Stolz trug. Es war ein Stückchen Auflehnung gegen die etablierte Welt, die mich umgab.

Abb. 27: Vater und Sohn in den 80-iger Jahren. Mein Äußeres entsprach dem Zeitgeist, den mein Vater, im Gegensatz zu meiner Mutter, vollständig akzeptieren konnte.

Warum ich den Bart in Zusammenhang mit mein Körpergewicht bringe? Nun, es gefällt mir auch in meinem Gewicht und in meiner Lust an der Kalorienzufuhr einen Protest zu sehen. Sind sie nicht abscheulich all die jungen, hageren Typen, die in "Lacoste"-Polohemden Reklame für fettarme Margarine machen? Sie wollen ewig dünn bleiben, vielleicht auch im Kopf. Jugend als philosophischen Inhalt oder gesellschaftlichen Zwang mag ich nicht. Ich fände es lächerlich wenn wir in unserer Freizeit nur noch Tennisspielen, Joggen oder Fitnesszentren besuchen dürften um einem, vermutlich von cleveren Werbeagenturen aufgebautem, vermeintlichen, physischen Idealbild unseres Zeitalters zu entsprechen. Vor lauter Aktivitäten haben viele meiner Mitbürger keine Zeit mehr ein Buch zu lesen.

*

Je älter ich werde desto schwerer fällt es mir Bettlern ins Gesicht zu schauen. Vielleicht will ich nichts von ihrem Leid sehen, was ihre Gesichtszüge gelegentlich ausdrücken. Früher habe ich mir das schlechte Gewissen ausgeredet indem ich mir gedacht habe, dass ja eigentlich niemand betteln müsse und wenn er es trotzdem tut wohl nur um sich Alkohol oder andere Drogen zu kaufen. Heute glaube ich, dass niemand freiwillig an einer Straße kauert und seine Hand offen hält. Diese Situation ist entwürdigend. Vielleicht gewöhnt man sich daran, wenn es keine Alternative gibt und man empfindet sein Schicksal nicht mehr so grausam. Gewiss gibt es unter den Bettlern Simulanten, Leute, die ein körperliches Leiden vortäuschen oder kleine Kinder als Mitleiderreger neben sich haben. Auch gibt es echte Faulpelze, die nicht arbeiten wollen und die das, was ihnen vom Leben noch geblieben ist, mehr schlecht als recht, genießen möchten. Betrüger sind sie aber allesamt deswegen noch lange nicht. Im Gegenteil, Betteln ist

eigentlich etwas ganz ehrliches. Man sagt es jedem der vorbeikommt: „ich brauche mehr Geld um meine Bedürfnisse oder Wünsche zu befriedigen. Ob dies Drogen sind oder kleine Eskapaden, die zwar nicht notwendig sind, aber das Leben verschönern, spielt dabei eigentlich keine Rolle. Wir, jene die sich dies alles sowieso „leisten" können, finden es selbstverständlich das zu tun was man gerade möchte. Manch ein Bettler lebt vielleicht sogar unter relativ guten Bedingungen - jedenfalls so wie „wir" sie für einen Bettler adäquat finden - und dennoch mag er Wünsche hegen, die mit der Hochnäsigkeit der Etablierten als total überzogen gelten. „Existenzminimum", dieses grausame Wort wird immer wieder bemüht, wenn es um die Bedürfnisse von Menschen geht. Als sei es das einzige Ziel des Lebens zu „überleben". Nicht des Hungers sterben ist schon eine großartige Sache. „Sollen sie doch zufrieden sein, wenn ihnen die Gesellschaft dies ermöglicht, diese Schmarotzer". Ja, sollen sie doch zufrieden sein! Wer von uns könnte denn je zufrieden sein wenn es zu nichts anderem reicht als zu überleben? Ein wenig Luxus, ein wenig Kultur, ein wenig Sinnlichkeit gehört schon dazu. Übrigens, auch für einen Bettler. Jenen Zigeuner, der auf dem linken Bein auf mich zu humpelte, die Hand offen hielt und als ich ihm einen übergroßen Geldschein hineinlegte auf dem rechten Bein humpelnd davonlief, liebe ich auch heute noch. Ich fühle mich von ihm nicht beschissen, allenfalls hat er meine Sentimentalität ausgenutzt und das ist gut so! Was immer er mit meinem winzig kleinen Beitrag zu seinem Leben auch angestellt haben mag, es ist seine Sache und hat keinen Anspruch auf meine Kontrolle. Es ist sein ganz und gar eigenes Leben. Wir, die potentiellen „Geldgeber" von Bettlern, glauben häufig einen Anspruch zu haben zu wissen wie der Empfänger die meist kleine Spende nutzt. Es gibt sogar Menschen, die die Unverfrorenheit besitzen einem Bettler anzubieten mit ihm in die nächste Bäckerei zu gehen und ihm etwas zu essen zu kaufen, anstatt ihm ein paar Groschen in die Hand zu legen. Diese penetranten Moralisten, verlogenen Weltverbesserer und von Zynismus geprägten Mitbürger, sollten sich in die Rolle des Bettlers versetzen bevor sie sich äußern. Ist Erniedrigung des Partners vielleicht der Grund der Spende? Sich überlegen fühlen, Macht zu zeigen das Motiv?

*

Ich erinnere mich an Kindheitstage in denen ich Erlebnisse hatte, die mich tief bewegten, über die ich aber mit niemandem jemals gesprochen habe. Eine solche Erfahrung war das Hinzukommen auf dem Schulweg zu einem Verkehrsunfall. Was wirklich passiert war habe ich nie erfahren. Ich sah eine Ansammlung von Menschen und ging hin. Irgendwo dahinter musste das arme Opfer liegen. Eine weibliche Stimme schrie von dort infernalisch in periodischen Zeitabständen. Ich stand fassungslos hinter den anderen Menschen und blickte auf eine Blutlache ein paar Meter davon entfernt. Die Leute sprachen davon, dass die Arme wohl

ihr Bein verloren habe, so jedenfalls erinnere ich mich. Ich habe mich nicht getraut irgend etwas zu fragen und bin weiter in Richtung Schule gegangen. Dieses unverstandene Erlebnis ist etwas wie ein dunkler Moment in meinem Leben, der dumpf und konturlos von Zeit zu Zeit wiederkommt. In ihm schwingt die Angst, die furchtbare Angst vor dem Leiden und davor nicht zu verstehen warum es so gekommen ist.

*

Eine andere Erinnerung aus dieser Zeit ist Münchens Möhlstraße. Auch sie lag mehr oder weniger auf meinem Schulweg. Ich sehe mich noch heute in totaler Faszination vor den Gruppen von Kartenlegern, Händlern und Schiebern stehen und ihrem Treiben gebannt zuschauen. Sprachengewirr, etwas Exotisches, nicht Alltägliches, spielte sich hier vor meinen Augen ab. Wiederum wusste ich nicht was es war, was all die Leute hierher zog, aber ich spürte, dass es etwas Verbotenes war. In diesem Falle erzählte ich meinen Eltern von meinen Begegnungen in der Möhlstraße und sie verboten mir wieder dorthin zu gehen. Ich tat es aber trotzdem nur konnte ich jetzt nicht mehr darüber sprechen. Es blieb bis zum heutigen Tage eine geheimnisvolle Welt in die ich wohl gerne eingestiegen wäre, die mir aber verschlossen blieb. Auch die Gedanken an die Möhlstraße erzeugen Angst in mir, Angst vor etwas was ich nicht verstanden habe und was - so jedenfalls verstand ich die Reaktion meiner Eltern - auch abgrundtief böse war. Heute weiß ich, dass in der Möhlstraße in den Nachkriegstagen die Überlebenskriminalität ihr Zentrum hatte und dass dies sicher nicht der beste Platz war an dem sich ein Zweit- oder Drittklässler aus der Volksschule aufhalten konnte. Aber ich denke mit einer gewissen Sehnsucht daran zurück.

*

Kürzlich starb Petra Kelly, getötet vom Schläfenschuss ihres Geliebten. Ein ungewöhnliches Paar hatte für ein paar historische Augenblicke die Weltbühne betreten und ist mit seinen selbst gewählten Aufgaben nicht fertig geworden. Die grüne Petra hatte einst die politische Szene der Republik verändert als sie mit einem Blumenstrauß in den Bundestag einzog. Die Grünen wurden ein Machtfaktor in Deutschland. Petra hat auch konservative Geister für sich eingenommen. Mein Vater stimmte in der letzten Bundestagswahl vor seinem Tode für ihre Partei. Auch er mochte sie, die dynamische, mitreißende Frau, die eine friedliche Zukunft ersehnte. Der Zerfall der Machtpositionen in Europa geschah am Ende so viel schneller als die sog. Friedensbewegung und andere politischen Gruppierungen voraussehen konnten, dass für Petra und ihren pazifistischen General Bastian kein Platz mehr im Tagesgeschehen war. Die Geschichte hatte sie längst eingeholt. Warum haben sie das nicht verkraftet? Petra, Du warst eine Frau,

die ich bewundert habe, von dem Augenblick an, in dem Du in meinem politischen Bewusstsein erschienen bist. Du warst nicht nur die moderne "Klassefrau" sondern auch ein ungewöhnlich hübsches Mädchen. Du hast überzeugt und ich wäre Dir bis ans Ende der Welt gefolgt, denn Du warst nicht nur eine Vollblutromantikerin sondern hast auch Vertrauen erzeugt. Heute stehen Deine Anhänger vor einem Rätsel. Warum hat Dich der alte Lebensgefährte im Schlaf erschossen? Wolltest Du das so oder hat er eigenmächtig gehandelt? Was wir Euch, Dir und dem General, übelnehmen ist, dass ihr uns keine Nachricht hinterlassen habt. Wir haben Dich und Deinen Aussteigergeneral in manchen Situationen wirklich geliebt und plötzlich habt ihr uns durch eine mysteriöse Mordaffäre einfach hintergangen. Es bleibt nicht viel vom einstigen Glamour übrig, vielleicht ist die Welt einfach über Euch Idealisten hinweggegangen und brauchte Euch nicht mehr. Damit ist Euch die Existenzgrundlage entzogen worden. Ein Grund zum Mord und Selbstmord? Ich weiß es nicht.

*

Viele der Texte, die sich auf diesen Seiten finden wurden in einsamen abendlichen Stunden während des Genusses einer Flasche Wein in den Computer getippt. Gerade als ich diesen letzten Satz geschrieben hatte passierte das Unglaubliche: ein ganzes Glas des roten Haute Marbuzet 1990 ergoss sich über den Laptop und verwandelte den Sofatisch auf dem er stand in einen roten und duftenden See. Wein war in allen Ritzen und Fugen. Die Panik rief nach Papierrollen. Nach notdürftiger Reinigung schaltete ich das Gerät schließlich wieder an, es schien zu funktionieren. Beruhigt lehnte ich mich im Sofa zurück und begann wieder an dem geretteten Rest des Weines zu schlürfen. Danach begab ich mich an die Detailarbeit des Saubermachens. Nach dem erneuten Wiedereinschalten des Computers begann der Bildschirm wie betrunken zu flimmern. Alle Kontrolllämpchen leuchteten auf, der Text verschwand und das Gerät schaltete sich von selbst aus. Ganz so glimpflich schien die elektronische Schreibmaschine doch nicht davongekommen zu sein. Ich versuchte es noch einige Male hintereinander, aber es blieb dabei. Je mehr ich an und ausschaltete desto unlogischer reagierte das Gerät. Schließlich gab ich frustriert auf und dachte, vielleicht muss er eben doch erst ernüchtern bis man wieder vernünftig mit ihm umgehen konnte. Und siehe da, drei Tage später tat er es wieder! Was für eine menschliche Maschine, die ich noch lange benutzt habe!

*

Ein Thema, das mich immer wieder beschäftigt betrifft einen Teil meiner deutschen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Man mag mich der Oberflächlichkeit bezichtigen, wenn ich über das Äußere von Menschen nachdenke. Doch ich erinnere mich sehr gut daran

welche Rolle einst mein Aussehen für mich selbst gespielt hat. Als mich meine Mutter einmal auf meine zerfransten Jeans ansprach hätte sie mir keinen größeren Gefallen tun können. Sofort verstrickte ich sie in eine Diskussion und sie muss sehr wohl gespürt haben, dass der Zustand der Hosen meinen Gemütszustand genau reflektiert hat. Ich nehme einmal an, dass "punkies", die sich die Haare blau oder grün färben, auch eine Botschaft los werden wollen. Während ich nichts gegen "punkies", Lederjacken oder "yuppies" habe, stört mein Empfinden eine Gruppe von Mitmenschen, deren gemeinsame Äußerlichkeit eine biedere Hässlichkeit ist. Sie laufen in unserem Lande überall herum, tragen Gesundheitssandalen und Socken aus ungebleichter Schafwolle. Im Sommer schlabbert über ihrem Oberkörper ein verschwitztes, ausgebleichtes T-Shirt, im Winter sind es ebensolche Strickpullover. Die Haare sind nicht etwa pomadiert sondern glänzen von natürlichem Fett. Als Fortbewegungsmittel dient ihnen meist ein Fahrrad und auf dem Rücken tragen sie einen leeren, in sich zusammengefallenen Rucksack. Ihre Kinder sind verpickelte Miniaturen der Eltern. Mit wippendem Gang holen sie sich im Kiosk "Die Zeit" oder die "tz". Sie sind total informiert über Waldsterben, Gewässerverunreinigung, Abgase und toxische Rückstände in Lebensmitteln. Ihre weinerliche Stimme hat häufig den Klang einer Anklage gegen den Schöpfer, der diese ganze Misere zulassen konnte. Sie reden von anderen immer in dritter Person: "die machen alles kaputt". Damit meinen sie die Regierung, die Industrie und die Gesellschaft.

Ich kenne einige von ihnen, Männer und Frauen, und bekomme gelegentlich im Gespräch mit ihnen einen Anflug von Mitleid. Sie haben ein elitäres Bewusstsein, da sie fest glauben der Wahrheit einen Schritt näher als der Rest der Menschheit zu sein. Widerspruch dulden sie meistens nicht. Ihr Lebensziel und das Ziel ihres Handelns sind nicht sie selbst sondern die späteren Generationen. Ihre wichtigste Frage ist wie es wohl aussieht auf dieser Welt wenn die Enkelkinder durch die, hoffentlich dann noch vorhandenen, Wälder streifen. Dies interessiert sie viel mehr als das heutige Sommerwetter oder die Qualität des diesjährigen Rieslings von der Mosel. Diese vergrämt wirkenden Menschen scheinen nicht mehr genießen zu können. Zum Frühstück Müsli, zum Mittagessen vegetarischen Auflauf und abends ein paar Scheiben Vollkornbrot mit Quark aus Ziegenmilch, so stelle ich mir ihre kulinarische Welt vor. Kein Wunder, dass sie meist dünn und ausgemergelt sind. Eigentlich sollte man einem Menschenschlag wie diesem keine großen Überlebenschancen einräumen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: sie werden mehr und mehr und bilden bereits eine nicht zu unterschätzende Kraft in unserem Lande.

Als ich ein Teenager war sprach die ganze Welt vom deutschen "Fräuleinwunder". Gemeint waren damals damit die jungen

Mädchen in Petticoats und mit toupierten Haaren. Sie verbrachten viel Zeit beim Friseur oder in den Modegeschäften. Diese Fräuleins waren in einem sehr gut definierbaren Sinn tatsächlich attraktive Frauen. Die Fräuleins der Sandalen- und Rucksackgeneration haben da schon eine ganz andere Aura. Sie geben sich auf eine besondere Weise emanzipiert, philosophieren über das Selbstverständnis der Frau und gehen handwerklichen Berufen nach, die ihnen Schwielen an den Händen verursachen. Deutschlands Frauen sind unattraktiv geworden, sie legen kein make-up mehr an und lassen ihre Brüste wie Glocken unter dem Hemd baumeln. Ich weiß, in Euren Augen bin ich ein fürchterlicher Chauvi! Wenn das Straßenbild in deutschen Groß- und Kleinstädten nicht völlig trostlos ist, so liegt dies an der zunehmenden Zahl von Ausländerinnen, die noch einen Instinkt für ihre Weiblichkeit haben und sich dem Vorbild der neuen deutschen Frau widersetzen können. Türkinnen, Griechinnen, Italienerinnen und Spanierinnen bringen einen mediterranen Flair in unser Land, der uns rückständigen und vermutlich fürchterlich sexistischen Männern hilft nicht vollständig zu resignieren. Die deutsche Frau ist in eine ästhetische Krise geraten und mit ihr vermutlich auch ein Teil der Männer.

*

An einem strahlenden Tage in der ersten Novemberwoche fahre ich einmal wieder auf der Autobahn von Bielefeld nach Frankfurt. In den Tälern liegt der Herbstnebel und die Wiesen der Höhenlagen sind mit weißem Reif bedeckt, der in der Sonne glitzert. Vor einer Stunde, um sieben Uhr morgens, habe ich die Wohnungstüre hinter mir geschlossen. Beim Geräusch des einfallenden Schlosses schossen mir ganz unwillkürlich Tränen in die Augen. Urplötzlich wurde mir bewusst, dass ich die Wohnung auf der Kronenstrasse in diesem Zustand nie wieder sehen würde, denn in drei Tagen kommen die Packer und beginnen die Möbel und den ganzen Hausrat zu verladen. In Bruchteilen von Sekunden lief vor meinem Auge ein Film ab in dem die schönen Stunden in diesem Zuhause schemenhaft zusammengefasst waren. Isabel und ich hatten uns hier eine Umgebung geschaffen, die wir liebten und in der wir uns wohlfühlten. Über zehn Jahre haben wir hier gelebt und in mancher Hinsicht erscheint es mir jetzt als sei es überhaupt das erste Mal gewesen, dass ich wirklich gelebt habe.

Gleichsam im Schutze der Häuslichkeit machte ich berufliche Karriere und hatte dennoch ausreichend Zeit ein Geschäft zu gründen und mich der Journalistik zu widmen. Isabel hat das Geschäft zum Erfolg geführt, aber wir haben oft zusammen gearbeitet und manche Sorgen geteilt. Die Jahre in Bielefeld waren enorm kreativ und ich glaube, dass alles was wir hier gemacht haben irgendwie einen inneren Zusammenhang hatte. Kein Wunder also, dass der Abschied schmerzt und die

Ungewissheit vor dem Neuen mal wieder Angst bereitet. Wir werden es wieder schaffen, aber es wird mühsam und anstrengend sein. Wir haben uns im Vorfeld dieses Umzuges immer wieder gefragt ob wir nicht auch ohne meine Arbeit überleben könnten. Aussteigen, nur noch sich selbst verwirklichen, seine Zeit nicht mehr für Geld an andere verkaufen zu müssen, das ist wohl der universale Traum von Individualisten.

Abb. 28: meine erste Auslandsreise 1952 mit Onkel Edi, Tante Mop und meinen Eltern. Hier im Hotelzimmer in Rattenberg/Inn

*

Während ich von fremden Ländern schwärme und mich daran begeistere, wie wohl ich mich dort fühlen kann, bekommen manche Ausländer in meiner Heimat die ganze Konsequenz eines verblendeten Fremdenhasses zu spüren. Es ist kaum vorstellbar was in diesem Lande in den letzten Jahren passiert ist. Überall in der neuen, glücklosen Großrepublik rotten sich junge Leute zusammen und lassen ihrer Frustration freien Lauf. Ziel der Gewalttätigkeiten sind Asylbewerberheime und neuerdings auch Privatwohnungen von Ausländern. Antisemitische Aktionen und Naziparolen verunsichern viele brave Bürger. Was ist bloß los mit diesem Land, das ich doch eigentlich liebe? Wo bleibt denn die so oft gepriesene politische Reife der Wähler und ihrer Repräsentanten? Warum erscheinen nicht in allen Städten Plakate mit Bildern aus Auschwitz und Theresienstadt um auch dem letzten Zweifler deutlich zu machen wohin Radikalismus und Rassenhass schon einmal geführt haben? Warum wird die angebliche Minderheit, die Gewalt predigt, nicht endlich so isoliert, dass sie keine Überlebenschance mehr hat? Fragen über Fragen in einer bösen Zeit. Das wiedervereinigte Deutschland ist hässlich geworden, sein Gesicht ist verzerrt und verstümmelt und immer weniger Menschen mögen es. Die rechten Gewalttäter wollen es vollends unkenntlich machen und der Rest der neuen Nation schaut verunsichert und tatenlos zu und steckt den Kopf in den Sand.

*

Ich komme gerade vom "Inder" herauf. Um die Ecke hat vor ein paar Monaten ein neues indisches Lokal aufgemacht und sofort durch seine Authentizität überzeugt. Die Gewürze und die Schmackhaftigkeit der Speisen erinnern mich an die besten Restaurants dieser Art in London. Der "Inder" ist nicht billig aber einfach gut. Als ich aus dem Restaurant kam regnete es und der Duft nach nasser Erde verbreitete wieder einmal das Gefühl der Kindheit. So roch es nach den Gewittern an einem schwülen Sommertag. Sommer, jene magische Jahreszeit in der man über die Hitze klagt, Coca-Cola trinken und seine eigene Faulheit mit

dem allgemeinen Abschlaffen der Natur erklären kann. Die Sommerzeit war die Zeit des Burgenbauens im Wald und der Badeausflüge mit dem Fahrrad an den Lauser Moorsee auf dem die Seerosen blühten. Sommerzeit waren die Sonntage an denen die Großmutter Vanilleeis mit schwarzen Pünktchen darin machte und an denen jeden Abend der Rasen gesprengt und die Blumen gegossen werden mussten. Sommer war Biergarten unter Linden und Kastanien und Sommer war die Zeit der schönen Mädchen, die, nur leicht bekleidet, der erotischen Phantasie freien Lauf ließen.

Diesen Sommer gibt es noch. Sommer in der Stadt, welch ein faszinierendes Erlebnis! Die Abwesenheit all der Auto- Flug- und Bahnurlauber, die an irgendwelchen Stränden vermutlich vergeblich auf ein Abenteuer warten, macht die Stadt so schön. Es gibt keine verstopften Strassen, in den Lokalen bekommt man Platz und alle die hier geblieben sind bilden eine Art verschworener Gemeinde der Genießer. Ich nehme an, dass über diese Art von Menschen schon viel geschrieben wurde, aber meist waren sie es wohl selbst - wie in meinem Falle - die sich da selbst gehuldigt haben. Ich gebe es ja zu: selbstverständlich hätte ich heute auch lieber im Chiringuito am Strand von La Rabita gegessen als beim "Inder" in Frankfurt. Und dennoch, der Apfelwein in der "Gerbermühle", die Garnelen beim Inder und das Eis im "Milano" sind vermutlich besser als das gesamte Essen aller Chiringuitos zwischen Almeria und Malaga. Frankfurt, ich liebe dich auch ein wenig, besonders in diesem schönen Sommer! Das Feuerwerk am letzten Tage des Mainfestes erschüttert die Uferstrassen und ist ein konkreter Hinweis auf die Lebensfreude dieser Stadt. In knapp 15 Minuten gehen Tausende von Mark in die Luft. Die Vergrämten denken da sofort an die Waisenkinder von Bosnien-Herzegowina, die haben aber nichts davon wenn Frankfurt nicht feiert. Im Gegenteil: nur wenn wir das Gefühl haben, dass es und gut geht und wir in Überfluss leben sind wir auch bereit etwas für die Armen dieser Welt zu spenden.

*

Ein paar Jahre später, wir waren schon in die neue Wohnung auf der Beethovenstrasse umgezogen, hatten wir wieder wunderbares Wetter, es war schön warm, die Sonne hat die Fassaden der Frankfurter Hochhäuser in Gold getaucht, der Gin Tonic auf der Terrasse war ein Labsal, kurzum, man konnte sich so richtig wohlfühlen. Da fiel einigen Miesepetern auf, dass es zu viel Ozon in der Luft gab. Was noch zu meiner Großmutter Zeiten jubelnd begrüßt worden wäre (damals war Ozon ein Begriff für den gesündesten Sauerstoff. Im Winter hieß es immer „lieber warmer Mief als kalter Ozon“ um geschlossene Fenster zu rechtfertigen), löste jetzt Panik aus. Es sollten eigentlich keine Autos mehr fahren und ältere Leute sollten sich um Gottes Willen nicht anstrengen. Überhaupt, alles war plötzlich schlecht. In den

Nachrichten wurde so viel gejammert und so geklagt, dass Petrus ein Einsehen hatte und es prompt wieder regnen ließ. Aus und vorbei der Sommer.

*

Anlässlich eines Besuches in Schmalkalden am 8. und 9. Mai 1998: Die Trostlosigkeit der Dörfer und kleinen Städte in unserem Lande ist kaum zu überbieten. Von außen sieht das schmucke Fachwerkhaus einladend aus. Die Speisekarte links von der Eingangstüre verheißt gut bürgerlichen Genus und weckt für Augenblicke die Illusion von Deutschland als Feinschmeckerland. Ich öffne die Türe des Lokals zu abendlicher Essenszeit. Drin ist es gähnend leer. Lediglich an einem Holztisch sitzen ein paar Männer, trinken Bier und reden in unverständlicher Mundart. Der üble Geruch von ranzigem Fett hängt schwer im Raum. Der am Boden vor der Theke liegende Spitz blickt traurig durch sein herunterfallendes, zotteliges Kopfhaar. Er scheint die Szene zu beobachten, aber sie interessiert ihn nicht sonderlich, er hebt nicht einmal seinen Kopf sondern brummt nur leise bei meinem Eintreten. Resignation eines Hundes? Ich bestelle etwas was meine kulinarische Phantasie anregt und von dem ich mir den Geschmack gut vorstellen kann. Noch ist alles eher gut und in mir kommt ein gewisses Wohlbefinden auf.

Mittlerweile habe ich mich ein wenig in den Dialekt der Männer eingehört und beginne Fetzen ihrer Konversation zu verstehen. Der Satz "Teuflische Ausländer nehmen uns unsere Arbeitsplätze weg" fällt und meine Stimmung beginnt sich zu verdüstern. Das Essen kommt. Der Kloß ist trocken, die Soße versalzen und fettig-schleimig, das Fleisch hat die Konsistenz von Leder. Ungenießbar! Frustration macht sich breit und ich schwöre mir, nie wieder in unserer Republik des Genusses wegen in ländliche Gegenden zu verreisen.

Bleiben wir noch ein wenig "in diesem unserem Lande", wie Bundeskanzler Kohl das neue Deutschland einst nannte. Bleiben wir in seiner neuen Hauptstadt und besehen uns einmal die Errungenschaften nach der Wende im Jahre 1989. Einen schönen Frühsommertag mit milden Temperaturen verbrachte ich im Bezirk Mitte, dort wo das ultramoderne Kaufhaus Lafayette seinen Sitz hat, wo namhafte Boutiquen in futuristischen Läden in einen Dämmerschlaf gefallen zu sein scheinen und schließlich die Zeitgeist-Gastronomie gegen Bratkartoffeln und Matjeshering anstinkt. Hier ist nichts los. Trostlos. Wer kann sich das Hiersein eigentlich leisten? Einige Meter entfernt, am feinsäuberlich restaurierten Gendarmen-Markt, stehen sie in großen und kleinen Gruppen beisammen: Muttis mit kecken Kaufhaushütchen und Vatis in hellgrauen Hosen mit weißen Söckchen und Sandalen aus grauem Leder. Hier hört man alle deutschen Dialekte und dazwischen auch mal einen Fetzen einer slawisch anmutenden

Sprache. Sie gehen weder zu Lafayette oder die nahen Boutiquen noch in die Trend-Lokale. Sie sitzen höchstens auf der Terrasse eines Kaffeehauses, schlürfen Bekanntes, wie Bohnenkaffee oder Schwarzbier. Sie sind die Hauptstadttouristen und kommen aus ganz Deutschland um die eintönige Wiederaufbauarchitektur zu bewundern. Von außen sehen sie sich alle zum Verwechseln ähnlich: das Hilton, das Four Seasons und die umliegenden Bürohäuser. Sie umschließen die drei alten Gebäude auf dem Platz wie schwere Gefängniswände. Nicht schön, nur langweilig. Hinter diesem inkompetenten Kommentar – man möge ihn mir verzeihen! – steckt natürlich meine tiefe Ablehnung Berlins als deutsche Hauptstadt. Ich mag die Schnoddrigkeit der Berliner Sprache ebenso wenig wie die unendlichen Abstände zwischen unterschiedlichen Orten. Außerdem kann ich nur schlecht abstrahieren, dass diese Stadt einst die Reichshauptstadt war und damit die Kommandozentrale des verhassten, verbrecherischen Terrors unserer Vergangenheit.

*

Eine Fahrt im Eilzug in den Odenwald. Langsam entfernt sich die Silhouette der Frankfurter Hochhäuser und die Landschaft wird immer unerträglicher. Schrebergärten, diese widerlichen Monumente deutscher Kleinbürgerlichkeit, säumen die Trasse. Gartenzwerge, Hollywood-Schaukeln und lächerlich große Grillplätze werden von trennenden Gartenzäunen, die jeweils nur ein paar lumpige Quadratmeter umfassen, in ihrer Bedeutungslosigkeit noch hervorgehoben. Doch die Stadt wird immer schäbiger, je weiter man sich ihrer Peripherie nähert. Dreck, Abfall und Unrat scheint das Land hervorzubringen. Ich verstehe überhaupt nicht wieso man dieses Land so verrotten lassen kann, wenn ringsherum die Immobilienpreise astronomische Werte angenommen haben. Vielleicht will nicht einmal der Sozialhilfeempfänger am Bahndamm wohnen. Auch die Nachbarstadt bietet kein fröhlicheres Bild: in Offenbach sind die Hinterhöfe den Schienen zugewandt. Wäsche hängt auf Balkonen im schmutzigen Regen und drückt die ganze Trostlosigkeit städtischer Unkultur aus. Dann kommen die Fabriken. Gradlinige, moderne Fronten in grau und weinrot. Die Postmoderne bringt sogar Glasvorbauten ans Gebäude. Nur der gelb-rot züngelnde Rauch aus den dünnen Schornsteinen lässt vermuten, dass hier natürliche in künstliche Materialien verwandelt werden. So trübsinnig wie die Gegend sind auch ihre Bahnhöfe. Manche von ihnen zeigen noch ganz schamhaft ihre Herkunft aus den besseren Tagen des Eisenbahnverkehrs. Dort wo mein Zug hält - offenbar mehr aus Pietät denn aus tatsächlicher Notwendigkeit, denn es steigt weder jemand ein noch aus - habe ich das Gefühl auf einem Abstellgleis zu sein. Rechts nebenan, der Bahnsteig hat überhaupt keine Nummer mehr, brausen die "Intercity"-Züge durch. Es hat den Anschein als würden sie hier sogar noch beschleunigen um das Elend dieser

Bahnhöfe möglichst nicht zu sehen. In Hanau bleiben wir erst einmal stehen. Ein Viertelstunde vergeht, ohne dass etwas sichtbares passiert. Es kommt weder ein Anschlusszug auf den es zu warten gelohnt hätte, noch kommt eine verspätete Reisegruppe, die bei der Bahn ihren Betriebsausflug gebucht hat. Es kommt einfach niemand. Plötzlich ertönt eine Pfeife mit einem Klang aus alten Zeiten. Die schwerfällige Diesellok wirft ihren Motor wieder an und kurze Zeit später setzt sich der Zug in Bewegung. Anfänglich scheint es als würde sich Frankfurt auch außerhalb Hanaus fortsetzen, aber langsam beginnt eine freundlichere Landschaft. Die Häuser entlang der Bahnlinie sehen aus, als gäbe es tatsächlich Bewohner, Leute die hier gerne wohnen. Nach einiger Zeit beginnen die Hügel und es wird romantisch. Bäche, kleine Brücken, einsame Fachwerkhäuser und schmale Feldwege lassen mal wieder Erinnerungen an die Kindheit wach werden.

Als wir vor bald einem halben Jahrhundert den Zug vom Münchner Ostbahnhof nach Großhelfendorf oder Westerham nahmen, war die Landschaft auch nicht viel anders. Am kleinen Bahnhof, der genau wie hier, nach allen Seiten offen war, stand die Kutsche, die uns nach Irnberg bringen sollte. Die alte Dampflok von damals stöhnte etwas mehr als der Dieselmotor der 90iger Jahre, aber die Anstrengung und das Keuchen bei der Überwindung von Steigungen war ganz ähnlich. Der Zug dampfte in der Ferne an dem Haus vorbei. Großmutter stand am Fenster und winkte mit einem Bettlaken. Ein letzter Gruß, denn jeder könnte der letzte sein. Die Bahn aus der Großstadt war ein Stück Kultur in der Provinz. Sie wurde erwartet und mit der gleichen Spannung verabschiedet. Auch das Kurzstrecken-Reisen war vielleicht noch etwas mehr ein kultureller Vorgang, denn er verband die Metropole mit den anderen Bezirken des Landes. Die physischen und psychologischen Abstände waren in den Kindertagen deutlich kleiner. Das geographische Bewusstsein ging über die Grenzen der Region kaum heraus. Wie schön wäre es wieder eine solche Heimat zu haben! Ein Stück Erde zu dem ich zurückkommen könnte. Nicht weil ich es mir ausgesucht habe, sondern weil dort ein Stück meiner Seele, die von den Vorfahren angelegt wurde, beheimatet ist. Man möchte wohl immer das was man nicht hat und vermutlich ist es genau das mit dem man im Leben irgendwie fertig werden muss.

*

Die Stadt Florenz hat mich immer wieder angezogen. Ein paar Jahre nach meiner Wanderung war ich mit Isabel dort und dann noch mal fast ein Viertel Jahrhundert später alleine. Ich habe mir ein bisschen Zeit genommen und bin die Straßen von damals entlang gelaufen. Die kleine Trattoria habe ich nicht mehr gefunden, dafür ein Dutzend ähnliche. Das große Caféhaus Gilli an der Piazza de la Republica, in dem ich einst philosophierte und meine Gedanken bei Sonnenuntergang in das kleine Buch schrieb,

gibt es noch unverändert. Auch Frauen, die mich an Rebecca erinnerten, liefen in allen Altersklassen und Nationalitäten herum. Manchen habe ich ins Gesicht gesehen, aber niemand war sie - vermutlich. Denn woher sollte ich auch wissen wie sie heute aussieht? Für den ersten Abend habe ich den Plan in ein besseres Restaurant zu gehen und einen sehr guten Wein zu trinken, etwas was ich mir damals nicht leisten konnte. Trotz aller Gedanken, die durch meinen Kopf gehen, von Nostalgie ist keine Spur dabei. Es scheint als berühre mich das alles eigentlich nicht mehr, und das ist ein verdammt gutes Gefühl! Florenz ist auch längst nicht mehr so strahlend wie einst. Die Julihitze und die unzähligen Touristen in ihren teilweise lächerlichen Outfits, lassen Stimmungen, die Ähnlichkeiten mit der Magie von einst haben, erst gar nicht aufkommen. Aber ich bin sicher, dass die Stadt für junge Leute mit einem Hintergrund, wie ich ihn damals hatte, noch genauso spannend und aufregend ist, und dass meine Geschichte sich immer noch ein Dutzend Mal am Tag und in der Nacht in dieser Stadt wiederholt. Ich bin es, der sich geändert hat und der die Dinge heute anders wahrnimmt. Nicht, dass die spanischen Gitarren vor dem nächtlichen Dom heute kubanischen Rumbarhythmen gewichen sind hat Florenz verändert, sondern die Ruhe meiner Seele und mein Wissen um die Zusammenhänge.

*

Eine Taufe. Sie hat alles bisher über sich ergehen lassen und den Schlaf der Gerechten in den Armen der Mutter geschlafen. Weder die Orgelmusik noch der monotone Gesang der Gemeinde konnten sie aus Morpheus Armen reißen, ihre Augen waren geschlossen, ihr kleines, zartes Gesicht vermittelte den Ausdruck absoluter Entspannung. Als sich der Pfarrer dann in einem Moment der Stille anschickte mit seiner sonoren Bassstimme die Predigt zu beginnen, kräuselte sich die Stirne des kleinen Mädchens. Kurze Zeit später stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus und dieser leitete ein nicht enden wollendes Geplärr ein. Strampelnd und mit hochrotem Kopf schien sich das kleine Geschöpf verzweifelt gegen eine tiefe Missempfindung zu wehren. Der Pfarrer hob seine Stimme, die Mutter versuchte verzweifelt auf das Kleine einzureden und es zu beruhigen. Nichts half und die Situation steigerte sich zum richtigen Stress für die gesamte Gemeinde. Die Aufmerksamkeit galt nun ausschließlich dem Kind, Großmütter gaben gute Ratschläge und jeder war gespannt wie sich diese Situation lösen würde. Da der Pfarrer bald merkte, dass ihm niemand mehr zuhörte, versuchte er seine Autorität wiederzugewinnen indem er vorschlug einer der Paten solle das Kind nehmen und mit ihm nach draußen gehen bis es sich wieder beruhigt hatte. Dieser Anweisung wurde sofort stattgegeben und so verschwand das schreiende Kind im hinteren Kirchschiff und der Pfarrer setzte befriedigt eine Predigt fort. Er erklärte wie wichtig es gerade für die Mutter jetzt sei, dass sie seinen Worten zuhörte und sie in sich aufnahm. Und tatsächlich,

er hatte etwas zur Symbolik der Taufe zu sagen, was hörenswert war. Aber die Mutter angespannt bis zum Zerreißen, sie hörte wohl das ferne Wimmern ihres Kindes und rannte nach ein paar Sekunden heraus. Als sie mit dem Kind wieder auf dem Arm zurückkam, war die Predigt zu Ende und sie hatte alles verpasst. Vermutlich hat auch der die Szene spastisch verfolgende Vater nicht viel von den Worten des Pfarrers verstanden.

Das oben geschilderte ist vermutlich so banal und alltäglich, dass es sich nicht gelohnt hat zu erzählen. Mir war diese Situation aber alles andere als gleichgültig, weil sie mir zeigte wie wenig unsere Gesellschaft eigentlich noch mit Kindern umgehen kann. Es kann doch eigentlich nicht wahr sein, dass die Mutter nicht mehr ansprechbar und nicht mehr aufnahmefähig ist, weil ihr Kind aus nichtigem Anlass schreit. Jene übertriebene Zuwendung der Mutter, die zu allem Überfluss von Freunden und Verwandten noch unterstützt wird, ist eine Bankrotterklärung an die Freiheit und Unabhängigkeit.

Magische Orte

Immer wieder kam ich an Orte, an denen ich einen merkwürdigen Zauber verspürt habe. Es war als offenbare sich mir hier ein Geheimnis. Diese magischen Orte sind Orte der Kraft, Stätten die mit Mythen, Märchen und Sagen verbunden sind. Hier haben einst Menschen gelebt, mit denen ich durch das Betreten des gleichen Bodens wieder in eine Art spirituellen Kontakt trete und die ich auch verstehen kann, selbst wenn sie eine Sprache gesprochen haben, die es längst nicht mehr gibt. Magische Orte helfen mir einen Schritt auf mich selbst zuzugehen, mich selbst zu finden und zu verstehen. Magie auf einen Ort bezogen ist immer etwas Subjektives, sie basiert ausschließlich auf unseren persönlichen Empfindungen. Werden hier vielleicht geheimnisvolle Kräfte beschworen? Hat es tatsächlich etwas mit Zauber zu tun? Schließlich ist der Magier der Zauberer. Ja, magische Orte sind in gewisser Weise verzauberte Orte. Der Zauber allerdings entsteht in mir selbst, er beruht auf Assoziationen und eigenen Interpretationen des Gesehenen. Ein für mich klassisches Beispiel der Beschreibung eines magischen Ortes stammt vom englischen Reiseschriftsteller *H. V. Morton*, als er nämlich seinen Besuch in Granadas „Capilla Real" in Worte fasst. Ich habe diese Zeilen bereits an anderer Stelle im Abschnitt über „Andalusien" zitiert. Das, was *Morton* angesichts der Ledersärge in denen die ersten spanischen Könige und die Königin ruhten, empfand weist den Ort tatsächlich als magisch aus. Das Gesehene ist unendlich viel mehr als die reinen Objekte, die sich vor dem Betrachter ausbreiten, es induziert Wahrnehmungen, die schon einmal durchlebte Gefühle wieder zum Schwingen bringen. Man muss wissen wer die Katholischen

Könige, die hier begraben liegen, eigentlich waren, um die Bedeutung ihres Lebens und ihres Todes auch heute noch zu verstehen, zu empfinden und im Jetzt lebendig werden zu lassen.

Der magische Ort ist also nicht aus sich selbst heraus magisch, er wird es erst durch den Betrachter. So gesehen kann jeder beliebige Ort der Welt ein magischer Ort sein, vorausgesetzt der Betrachter erkennt die ihm eigene Magie. Das alles ist natürlich im tiefsten Sinne romantisch, denn den Zauber verbreitet nicht eine naturwissenschaftlich fassbare, sondern eine angenommene, ja eigentlich übernatürliche Kraft, die im Betrachter ruht. Spanien ist voll von solchen Orten, an denen jeder einen persönlichen Zauber finden kann und niemand hat dies eindrücklicher beschrieben als *Cees Nooteboom* in seinem wunderbaren Buch „Der Umweg nach Santiago", (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1992). Damit sollte ich mich eigentlich bescheiden, denn es ist wenig wahrscheinlich, dass ich es besser kann als der große Holländer. Dennoch habe ich an vielen Orten meine eigenen Erlebnisse gehabt und bin zu eigenen Interpretationen gekommen, die es vielleicht wert sind auch mitgeteilt zu werden.

*

Calatrava ist ein Beispiel unter vielen. Als ich dorthin fuhr war der Himmel mit grauen Regenwolken verhangen durch die vereinzelte Blitze zuckten, die Scheibenwischer gaben ein wenig die Sicht frei in die frühe Dämmerung eines Dezembertages. Vor mir tauchte zur linken Seite gespenstisch eine Burgruine auf: Castillo de Salvatierra. Auf der rechten Seite sah ich nur den unteren Teil eines Berges über dessen Gipfel dichter Nebel liegt. Plötzlich hellt es sich für ein paar Sekunden auf und die Silhouette von Calatrava erschien majestätisch rechts über mir. Es war, als sei das mythische Avalon aus der Artussage oder der Venusberg des Tannhäuser nicht weit von hier. Diese ehemalige Pass-Strasse, die zwischen den beiden Burgen Salvatierra und Calatrava in den Süden, nach Andalusien führte, und auf der ich an jenem Dezembertag im bequemen Automobil entlang fuhr, muss im 12. Und 13. Jahrhundert in umgekehrter Richtung von den Mauren benutzt worden sein um in der Zeit der Reconquista immer wieder in den Norden des Landes einzubrechen und die Christen auf- bzw. abzuschrecken und ihre Ländereien zu plündern. Dies war einer der Gründe 1158 den Orden von Calatrava zu gründen, den ersten spanischen Ritterorden innerhalb der Ordensfamilie der Zisterzienser, der die Aufgabe hatte die Burg Calatrava vor den Mauren zu schützen und deren Vordringen in christliches Land zu verhindern. An dem trüben Dezembertag stiegen diese Bilder aus dem Nebel um die Burgen Calatrava und Salvatierra wieder auf und fremdländisch gekleidete, Schwerter schwingende Reiter bevölkerten den Pass vor meinen Augen. Hier hätte auch el Cid vorbeikommen können!

*

Die romanischen Kirchen und Klöster mit ihrer absonderlichen Bildhaftigkeit in den Säulenkapitellen sind heidnisch! Zu Zeiten als es die gegenwärtige christliche Kirche noch nicht gab, gab es auch keinen dogmatischen Islam und keinen jüdischen Glauben im heutigen Sinne. Mit Inquisition und Hexenverbrennungen wurde die christliche Staatskirche in ihrer heutigen Form durchgesetzt, während das Volk noch lange weiter seinem „Heidentum" nachhing. Auf diese Zusammenhänge bin ich bereits bei meinen Betrachtrungen zur spanischen Geschichte eingegangen. Die Verzerrung der Entstehungsgeschichte von Judentum, Christentum und Islam hatte vermutlich den Sinn die drei Dogmen gegeneinander abzugrenzen, von denen wir heute wieder zu wissen glauben, dass sie dem selben Gott huldigen. Faszinierend ist die Konsequenz aus diesen Gedanken bezüglich des frühen Zusammenlebens der drei Religionen, wie z.B. in al-Andalus. Es wurde als Selbstverständlichkeit betrachtet, in der Kunst, Architektur und Kultur Einflüsse aller drei Glaubensrichtungen zusammenzubringen. Dies erklärt so manches Bauwerk und manchen Ort, den wir heute als Synthese verschiedener Stile sehen. Pestepidemien und vielleicht andere Naturkatastrophen haben soziale Zerfallserscheinungen und Konflikte hervorgebracht, die in der Krise des Papsttums (Schisma), in regionalen Judenverfolgungen und regelrechten Aufständen der Stadt- und Landbevölkerung Ausdruck fanden. Das späte Mittelalter (ab 1350) war eine Periode des stetigen Niedergangs, die in eine neue Zeit führen sollte. Ein europäisches Zeitalter hatte begonnen und dies musste mit allen Mitteln durchgesetzt und verteidigt werden. Wer noch seinem alten Glauben nachhing wurde rigoros und gewaltsam eliminiert. Die Verfolgung der Templer, wahrscheinlich die Protagonisten des alten Glaubens, der Waldenser und Katharer und schließlich auch der Juden und Mauren, legen beredtes Zeugnis von der Wucht dieser Bewegung ab. Die Geschichte wurde von der Renaissance geprägt, von der *Topper* behauptet, sie sei direkt aus der Antike entstanden und Jesus hätte, wenn überhaupt, genau in jener Zeit gelebt. Selbst wenn unsere Geschichte längst nicht so alt ist, wie die Schulbücher uns glauben machen wollen, bleiben jene magischen Orte bestehen. Es sind dann oft jene an denen der Geist der „vorkirchlichen" Zeit noch zu spüren ist. Nachfolgend habe ich ein paar Berichte über meine Besuche verschiedener magischer Orte zusammengestellt.

*

Galera ist eine der ältesten Siedlungen in Ostandalusien. Archäologische Funde belegen, dass diese Gegend schon in der Kupferzeit bewohnt war. Seit über 3000 Jahren existiert der Ort, der zu iberischen Zeiten Tútugi und zu römischen Gadeira hieß.

Da es wohl immer eine ländliche Gegend war, in der vornehmlich Ackerbau betrieben wurde, hat sich das Städtchen in der Geschichte nie wirklich hervorgetan, bis auf ein einziges Mal, und davon soll hier die Rede sein. Schon oft habe ich mich gefragt, wieso die letzte Schlacht, die die nach der Übergabe Granadas noch verbliebenen Moslems 1570 führten, im gottverlassenen Galera stattfand. In Büchern hatte ich zu diesem Thema gelesen, dass hier die Pforte zu den Alpujarras und der Ort aufgrund seiner bevorzugten strategischen Lage das natürliche Rückzugsgebiet für die bedrängten Mauren gewesen sei. Es schien mir, als hätte keiner der Autoren es für nötig befunden einen Blick auf die Geographie dieser Region zu werfen. Galera befindet sich in der nordöstlichen Ecke der Provinz Granada, einer Gegend in die es selbst den mobilen Touristen von heute so gut wie nie verschlägt. Das alte granadinische Kernland der Morisken, die Alpujarras, liegt viele Tagesmärsche entfernt. Auch das Mittelmeer, über das Nachschub aus den Berberstaaten für die Aufständischen hätte kommen können, liegt weit weg und Galera ist nach Westen durch die Berge von Murcia und der Levante abgeschlossen. Was war also der Grund, dass der Halbbruder König Phillips II., *Don Juan de Austria*, bis nach Galera zog und dort den letzten Kampf mit den letzten Mauren auf spanischem Boden zu führte? Auch um dieses Rätsel zu lösen begab ich mich 424 Jahre später, an einem schönen Herbsttag auf die Reise dorthin.

Warum interessiert mich die Schlacht um Galera und ihre Hintergründe überhaupt? Die Antwort auf diese Frage ist einfach: der 19. Januar 1570, der Tag an dem sich Don Juans Winterfeldzug in Richtung Galera in Bewegung setzte, war der Beginn des endgültigen Abschieds von der vielgepriesenen „Convivencia", jenem meist friedlichen Zusammenlebens verschiedener ethnischer Gruppen in Spanien. Erstmals im neuzeitlichen Europa wurde der spätere Begriff der „ethnischen Säuberung" mit aller Härte durchgesetzt. Mit „Feuer und Blut" sollten die letzten Mauren, laut eines Befehls von Phillip II., von der iberischen Erde getilgt werden und mit ihrer physischen Vernichtung auch alle Erinnerung an sie. Dass dies gelungen ist, zeigt u. a. die Tatsache, dass ich in Galera, dem Ort dieses letzten bitteren Kampfes, in verschiedenen Cafés mehrfach nach noch vorhandenen Resten der Schlacht vor beinahe einem halben Jahrtausend gefragt habe, und als konstante Antwort bekam: „Wir wissen nichts von einer Schlacht an unserem Ort". Das Stichwort „Galera" ist auch in keinem normalen Lexikon zu finden, selbst nicht im großen Brockhaus! Ausradiert aus dem kollektiven Bewusstsein ist der dramatische Untergang eines Kulturvolkes dem Europa so unendlich viel zu verdanken hat. Wie kann das sein?

Auch hinter diesem Verbrechen an der Menschheit standen, wie zu allen Zeiten und in allen Ländern, Eifersucht, Missgunst und

Neid. Als Boabdil 1492 Granada an die Katholischen Könige übergab, geschah dies unter der Bedingung, dass Mauren und Juden im Königreich ihre Religion und ihre Lebensgewohnheiten beibehalten durften. Dieser Vertrag wurde bald gebrochen, die Juden, soweit sie ihrem Glauben weiter anhingen, außer Landes verwiesen und die Mauren zur kollektiven Zwangstaufe verpflichtet. Die Getauften wurden nun „Morisken" genannt. 1526 fühlte sich König Karl V. veranlasst, seine „pragmáticas" zu veröffentlichen; diese waren eine Dekret-Sammlung in der maurische Kleidung, moslemische Namen, die öffentlichen Bäder und alte Lieder und Tänze verboten wurden. Diese pragmaticás blieben zwar zunächst ein Papiertiger, denn sie wurden nicht wirklich umgesetzt. Zu bedeutsam war in manchen Gegenden, vornehmlich in Andalusien, die wirtschaftliche Macht der Morisken. Aber die „pragmáticas" waren ein Damoklesschwert, das über den Häuptern der einstigen und zahlenmäßig immer noch sehr großen maurischen Bevölkerung schwebte. Diese war außerordentlich geschäftstüchtig und erfolgreich und Arbeit war ihr keine Schande, wie etwa den spanischen „Granden" und denen die ihnen nacheiferten. Die Folge davon war immer größer werdender Reichtum der Morisken und zunehmende Armut und Elend auf „spanischer" Seite, trotz der Schätze, die aus den gerade gewonnenen Überseekolonien herantransportiert wurden. Das höher entwickelte Bewusstsein für Hygiene und die Medizin schaffte den Morisken einen deutlichen Überlebensvorteil, insbesondere auch weil ihre Männer aufgrund eines Gesetztes vom Militärdienst ausgeschlossen waren. Manche Historiker, z.B. Michael de Ferdinandy, sind der Meinung, dass es um die Mitte des 16. Jahrhunderts so aussah, als ob sich Spanien in wenigen weiteren Generationen wieder in ein mohammedanisches Land hätte zurückverwandeln können, wenn die weitere Entwicklung friedlich vonstattengegangen wäre. Diese Gefahr hatte der Habsburger Erbsenzähler Philip II wohl auch gesehen und sich daran erinnert, dass es die „prágmaticas" seines Vaters ja noch gab. Was taugten aber Gesetze, wenn ihre Ausführung nicht durchgesetzt wurde? Also setzte er sich an seinen Schreibtisch und gab Order im ganzen Land mit äußerster Härte entsprechend der Richtlinien mit den Morisken zu verfahren. Dass dies den massiven Widerstand der Betroffenen hervorrufen würde, musste allen, die damit befasst waren, klar sein. Die größte Moriskengemeinde, die in der Provinz Granada, begann sich zu organisieren, wählte den jungen Hernan de Válor aus dem Dorf Válor in den Alpujarras zum König. Dieser junge Mann, dessen große und melancholische Augen vermutlich nicht nur die Frauen faszinierten, bestand darauf, aus dem alten Kalifengeschlecht der Omayjaden zu stammen und nannte sich folgerichtig Ibn Omaya, oder Aben Humeya, König von Granada und Córdoba. Um ihn ranken sich Geschichten bzw. Sagen und noch heute trifft man südlich von Granada auf seinen Namen als Bezeichnung für eine Bar, einen Bäcker oder sonst eine dörfliche Einrichtung. In den Alpujarras, damals noch ein sehr schwer zugängliches und

unerschlossenes Berggebiet, war das alte Königreich der Mauren auf eine beinahe gespenstische Art wiedererstanden.

Nach verschiedenen kleineren Morisken-Aufständen eskalierten die militärischen Aktionen gegen das kleine maurische Königreich von Aben Humeya. Zwei Männer machten sich dabei auf christlicher Seite einen Namen: der Marqués (Markgraf) de Los Velez, ein Grundherr der über die Ländereien von Velez Blanco und Velez Rubio herrschte, sowie Iñigo López de Mendoza, der Marqués de Mondéjar und spätere Schwiegervater von Don Juan de Austria. Schließlich gelang es Aben Humeya eine so große Menge Anhänger unter Waffen zu stellen, dass der Kampf der beiden Marquéses fast aussichtslos erschien, insbesondere auch weil der Zaunkönig mit der rückhaltlosen Unterstützung der Morisken auf dem Land rechnen konnte. Von hier bekamen die Guerillakrieger in den Bergen ihren Nachschub. Außerdem wurden, vermutlich um den Kampfgeist der eigenen Truppe zu stärken, immer wieder Gerüchte von einer bevorstehenden Hilfsaktion durch die islamischen Berberstaaten bzw. das Osmanische Reich lanciert. In diese politischen Verhältnisse hat *Ildefonso Falcones* seinen historischen Roman „La mano de Fatima“ (Die Säulen des Glaubens, Goldmann Verlag, 2012) gestellt, den ich – trotz mancher historischen und geographischen Ungenauigkeit - geradezu verschlungen habe. Die Bedrohung von außen musste die Zentralmacht endgültig auf den Plan rufen. Wie in den Hochzeiten der islamischen Herrscher in al-Andalus, gab es auch am kleinen Hofe von Aben Humeya Intrigen, denen der König schließlich zum Opfer fiel. Ibn Abu, oder Aben Aboo, ein einstiger Freund, ließ den König erdrosseln und sich selbst zum Nachfolger ausrufen. Er sollte der allerletzte Maurenkönig auf spanischem Boden sein. Aben Aboos Armee wurde in den Bergen der Alpujarras von Don Juan aufgerieben und bis ins ferne Galera getrieben, wo sie in der gut befestigten Stadt von der moriskischen Bevölkerung aufgenommen wurde. Die Schlacht um Galera konnte beginnen. Es war ein Häuserkrieg, bei dem Haus für Haus erobert werden musste. Am 10. Februar 1570 fiel die Stadt nach äußerst brutalen Kämpfen. Außer ein paar Frauen und Kinder, die auf ausdrücklichen Befehl Don Juans verschont wurden, war die gesamte moriskische Bevölkerung umgekommen. Die Sieger machten große Beute und transportierten Gold, Silber und Seide ab.

Um auch die letzten Widerstandsnester der Morisken in den Alpujarras auszuräuchern wurde nach der Einnahme von Galera eine Strafexpedition losgeschickt, die das ganze Land nach dem Prinzip der verbrannten Erde einäscherte, jeden Verdächtigen liquidierte und die übrigen Bewohner als Sklaven nach Kastilien deportierten. Als Don Juan am 30. November 1570 Granada wieder verließ, gab es dort offiziell keine moriskische Bevölkerung mehr. Man sagt der „Krieg von Granada” habe 21.000 Morisken das Leben gekostet, vermutlich waren es aber

weit mehr. Der Ruf vom Reichtum der granadinischen Morisken und der Fruchtbarkeit ihres Landes hatte sich rasch bis in den Norden Spaniens ausgebreitet und Tausende von armen Landarbeitern aus Galicien und Asturien machten sich auf den Weg zu den leerstehenden Gehöften in den entvölkerten Alpujarras. Was sie vorfanden entsprach natürlich nicht ihren Vorstellungen vom vermeintlichen Paradies, denn praktisch alles musste - ohne das Wissen, den Fleiß und die Erfahrung der Morisken - wieder neu aufgebaut werden. Dies misslang weitgehend und der wilde Landstrich ist bis heute ein armes, karges Land geblieben. Einige Orte in den Alpujarras haben galicisch klingende Namen, vielleicht sind sie Gründungen jener traurigen Tage.

Mit Galera, und dem was direkt danach kam, war das sog. „Morisken-Problem" aber noch längst nicht gelöst. Selbst die gedemütigten, deportierten Menschen, die sich jetzt in Kastilien befanden, hielten stolz an ihrer Herkunft und ihren Traditionen fest und erwiesen sich als kulturell und religiös nicht besonders assimilationsbereit. Da sie aufgrund ihres Fleißes sehr schnell wieder einen gewissen Wohlstand erreichten, wurden sie beargwöhnt, man misstraute - wohl zu Recht - ihrer Loyalität dem spanischen Staat gegenüber und unterstellte ihnen - zu Unrecht - geheime Kontakte mit den Osmanen mit dem Ziel eines Umsturzes. Hundertsechzehn Jahre nach der Übergabe Granadas wurde 1608 von Philip III, dem Sohn Philips II, nochmals ein Ausweisungsedikt verfügt, in dessen Folge zwischen 1609 und 1614 cirka 273.000 Morisken aus Spanien auf die andere Seite der Straße von Gibraltar vertrieben wurden. Diese letzte Vertreibung sollte eine schwere Bürde für die Weiterentwicklung der Wirtschaft werden und war vielleicht der endgültige Beginn des Niederganges und des Verlustes der europäischen Vormachtsstellung Spaniens. Zusammen mit den demographischen Verlusten durch die Pest 1598-1602 büßte Spanien in einer Dekade gut 10 % seiner Bevölkerung ein, ein Aderlass, dessen Wirkung noch lange die Geschichte des Landes beeinflussen sollte.

Die emotionalen Vorbehalte der spanischen Bevölkerung gegenüber den Mauren („moros") leben in den verkrampften kulturellen und menschlichen Beziehungen zu Marokko und den Marokkanern weiter, die wohl als Nachfahren der Mauren gelten und auch „moros" genannt werden. Das noch heute lebendige Sprichwort „haber moros en la costa" (Mauren an der Küste haben) bedeutet soviel wie „jemandem mit Vorsicht oder Mistrauen begegnen" und weist deutlich auf das ambivalente Verhältnis zu diesen Menschen in der Geschichte. Aus heutiger Sicht war der „Krieg von Granada" vielleicht nur eine der vielen Episoden in dem andauernden Konflikt zwischen Islam und Christentum. Auch er war Teil der permanenten Auseinandersetzung zwischen den Kulturen, die immer dann

aufflammt, wenn das fragile Gleichgewicht von der einen oder anderen Seite gestört bzw. verändert wird. Der 11. September 2001 und seine Konsequenzen sind nur ein weiteres von den vielen Beispielen dafür.

In Galera erinnert heute nichts mehr an die Anwesenheit von Don Juan de Austria. An dem Kalksandsteinfelsen kleben noch die weißen Häuser, viele von ihnen, in der Art von Höhlenwohnungen, in den Felsen hineingehauen. Die Fassaden zeigen teilweise den typisch moriskischen, einfachen Baustil. Unten im Dorf gibt es eine Mudéjar-Kirche aus dem 16. Jahrhundert. In der fruchtbaren Vega des Rio Galera mag es in moriskischen Zeiten auch nicht viel anders ausgesehen haben als heute. Alte „acequias", jene für die maurische Acker- und Landwirtschaft so typischen Wassergräben, sind noch immer zahlreich vorhanden und bewässern das fruchtbare, selbst im Spätherbst grüne Land. Galera hat keine Symbolkraft mehr, Galera ist nichts anderes als ein wehmütiger Gedanke an eine große Kultur und deren Zerstörung durch die menschliche Schwäche der Außenstehenden. Und gerade deswegen ist Galera die Reise wert gewesen. *Fernand Braudel* kam in seinem dreibändigen, monumentalen Werk „Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II." zu folgender, abschließender Beurteilung dieser Zeit: „Die Hasswelle konnte nicht alles fortspülen, was sich auf dem Boden Iberiens festgesetzt hatte: weder die schwarzen Augen der Andalusier noch die tausend arabischen Ortsnamen noch die abertausend Begriffe im Wortschatz der ehemals Unterlegenen, die nun zu neuen Siegern geworden waren... Und dennoch hält sich sogar noch im 18. Jahrhundert, der Zeit des französischen Geschmacks, auf der iberischen Halbinsel eine lebendige Kunst, eine echte Mudéjar-Kunst mit ihrem Stuck, ihrer Keramik und den zarten Farben ihrer Azulejos."

*

Yuste. Am Nordrand der Extremadura und am Fuße der Sierra de Gredos, spürt man den Odem vergangener Zeiten so lebendig, dass man gleichsam entrückt und aufgeschlungen wird um für kurze Augenblicke in der Historie weiterzuleben. Für mich war dies nicht nur ein magischer Ort, sondern auch Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit den Hieronymiten. Von denen möchte ich zunächst berichten.

Schon auf dem Wege von der Hauptstadt Madrid nach Yuste wurde ich mit diesem merkwürdigen, und in Spanien einst sehr bedeutungsvollen Orden, konfrontiert. Die Stadt Oropesa, an der ich vorbeikam, erinnert an ein altes Adelsgeschlecht gleichen Namens. Einer der bedeutendsten Mitglieder dieser Familie war *Alonso de Oropesa*, der 1457 zum General der Hieronymiten gewählt wurde. Er war, wie man seine Haltung heute wohl

nennen würde, ein Pazifist und wurde ein Vertrauter des jungen Mädchens, das später Königin Isabella, die Katholische, werden sollte. *Alonso de Oropesa* begründete die enge Beziehung des Königshauses mit dem Orden der Hieronymiten. Im Gegensatz zu den nachfolgenden Generationen der spanischen Geistlichkeit, war er ein absoluter Gegner der Inquisition und sprach sich vehement gegen die Absonderung der „conversos", der jüdischen Konvertiten, von den Altchristen aus. Sein Humanismus war der fruchtbare Boden auf dem die Ideen des *Erasmus von Rotterdam* im Hieronymiten-Orden später gediehen. Zu seinen Schülern gehörte auch *Hernando de Talavera*, der erste und sehr tolerante Bischof des 1492 eroberten, maurischen Königreichs Granada.

Wer waren die Hieronymiten? Der auf die iberische Halbinsel beschränkte Orden wurde erst Mitte des 14. Jahrhunderts gegründet und bezog sich auf das Mönchsideal des Heiligen Hieronymus. Das erste Kloster entstand bei Lupiana, in der Nähe von Guadalajara. Seit ihrer Gründung waren die Hieronymiten die führende Kraft der katholischen Reform in Kastilien und in Aragón. Zu ihren großen Förderern gehörten nicht nur Königin Isabella, sondern auch *Kardinal Cisneros*. Letzterer war aus heutiger Sicht eine der kontroversesten und dennoch herausragendsten Persönlichkeiten der damaligen Zeit. Seine politische Karriere begann spät, war aber dafür umso intensiver. Er war überzeugter Humanist, gründete die Universität von Alcalá de Henares, wohin er erfolglos versuchte *Erasmus* zu verpflichten, und wurde schließlich Großinquisitor Kastiliens. Seine Härte und Kompromisslosigkeit, mit der er den Islam in Spanien ausrotten wollte, stand in scharfem Kontrast zu seinen humanistischen Idealen und löste schließlich die Rebellion der Mauren in den Alpujarras aus. Demgegenüber unterstützte er den einstigen Hieronymiten *Bartolomé de Las Casas* in seinem Bemühen um die Menschenrechte der Indianer in den spanischen Kolonien. Am Ende seines Lebens wurde er für den abwesenden, und noch minderjährigen, *Karl V.* zum Regenten Spaniens bestellt. Kaiser Karl V. hatte später eine lebenslange Zuneigung für den Orden der Hieronymiten, was nicht nur die Namensgebung seines unehelichen Sohnes Hieronymus (Jéronimo), des späteren *Don Juan de Austria*, bezeugt, sondern auch die Tatsache, dass er sich nach seiner Abdankung in das Hieronymiten-Kloster in Yuste zurückzog. Heute gibt es nur noch eine Handvoll Hieronymiten-Mönche, die in Yuste und in Salamanca leben.

Der Heilige Hieronymus gehört neben Ambrosius, Augustinus und Gregor dem Großen zu den vier Kirchenvätern des Abendlandes. Nach seinem Eremitendasein wurde er 382 in Rom Sekretär des Papstes Damasus. Im Mittelalter wurde er aufgrund dieser Funktion immer als Kardinal dargestellt und der Kardinalshut wurde schließlich auch zum Wappenzeichen des Hieronymiten-Ordens. Im Auftrag des Papstes betrieb er die Revision und Neuübersetzung der damaligen lateinischen Bibel

und wurde so zum Schöpfer der „Vulgata", des ersten verbindlichen Bibel-Einheitstextes. Schließlich kam er nach Bethlehem, wo er der Legende nach einem Löwen einen Splitter aus dem Fuß gezogen und so das Tier gezähmt haben soll. Hieronymus war ein furchtloser Kämpfer gegen Missstände, mit innerem Feuer und unverwüstlicher Kraft engagierte er sich für Reformen. Er sprach Latein, Griechisch und Hebräisch und hat vieles vom Wissen der hellenischen und jüdischen Welt dem Abendland vermittelt. Mir scheint in mancher Hinsicht als ruhe in seinem Leben tatsächlich bereits der geistige und moralische Ansatz der erst weit über ein Jahrtausend später bei den Humanisten seine endgültige Ausprägung bekommen sollte. Hieronymus wurde zum Schutzheiligen der Gelehrten, der Studenten, der Theologen und der Übersetzer. In der Ikonographie wird er nicht nur mit dem Löwen zu seinen Füßen, sondern auch als weiser Eremit mit einem Schädel und einem Kruzifix in den Händen oder als Bücher schreibender Gelehrter am Stehpult in einer Bibliothek dargestellt.

Es lag in ihrer Natur, dass sich Isabella von den progressiv und humanistisch denkenden Hieronymiten angezogen fühlte und damit auch indirekt Einfluss auf deren Nachfahren und ihre geistige Entwicklung genommen hat. Karl V., der Enkel, hat seinen Lebensabend im Schatten der Klosterkirche von Yuste verbracht. Er, der einst mächtigste Mann der Geschichte, hatte entschieden einen bescheidenen Palast an das Hieronymitenkloster anzubauen, in dem er, und die Leute auf deren Gesellschaft er nicht verzichten wollte, leben konnten. Man nähert sich Yuste über Cuacos de Yuste, eine unscheinbare Ortschaft, unter deren Dorfbanalitäten ich die „Plaza de Don Juan de Austria" und ein Arkaden-Haus fand, in dem dieser beim Besuch seines Vaters in Yuste gewohnt haben soll. So erfuhr ich, dass hier der königliche Bastard und Halbbruder Phillips II., der liebvoll „Jeromín" genannt wurde, im zarten Alter von 11 Jahren erstmals zu hören bekam, dass er ein Sohn des Kaisers war. Drei Jahrhunderte später hat ein Maler namens *Eduardo Rosales Martínez* diese Szene in einem Ölbild festgehalten (es hängt im Casón del Buen Retiro in Madrid): der junge Jeromín, in elegante Kleider gehüllt, grüßt mit einer Grandezza und Eleganz der Bewegung, die einem Torero zur Ehre gereichen würde, den alten Kaiser. Dieser sitzt in der Gesellschaft von zwei Prälaten, auf seinem Gicht-Stuhl, die Beine leicht angehoben und mit einer Decke bedeckt. Es ist keine Konfrontation von Gesicht zu Gesicht. Jeromín steht rechts von Karl, der seinen Kopf entsprechend gedreht hat und, auch im übertragenen Sinne des Wortes, Profil zeigt. „Referenz der Zukunft an die Vergangenheit" könnte der Untertitel dieses stimmungsvollen Bildes sein.

Auf dem Wege zum Kloster eröffnet sich in einer Linkskurve ein schöner Blick auf die Klosterkirche und den direkt davor angebauten Palast. Außer den gewaltigen Bergen im Hintergrund

hat hier nichts kaiserliche Dimensionen. Luftig und hell, in üppiges Grün gehüllt, liegt Karls letztes Domizil am Hang der lieblichen Landschaft. Hier liegt das geographische Ende eines Lebensweges, der den Herrscher durch ganz Europa geführt hat. Aber nicht nur gravierende europäische Probleme hatte dieser Mann zu lösen, auch das Schicksal des ersten großen Kolonialreiches der Weltgeschichte im fernen Amerika lag in seinen Händen.

Es ist früh am Tage und die anderen Touristen sind vermutlich noch auf dem Weg hierher. Es herrscht Stille, nur die Vögel zwitschern munter und in der Ferne bellt ein Hund. Langsam gehe ich die Rampe hinauf zur Empfangsterrasse. Wie oft ist hier nicht auch *Bartolomé Carranza*, der Erzbischof von Toledo, hochgegangen um sich mit Karl zu beraten und ihm geistlichen Trost zu spenden? *Carranza* war auch eine jener liberalen Persönlichkeiten im Umfeld der Hieronymiten. Er war in Karls Sterbestunde am 21. September 1558 bei ihm, spendete die letzte Ölung und reichte ihm das Kruzifix, das auch seine geliebte Frau, Isabel von Portugal, bei ihrem Tod umklammert hatte. Kurz nach des abgedankten Kaisers Tod stand *Carranza* vor dem Inquisitionstribunal. Lutheraner hatten den Erzbischof schwer belastet. Kein geringerer als der ehemalige Hieronymiten-Mönch und Freund Karls V. *Bartolomé de Las Casas* trat als Entlastungszeuge auf. Unter den zierlichen Säulen auf den quadratischen Backsteinpodesten der Empfangsterrasse herrscht jetzt wieder Stille. *Carranza*, *Las Casas* und all die vielen Persönlichkeiten, die eine große Epoche unserer Geschichte geprägt haben, sind schon lange tot. Viel Schlimmes und manches Gute ist seither passiert. Dass ich hier sein und die Magie dieser Stunde erleben kann ist eines dieser guten Dinge, für die sich die vielen Irrwege unserer Geschichte schon gelohnt haben. Unwillkürlich assoziiere ich die Erkenntnis von *Ortega y Gasset* mit diesem Moment: „Die Vergangenheit lieben heißt begrüßen, dass sie tatsächlich vergangen ist, dass die Dinge ihre Augen, Ohren und Hände verletzende raue Unmittelbarkeit verloren und sich zu jenem reineren und echteren Leben emporgeläutert haben, das ihnen in der Erinnerung beschieden ist." Das ist auch eine Erklärung der Magie solcher Orte wie Yuste.

Ich stehe am Geländer und mein Blick schweift über den Garten mit dem viereckigen Teich, in dem Karl Schleien hielt und von einem kleinen Boot aus fischte. Das intensive Grün der Umgebung spiegelt sich im vom Wind gekräuselten Wasser zu einem impressionistischen Bild. Sicher waren die Farben 1558 noch nicht so intensiv. Der Palast und seine Gärten wurde ja erst ein Jahr vorher fertig gestellt und daher mag es hier noch etwas kahler ausgesehen haben. Dafür war es bestimmt auch schon um diese Stunde lauter. Man begann das Mittagessen vorzubereiten und da Karl, entgegen dem Rat seiner Ärzte kein Kostverächter war, musste es reichhaltig sein. Das Schwatzen der Frauen drang

vom Untergeschoß, wo die Küche und die Werkstätten untergebracht waren, nach oben. Möglicherweise wurden heute die frisch gefangenen Schleien, mit ihrem aromatischen Fleisch, das Karl besonders liebte, zubereitet. Im Gewürzgarten wurden mit viel Palaver die Kräuter für die Suppe gelesen. Vielleicht wäre heute auch Brautag in der kleinen Klosterbrauerei gewesen, wo ein nach flämischem Muster gebrautes Bier für den würdigen Pensionär hergestellt wurde. Mit einer Apanage von 20.000 Dukaten im Jahr ließ es sich damals ganz gut leben. Während ich in einen beinahe meditativen Zustand abglitt wurde ich durch ein fürchterlich unharmonisches Geschrei und Stimmengewirr jäh aus meinen Träumen gerissen. Ein Bus war angekommen, denn in 10 Minuten begann die Führung durch das Innere von Palast und Kloster, an der ich selbstverständlich auch teilnehmen wollte.

Irgendwie gelang es mir, trotz der plötzlich aufgetauchten Menschen, die Magie auch im Inneren des Hauses zu spüren. Hier hatte ich das Gefühl als sei der alte Mann gerade einmal in den Garten gegangen, damit wir uns ungestört in seinem Zuhause umsehen konnten. Der Stuhl im Audienzraum auf dem ihn Tizian gemalt hat ist kein Kaiserthron, sondern ein einfacher Bürostuhl mit Armlehnen. Das mechanisch komplizierte Gebilde des Krankenstuhls, bei dem die Rückenlehne und die Beinablagen jeweils unabhängig voneinander verstellbar sind, mag dem Ex-Kaiser in den Tagen der Gichtanfälle Linderung beim Sitzen gebracht haben. Das einzig Museale in der Wohnung ist die Sänfte, in der er große Strecken seiner letzten Reise von Brüssel in die Extremadura zurückgelegt hat. Früher war sie sicher in einem Magazin im Erdgeschoß aufbewahrt. Obwohl sie nicht hierhergehört, ist ihr Anblick geradezu aufwühlend. In solch einer lumpigen Schachtel reiste sitzend der ehemalige Kaiser des Weltreiches in dem die Sonne nie unterging. Welch ein Unterschied zum stolzen Rappen auf dem Karl auf Tizians Gemälde in die Schlacht bei Mühlberg ritt! Dazwischen liegen nur zehn Jahre eines, zugegebenermaßen sehr intensiven, Lebens. Der Anblick der Sänfte ist eine beeindruckende Metapher für die Vergänglichkeit des Lebens. Karl selbst hatte dies wohl auch so empfunden als er sagte, dass die Reise nach Yuste in dieser Sänfte die vorletzte seines Lebens sein würde. Die letzte trat er dann nur knapp zwei Jahre später an.

Von Vergänglichkeit und Tod handelt auch das Schlafzimmer des großen Habsburgers. Schwarze Samtvorhänge verdecken die Wände und zeugen von der Trauer, die Karl empfand, als nicht lange vor seinem eigenen Tod, seine Mutter, Johanna die Wahnsinnige, in Tordesillas starb. Sie wurde auf Karls Wunsch, bei ihren Eltern, den Katholischen Königen, in der Gruft neben der Kathedrale von Granada beigesetzt.

Granada ist dein Leichenbett, Doña Juana,
Die Zypressen deine Kerzen, die Berge dein Altarbild,

ein Bild aus Schnee, das deinen Kummer lindert,
mit dem Wasser des Darro in deiner Nähe!

Von *García Lorcas* Zeilen inspiriert wandern die Gedanken von Yuste an den Hängen der Sierra de Gredos in den Süden, nach Granada, wo sich Karl auf dem Alhambrahügel einen Palast bauen ließ. Dort wollte er einmal mit seiner Frau Isabella leben, aber diese Pläne wurden durch ihren plötzlichen Tod vereitelt. Nicht auszudenken wie anders die Geschichte Europas und der Welt verlaufen wäre wenn das liebliche Granada Hauptstadt des neuen Weltreiches geworden wäre!

In seinem Schlafzimmer ließ er einen Durchbruch machen, so dass er vom Bett aus den Hochaltar sehen und die Messe verfolgen konnte. Heute hängt dort eine Kopie von Tizians „La Gloria". Das von Karl 1551 in Auftrag gegebene Original ist nach seinem Tod in den Escorial und von dort dann in den Madrider Prado gebracht worden. Sobald die Sonne aufgegangen und der Chor der Klosterkirche mit Licht erfüllt war, konnte Karl die Szene auf dem fast 3,50 mal 2,50 Meter großen Bild betrachten. Er selbst, seine Familie und einige seiner Freunde, wie Aretino, Tizian, Francisco de Vargas u. a. sind darauf dargestellt, wie sie auf Wolken schwebend die Dreifaltigkeit anbeten. Die Aussage des Gemäldes muss der Vorstellung Karls voll entsprochen haben: er und alle anderen sind eine Gruppe von Individuen, deren Bindglied der Glaube ist und sie zu unendlicher Harmonie zusammenfügt.

Warum ist Karl V. eigentlich so faszinierend? Diese Frage haben sich Generationen von Historikern und Schriftstellern auch schon gestellt. Die wirkliche Antwort liegt nicht nur in den geschichtlichen Taten dieses Mannes, sondern in seinem Geist und dem Willen seine Macht zum Wohle der Menschen einzusetzen. Politisch ist er gescheitert, die Einheit der Christenheit konnte er nicht wiederherstellen und die ernsthaften Probleme des Vielvölkerreichs brachen nach seinem Tod wie Geschwüre erst richtig auf. Ich bin kein Geschichtsforscher und weiß über Karl nur, was andere über ihn gedacht und geschrieben haben. Aber aus dem was ich daraus erfahren habe und was ich von seiner Hinterlassenschaft selbst gesehen habe, hat sich ein sehr persönliches Bild ergeben. Seine, noch wenig perfekte, Vision von Europa und sein tiefer Humanismus tragen schon moderne Züge. Er konnte zuhören und abwägen und vor allem, er konnte gerecht sein. Allerdings ist ihm dies nicht immer gelungen und sein gelegentliches Versagen lag wohl eher an der Größe und Fülle der Aufgaben, die er zu bewältigen hatte und auf die er eigentlich nie richtig vorbereitet wurde. Wenn *Las Casas* ihm von den Leiden der Indianer berichtete war er außer sich und gab Befehle, die die Situation sofort verändern sollten. Aber es gab keine königlichen Kontrollmechanismen jenseits des Atlantiks und so ging die skrupellose Ausbeutung und das

Morden unverändert weiter. Auch für Karl und seine Zeit gilt der eingangs zitierte Satz von *Ortega y Gasset*. Ich bewundere auch die äußere Bescheidenheit des Kaisers. Auf Tizians erwähntem Gemälde „La Gloria" kniet er im weißen Büßergewand und hat die Kaiserkrone neben sich gelegt. Hier ist er ganz Mensch und so wollte er sich dargestellt wissen. Ganz Mensch war er auch in seinen Ess- und Trinkgewohnheiten. Viel und deftig musste es sein und wenn die Ärzte ihn darauf aufmerksam machten, dass dies seinem Körper und insbesondere seinem Gichtleiden, nicht bekomme, verdrängte er es und aß bzw. trank weiter. Yuste veranschaulicht bildhaft diese Charakterzüge Karls. Schon die Architektur des kleinen Palastes mit seinem Garten verrät die Liebe zu Schönheit und Harmonie. Die Gemälde in den Zimmern, die heute in viele Museen verstreut sind, waren Zeugen großen Kunstsinns, und die Dimensionen der Anlage sowie die Einrichtung weisen auf die erwähnte Bescheidenheit. All dies kondensiert sich zu der Magie von Yuste.

*

San Beato de Liébana. Innerhalb von vierzehn Tagen habe ich Bekanntschaft mit zwei historischen Personen mit Namen Beatus gemacht. Die erste war „Beatus Rhenanus" im elsässischen Schlettstadt. In der alten Reichsstadt ist in der dortigen „Humanistischen Bibliothek" eine der imposantesten Büchersammlungen zu besichtigen. Sie baut auf der Bibliothek eben jenes Rhenanus auf. Handschriften, Wiegendrucke und erste gedruckte Bücher sind dort zu bewundern und, wie man vermuten konnte, auch eine große Sammlung des Œuvre von Erasmus von Rotterdam, dessen persönlicher Freund Rhenanus auch war.

Der andere Beatus ist jener von Liébana. Sein Wirken liegt so lange zurück (8. Jahrhundert), dass die heutigen Lexika ihn schon nicht mehr erwähnen. Oder ist er als Schriftsteller vielleicht gar nicht erwähnenswert? Auf dem „Umweg nach Santiago" hat ihn *Cees Nooteboom* in Kantabrien ausfindig gemacht und uns darüber berichtet. Im Schatten der schroffen Felsen um die Picos de Europa liegt Liébana. Dort war er Abt des Klosters Santo Toribio und hatte einen Kommentar zur Offenbarung des Johannes, der sog. „Apokalypse", geschrieben. Noch im gleichen Jahrhundert haben fromme Mönche dieses Werk illustriert und es damit zu einem Kunstwerk von unschätzbarem Wert gemacht. Kein Wunder, dass es sich heute in verschlossenen Schränken der Klosterbibliothek befindet; schon Nooteboom hatte sich darüber beklagt, dass er das Original nicht sehen und sein Pergament nicht fühlen konnte. Stattdessen hängen Reproduktionen im Kreuzgang und genau diese kann man im Besucher-Shop käuflich erwerben. Ich habe sie mir gekauft und später noch einmal genau angesehen bzw. auf mich wirken lassen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass die Farben nur annähernd dem Original

entsprechen, ist die Prächtigkeit der Bilder geradezu umwerfend und entspricht den farbig schillernden Schilderungen der Apokalypse, wo Johannes z.B. schreibt:: „Die Pferde und ihre Reiter - das sah ich! - trugen Panzer, die glänzten rot wie das Feuer und bläulich wie Hyazinthen und gelb wie der Schwefel." - alles Farben, die auch die apokalyptischen Szenen des Beatus leuchten lassen.

Ich versuche mir die Zeit vorzustellen, in der die Buchmaler-Künstler gewirkt haben. Sie mag tatsächlich viel gemein gehabt haben mit der des Johannes und seinen prophetischen Visionen von der über Jerusalem hereinbrechenden Katastrophe und den Christenverfolgungen unter Kaiser Nero. Kurz vor den Zeiten des Beatus von Liébana war das christliche Westgotenreich in einem Plünderzug von den Berbern unterworfen worden. Der Untergang des Abendlandes stand bevor. Eine neue Religion, der Islam, breitete sich, wie es schien, ungebremst über die iberische Halbinsel aus. (Mein Besuch in Liebana war lange vor meiner vorher geschilderten Einsicht zur Geschichte Spaniens!). Beatus und seine Mönche saßen hoch im Norden, in den unzugänglichen Bergen Kantabriens, und sahen das alte Hispania um sich herum zusammenbrechen. Kein Wunder, dass in ihnen Endzeitstimmung aufkam. *Nooteboom* beschreibt die Angst jener Menschen im frühen Mittelalter sehr plastisch und nachvollziehbar. In ihrer Welt gab es fliegende, laufende, und schwimmende Bestien aller Art und den leibhaftigen Tod, der durch das Land zog, aber auch die apokalyptischen Reiter und Engel hatte man immer wieder wahrgenommen, und war daher von ihrer Existenz überzeugt. Die Apokalypse beschreibt all diese Wesen sehr anschaulich, sie schreien, rufen und stöhnen laut und schrill. Die Engel blasen mit donnergleicher Gewalt die Posaunen, die Erde bebt, die Sonne und der Mond verfinstern sich während die Stürme aus allen Winkeln der Erde fürchterlich blasen. Diese Stimmungen sind in den Bildern der Handschrift aus Liébana auf primitive, und gerade deshalb so eindringliche, Art eingefangen. Eingerahmt sind sie mit orientalischen Mustern und Ornamenten, ebenso erkennt man auf den Darstellungen manches Bauwerk mit maurischen Hufeisenbögen. Kamen die Künstler aus dem arabisch besetzten Teils Spaniens? Waren sie vielleicht mozarabische Mönche, oder ist das alles nur zur Bewusstwerdung für den Betrachter da, dass die Gefahr aus dem Islam erstammt?

Ich kann mir keine eindrucksvolleren Dokumente mittelalterlichen Geistes denken, als diese Illustrationen zur Apokalypse. Die zweidimensionale Darstellung erinnert mich an byzantinische Mosaiken. Aber im Gegensatz zu diesen beinahe schematischen Darstellungen sind die ubiquitären Engel kraftvolle Wesen mit den Flügeln von Adlern, man sieht förmlich ihre Macht und Stärke. Sie sind nicht die lieblichen Putten der freundlich-barocken Vorstellungswelt. Nicht viel anders sind die

immer wieder dargestellten „vier gewaltigen Wesen, die rundum mit Augen bedeckt waren. Das erste war wie ein Löwe, das zweite wie ein Stier, das dritte trug ein Gesicht wie ein Mensch, das vierte glich einem Adler im Flug". Man findet diese Wesen auf verschiedenen Blättern. Die vielen farbenfrohen Bilder haben aber etwas Beklemmendes, etwas Angsteinflößendes, es sind Traumgestalten, die sich nach langem Kampf schließlich der christlichen Majestät unterordnen. Dennoch geht von ihnen kein Trost aus, sie hinterlassen einen aufgewühlten Betrachter. Sehr deutlich wird dies beispielsweise bei den vier apokalyptischen Reitern, die Krieg, Hunger, Pest und Tod über die Welt bringen. Der erste auf einem gescheckten Schimmel mit einem gespannten Bogen in beiden Händen, der zweite schwingt das Schwert, der dritte sitzt auf einem Rappen und hält eine Waage in der linken Hand und am Schluss „kam ein fahles Pferd, auf ihm saß der Tod, und die Hölle stürmte ihm nach." Die Hölle ist als kohlrabenschwarzer Engel mit den Klauen eines Greifvogels dargestellt und erinnert an den Schreckenstraum der fliegenden Monster in Goyas „Los Caprichos". Auch die Weissagung „Da brach ein gewaltiges Erdbeben los, die Sonne wurde finster wie ein schwarzer Sack und der runde Mond dunkelrot wie Blut. Die Sterne fielen vom Himmel auf die Erde wie die Früchte, die ein Feigenbaum abwirft, wenn der Sturm ihn schüttelt... Die Könige der Erde und die Fürsten, die Heerführer, die Reichen und die Mächtigen, die kleinen und die großen Leute verbargen sich in den Höhlen und den Klüften der Berge..." hat ihren künstlerischen Ausdruck in einem farbstarken und mitreißenden Bild erhalten.

Aber auch einiges Amüsantes findet sich unter den Illustrationen, so hat mich eine „Weltkarte" sehr berührt. Auf ihr ist die Welt eine von Wasser, in dem Fische schwimmen, umgebene ovale Scheibe, durchzogen von Flüssen. Bekannte geographische Formen sehe ich nicht. Dort wo ein maurischer Tempel und Adam und Eva stehen ist wohl Europa, bzw. Spanien. Jenseits eines Wassers erkenne ich den Schriftzug „africa" und ganz am äußeren rechten Rand „india". Aber auch die Vorstellung, dass es noch etwas anderes geben müsse, existierte bei den frühen Kartographen schon: hinter Indien trennt ein feuerroter Fluss einen noch unbekannten Teil der Erdscheibe ab. Ein anderes Gegenstück zu den alarmierenden Bildern der Apokalypse ist die Darstellung der Arche Noahs. Hier geht es einigermaßen friedlich zu. Neben den Haus- und Wüstentieren gibt es auch einen Elefanten und ein Dromedar. Aber auch Fabeltiere sind mit von der Partie: Sphinx-ähnliche Gestalten, Schlangen mit Flügeln, ein kurzbeiniges Pferd mit einem Menschenkopf. Es gäbe noch vieles zu beschreiben, aber so eindrucksvoll wie die Bilder ist die Landschaft rund um das Kloster. Ich kann mir vorstellen, wie das stolze Wüstenvolk 711 bei der Eroberung der iberischen Halbinsel verächtlich auf die felsigen, abweisenden Berge dieses Landstriches geschaut hat und sie im wahrsten Sinne des Wortes

„links liegen" ließ. Dass dies ihr vielleicht größter strategischer Fehler war, mussten sie später erfahren, als sich nämlich der christliche Widerstand, der sie eines Tages wieder aus ihrer neuen Heimat verjagen sollte, im Schutze eben dieser Berge zu formieren begann.

Etwa ein halbes Jahr nachdem ich obige Zeilen niedergeschrieben hatte, fiel mir das bereits erwähnte Buch mit dem Titel „Zeitfälschung" von *Uwe Topper* in die Hände. Darin zeigt er, wie bereits beschrieben, auf, dass sehr viele Daten in unserer Geschichtsschreibung, insbesondere in der Kirchengeschichte, erst in der Zeit kurz vor der Renaissance festgelegt wurden. In anderen Worten, viele geschichtlichen Daten des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung sind frei erfunden und rundweg falsch. Als ein eklatantes Beispiel dafür nennt Topper die Beatus-Handschrift. Auf einem Apokalypsebild erkennt man Reiter mit Steigbügeln. Über zweihundert Jahre später sind aber die Steigbügel überhaupt erst aufgekommen. Sie wurden aus Ungarn in unsere Gegenden gebracht. Das Bild, und mit ihm vermutlich die ganze Handschrift ist also viel jünger als angenommen. Ich könnte mir vorstellen, dass auch der maurische Bogen auf genau diesen Zusammenhang weist. Trotz aller Zweifel an dem Datum ihrer Entstehungsgeschichte behalten die Bilder ihre Faszination.

*

Immer wieder berühren mich die frühromanischen Basiliken im Norden Spaniens. An ihnen haftet ein Geheimnis, das ich gerne ergründen würde. Was sich mit diesen Bauwerken auf eine magische Art verbindet wird u. a. auch deutlich bei der „Basílica de San Juan de Baños" unweit von Palencia. Sie steht in einer unspektakulären Landschaft, umgeben von Rasen, am Rande eines Neubaugebietes. Laut Führer stammt sie aus dem Jahre 661. Schon bei der ersten Annäherung fällt das große, schön proportionierte Portal auf, dessen Abschluss ein gewaltiger Hufeisenbogen bildet. In der Mitte des Bogens ist das Relief eines Krückenkreuzes, ähnlich dem Templer-Kreuz, zu erkennen. Im schlichten Inneren erkennt man, dass die drei Schiffe durch Bogenwände voneinander abgetrennt sind und auch diese Bögen sind Hufeisenbögen. Was bedeutet das? Die Hufeisenbögen auf zarten Säulen mit korinthischen Kapitellen sind zum Inbegriff maurischer Architektur geworden. Nur was suchen sie hier? Angeblich erst 711 kamen doch die Moslems über die Meerenge von Gibraltar, also konnten sie nicht schon 50 Jahre vorher ihren Baustil im Norden Spaniens verwirklichen. Vielleicht stammt die Form ja noch aus römischen Zeiten, oder haben etwa die Westgoten, die zur Zeit des Baus von San Juan de Baños geherrscht haben, den Hufeisenbogen in Spanien eingeführt? Auch das Templerkreuz wirft Fragen auf, die ich nicht beantworten kann. Trotz vieler Interpretationsschwierigkeiten

gehört diese kleine Basilika zu den vielen magischen Orten, die ich bislang gesehen habe.

*

Es mag ein Tag wie heute im Juni des Jahres 1921 gewesen sein, als der junge Ortspfarrer Bonifacio *Zamora* auf einem seiner Spaziergänge nach dem sonntäglichen Gottesdienst im Dickicht des Waldes bei Quintanilla de las Viñas altes Mauerwerk entdeckte. Zwar hatte er es schon bei früheren Gelegenheiten hinter dem dornigen Brombeergestrüpp gesehen, aber, wie alle anderen Dorfbewohner, sich nie etwas dabei gedacht. An diesem Tag aber packte ihn die Neugier. Er bahnte sich einen Weg durch das dornenreiche Geäst und nach viel Mühe stand er vor einer Mauer auf der wunderschöne Friese mit Weinrankenmotiven, Blüten, Blättern und merkwürdigen Tieren zu sehen waren. Wieder zuhause, glaubten ihm die Dorfbewohner seinen Fund nicht und hielten ihn für einen Spinner. Bonifacio aber ahnte, dass er einer großen Sache auf der Spur war und versuchte über die Kirche und den Bischof von Burgos, zu dessen Diözese sein Dorf gehörte, die Fachwelt für seinen Fund zu interessieren. Schon bald stand fest, dass es sich bei Santa Maria de Lara um die Reste einer vergessenen Kirche vermutlich aus der Westgotenzeit handelte. Die Archäologen begannen ihre Arbeit und erforschten den ganzen Ort rings um die Kirche. Hier waren sie auf wahrhaftig historischem Boden: schon die Kelten und die Römer hatten Spuren hinterlassen und was sich zunächst als westgotische Kapelle präsentierte war in Wirklichkeit eine relativ große Basilika, von der nur die Apsis und ihr Vorraum die Jahrhunderte überlebt hatten.

Dem Besucher am Beginn des 21. Jahrhunderts präsentiert sich rings um die Kirche eine liebliche, hügelige Landschaft, die von der Ruine der Burg der Herzöge von Lara beherrscht wird. Dort hatte der Graf (Conde) Fernán de González aus dem Geschlecht der Lara, seinen Wohnsitz und von dort nahm er den Kampf gegen die Mauren während der Reconquista auf. Er war einer der ersten „Kastilier" im modernen Sinn und trug dazu bei Kastilien als politische Macht zu etablieren. In jener Zeit war die Basilika von Santa María de Lara sicherlich noch vollständig in Funktion, ja es gibt sogar Hinweise, dass damals noch ein Kloster angegliedert war. Hier in der Umgebung seiner westgotischen Vorfahren mag sich Fernán de González die Motivation zur Auseinandersetzung mit den arabischen „Invasoren" geholt haben und von einer Wiederherstellung des Westgotenreichs geträumt haben. Die bereits erwähnten Friese auf der Außenmauer der Apsis erinnern mich an maurische bzw. persische Dekorationen. Sie sind in ihrer faszinierenden Schlichtheit fast zeitlos, ja sogar modern. Dennoch zeigt einem der Vergleich mit der Prachtarchitektur der Omaijaden, wie sie vom Zeitgenossen Fernán González´, dem Kalifen al-Hakam II.,

in Cordoba gebaut wurde, welche enormen Unterschiede der Zivilisation auf kleinem Raum in Spanien damals zusammenkamen. Dies macht das, sicher vorwiegend geistige, Spannungsfeld aus, in dem der Graf von Kastilien und der Kalif von al-Andalus die Pole darstellten. Der Innenraum von Santa Maria de Lara wird von dem großen, zentralen Bogen vor der Apsis bestimmt. Er hat eine Hufeisenform und ruht auf jeweils einem Kragstein und einer Säule. Auch bei diesem Anblick assoziiere ich sofort maurischen Einfluss. Vielleicht ist dieser Bogen erst später dazugekommen und von mozarabischen Baumeistern entworfen worden, während die übrige Dekoration westgotischen Ursprungs ist, ja es scheint sogar byzantinischen Einfluss gegeben zu haben, was natürlich nicht verwunderlich ist, wenn man an die ostgotische Kunst, z.B. in Ravenna, denkt. Sicher gab es damals einen gewissen kulturellen Austausch zwischen den Ost- und den Westgoten. Warum sollen nicht Künstler aus Theoderichs Reich bei ihren Verwandten in Spanien gearbeitet haben, schließlich konnten sie sich ja gut miteinander verständigen. Auf den Kapitellen des großen Bogens sind rechts die Sonne und links der Mond begleitet von je zwei Engeln dargestellt. Neben der Sonne steht SOL und neben dem Mond LUNA, also die lateinischen Begriffe. Dabei entdeckt man bei näherem Hinschauen, dass der Mond einen Bart hat, also ein männliches Symbol ist. Dies wird noch unterstrichen von den Stierhörnern, die den Mond auf dem Kopf des Bärtigen symbolisieren. In allen romanischen Sprachen ist der Mond weiblich, im Deutschen allerdings männlich. Kann es sein, dass er auch im gotischen männlich war? Wenn dem so ist, deutet die Darstellung auf das Weltbild der ursprünglichen Erbauer, die Westgoten. Beim längeren Betrachten dieser beiden Reliefs komme ich sogar zu dem Schluss, dass es sich hier möglicherweise um eine heidnische Darstellung handeln könnte. Hier könnte sich der Kreis schließen, von dem ich immer angenommen habe, dass er eine plausible Erklärung sei für die oft so widersprüchlichen Zeitzeugen des frühen bis mittelalterlichen, d.h. des prätridentischen Christentums. Hier vermischen sich orientalische mit nordischen und jüdische mit moslemischen Symbolen und Darstellungen. Das oben erwähnte Fries an der Außenmauer ist ein weiteres Indiz für das Vorherrschen eines ganz anderen Glaubens in den frühen Zeiten des Christentums.

Santa Maria de Lara ist ein Schatzkästchen voll kulturhistorisch interessanter Dinge und ich könnte mich noch lange bei ihrer Beschreibung aufhalten. Dabei wäre ich gezwungen von Führern oder anderen Quellen abzuschreiben, da ich selbst nicht das Wissen habe alles, was ich sehe auch interpretieren zu können. Wozu ich aber keine Anleitung brauche ist die dichte Atmosphäre dieses Ortes zu empfinden. Auch dies basiert selbstverständlich auf meinem Wissen um die geschichtlichen Zusammenhänge. Die grünen Felder und die Wälder ringsum mögen so ausgesehen und geduftet haben wie zu Lebzeiten des Grafen Fernán de González.

Die Menschen, die in der Kirche angesichts des großen maurischen Bogens, gesessen haben waren Feuer und Flamme für den Grafen und die Idee Kastiliens. Vielleicht hatten sie von Córdoba, dem Schmelztiegel der Kulturen, gehört, wie verkommen und zügellos die Gesellschaft dort lebte. Sie wollten ein Kastilien der „alten" christlichen Werte, wie sie sie von den Westgoten kannten, und da war die kleine Kirche gerade recht sie daran zu gemahnen. Dass ihr Kastilien eines Tages die Vorherrschaft über Spanien erreichen würde, daran haben sie natürlich nicht gedacht. Und die ganze Geschichte, die auf diesem Ort lastet macht seinen einzigartigen Geist aus. Die Nähe der Vergangenheit ging hier unter die Haut und erzeugte einen metaphysischen Schauer, den ich so schnell nicht vergessen werde. Ich habe Santa Maria des Lara verlassen in dem Bewusstsein hier auf ein bisher ungelöstes, tiefes Geheimnis gestoßen zu sein.

*

Magische Orte gibt es vermutlich auf der ganzen Welt und die nächsten beiden Beispiele, die ich gesehen habe, zeigen mir, dass sie auch in ganz anderen Kulturkreisen vorkommen.

*

Die Nuraghen Kultur in Sardinien. In dem Korkeichenwald von Romanzesu in der Nähe der sardischen Stadt Bitti erscheint vor der Netzhaut eine Symphonie aus grünen Farben, wobei dunklere graugrüne Töne vorherrschen. Zu Rundbauten, bzw. deren Grundrissen, zusammengefügte Steine, die auf den ersten Blick beinahe willkürlich auf dem Boden zu liegen scheinen, sind moosbewachsen und zwischen ihren Konturen lugt das frische Grün der jungen Kräuter hervor. Alles wird vom lichten Schatten der dickstämmigen Korkeichen in ein würdiges Halbdunkel gehüllt. Es herrscht andachtsvolle Stille, die gelegentlich von einem zwitschernden Vogel unterbrochen wird. Was hier vor mir liegt sind die viertausend Jahre alten Überreste einer Kultur, die sich selbst keinen Namen gab und in der auch keine Schriftstücke verfasst wurden, die noch heute von ihr zeugen könnten. Ihre über ganz Sardinien verstreuten, massiven Steinbauwerke werden Nuraghen genannt und entsprechend wird die untergangene Kultur dieser Ureinwohner der Mittelmeerinsel „Nuraghenkultur" genannt.

Archäologen haben in einem Urwald von Korkeichen die alten Steinstrukturen freigelegt und uns späteren Generationen eine faszinierende Ruinenlandschaft hinterlassen in der neben Wohnhäusern auch kultische Bäder mit Quellen und Tempel stehen. Vor vier Jahrtausenden herrschte hier quirliges Leben und offenbar ging es den Bewohnern dieses Ortes auch nicht schlecht, jedenfalls gemessen an der Größe ihrer Wohnstätten. Sie mögen

sich, wie die gegenwärtigen Bauern auf Sardinien, von den Schafen und deren Produkten ernährt haben.

Was mich besonders faszinierte waren die „metaphysischen" Bauten, die für gemeinsame religiöse Feiern und Rituale dienten. Warum haben Menschen bereits in der frühen Bronzezeit Gottheiten bzw. deren Symbolen gehuldigt? Die Angst vor der unbegreifbaren Natur und deren scheinbar willkürlichen Kräften, schien für den denkenden Menschen, nicht zu ertragen gewesen zu sein. Der Erklärungsnotstand der Natur gegenüber ist wohl ein wesentlicher Mitbegründer unserer religiösen Empfindungen. So alt wie das Bedürfnis nach transzendentalen Kontakten ist vermutlich auch das Baden und Waschen als religiöse Handlung. Beides hatte das Ziel, den Menschen vor seiner Begegnung mit dem vermeintlich höheren Wesen zu reinigen und ihn so für die Gottheit annehmbarer zu machen. Daneben spielten aber sicher auch praktische hygienische Gründe eine wichtige Rolle. In Romanzesu war das Gemeinschaftsbad mit langen Sitzreihen ausgestattet auf denen die Teilnehmer des Ritus im Wasser saßen. Wir kennen die Inhalte der Religion der Nuragher nicht, aber sie dürften nicht viel anders gewesen sein als bei den Juden, Christen, Mohammedanern, Hindus oder anderen Religionsgemeinschaften, die rituelle Bäder und Waschungen kennen.

Dem Wasser kommt eine ganz besondere Bedeutung bei der Entstehung und dem Erhalt unseres und des uns umgebenden Lebens zu. Diese Erkenntnis erfährt jedes Volk spätestens in Dürreperioden, die sich mit konstanter Regelmäßigkeit durch die meteorologische Geschichte unserer Erde ziehen. Aber auch zerstörerische Gewalt ist eng mit dem Wasser verbunden. Die biblische Legende von der Sintflut hat dies den Erdbewohnern vor Augen geführt. Kein Wunder, dass der Mensch das Wasser, neben dem Feuer, der Luft und der Erde den vier Grundelementen zurechnet und damit unzählige Mythen verbunden hat. Die vier Elemente wurden den Tierkreiszeichen zugeordnet und fanden so Eingang in die Astrologie. Denken wir an die Elementargeister wird auch die Beziehung der Elemente zur Metaphysik wieder deutlich. Das Wasser wird durch die Undinen verkörpert, jene Nymphen die uns in ihrer verführerischen Schönheit und durch zarten Gesang ins Wasser locken. Die vier Temperamente, die einen ersten Versuch darstellen die menschliche Psyche im Sinne einer Psychologie zu beschreiben, sind den vier Elementen zugeordnet: cholerisch dem Feuer, sanguinisch der Luft, phlegmatisch dem Wasser und melancholisch der Erde.

Was haben die Nuraghen mit all dem zu tun? Niemand weiß es aber mir scheint, dass die Steinfragmente von Romanzesu, die einem Wasserkult zugeordnet werden können, doch eine sehr eindeutige Sprache sprechen: Dieses sardische Urvolk stand mit

am Anfang unserer europäischen Kultur und der Ort unter den Korkeichen lässt einen das sehr deutlich spüren. Über allem liegt eine zauberhafte Magie, die uns zurück zu unseren Wurzeln führt.

*

Cliff dwellings. In den Vereinigten Staaten vermutet man magische Orte im Sinne wie die oben beschriebenen wohl am wenigsten; und doch gibt es sie dort. Ich bin auf einer Reise durch den Bundesstaat Colorado in den Schluchten des Tafelberges „Mesa Verde“ auf so eine faszinierende Stelle gestoßen, wo sich mir eine unbeschreibliche, längst vergangene Kultur offenbarte. Von den Anasazi hatte ich bis zu meinem Besuch des Mesa Verde-Gebietes noch nie gehört, es war ein Indianerstamm der einen kulturellen Höhepunkt im 11. und 12. Jahrhundert hatte. Zuerst wohnten sie in Dörfern mit Steinhäusern, die von den spanischen Eroberern später lapidar „Pueblos“ genannt wurden. Die Bewohner waren demnach schlicht die Pueblo-Indianer. Dann passierte etwas, was einem Mysterium gleicht: die Dorfbewohner zogen sich in die Schluchten zurück und bauten in den natürlichen Aushöhlungen der Steilwände neue Häuser. Was der Grund für diese Umsiedlung war ist völlig unbekannt. Die Historiker rätseln über äußere Feinde oder dramatische klimatische Veränderungen. Beweise für einen wirklich plausiblen Anlass der Umsiedlung gibt es nicht. Der Anblick dieser „Cliff Dwellings“ ist faszinierend. Man muss schon genau hinsehen um die Strukturen der Häuser in den gleichfarbigen Felswänden zu erkennen. Der größte Komplex unter diesen Gebäuden ist der sog. „Cliff Palace“, fast ein kleines Dorf mit Wohneinheiten, Türmen und kultischen Feuerstätten. Ich konnte mich nicht satt sehen an der geradlinigen Ästhetik dieses Ortes. Er wirkt irgendwie europäisch und dennoch ist er viele tausend Kilometer von Europa entfernt. Beim Betrachten dieser architektonischen Skulptur, die wie aus dem Felsen herausgeschnitten wirkt, empfand ich große Demut. Dieser Ort war einfach schön und strahlte Leben aus. Irgend etwas machte ihn magisch. Hier atmeten mächtige, fremde Götter und ich empfand den Hauch dieses Atems beinahe physisch als lauwarmen Wind. Über 300 dieser Felswohnungen existieren noch und fast alle sind mehr oder weniger gut erhalten. Sie zeugen von einer gewaltigen, aber leider unverstandenen Kultur. Das Ganze wird noch geheimnisvoller, wenn man erfährt, dass um 1300 die aufwändigen Felsbehausungen von ihren Einwohnern wieder verlassen wurden und diese sich in New Mexico, ein paar hundert Kilometer südlich, niederließen. Wieder liegen die Gründe für diese Wanderung völlig im Dunkeln. Man hat keinen Anhalt für eine Bedrohung durch andere Indianerstämme gefunden. Ebenso ist es unwahrscheinlich, dass Nahrungsmangel die Menschen fortgetrieben hat. Auch für Krankheiten fanden die Historiker bislang keinen Hinweis. Bei Naturvölkern wie den Anasazi muss man davon ausgehen, dass Magie einen großen Teil ihres Lebens

bestimmte. Die vielen Orte, an denen kultische Handlungen vorgenommen wurden, lassen dies jedenfalls vermuten. So kann es wohl sein, dass eine Prophezeiung oder eine Naturerscheinung die Menschen fortgetrieben hat. Dieses Rätsel ist heute offenbar unlösbar wie überhaupt alle Zusammenhänge im Leben der Anasazi, die nur sehr wenig von ihrer Kultur hinterlassen haben. Und genau dies macht diesen Ort so besonders. Schon die Cowboys, die die Canyons mit den „Felsenhäusern" 1888 entdeckt haben, waren fasziniert von dem was sie da sahen. Sie benachrichtigten ihre Freunde und Nachbarn und so begann der Touristenstrom nach Mesa Verde. Anfänglich waren es nur eine Handvoll, die den beschwerlichen Weg zu den Sehenswürdigkeiten auf sich nahmen, dann kamen immer mehr und der Zugang wurde sukzessive ausgebaut, so dass im Jahre 2000 schon über einer halben Million Besucher kommen konnten. Trotz der Völkerwanderungen dorthin, ist es ein Ort der Stille geblieben und jeder der sich ausreichend konzentriert kann die Schatten der vergangenen Jahrhunderte deutlich wahrnehmen und für sich selbst zum Leben erwecken.

*

Ich möchte noch einen Moment in den Vereinigten Staaten bleiben, nicht um einen weiteren Magischen Ort zu beschreiben, sondern um eine Beobachtung anlässlich des Besuchs des Yellowstone Nationalparks im Staate Montana los zu werden. Hier bot sich nicht nur die Möglichkeit Tiere aller Art in ihrer natürlichen Umgebung zu sehen und zu beobachten, sondern er gewährte auch Einblicke in die Psyche der Tierfreunde, die keine Mühen scheuen ihre Lieblinge in den optischen Speicher der Kamera zu bekommen. Eine urmenschliche Eigenschaft bricht dabei häufig aus, nämlich die Gier. Die Gier möglichst viele Spezies zu sehen und davon zu reden. In den vielen Parkbuchten links und rechts neben der Strasse stehen Autos und Wohnwagen, deren Besitzer sich gegenseitig von dem Gesehenen vorschwärmen und die entsprechenden Bilder auf den Bildschirm ihres Fotoapparates holen. Besonders beliebt ist ein Gespräch mit einem „ranger", der ja von Berufs wegen Bescheid wissen muss und nur allzu gerne seine Kommentare abgibt. Manchmal sind es Studenten, die sich die Uniform mit ihrem Strohschlapphut angezogen haben und stereotyp erst einmal fragen wo man denn herkommt. Fügt es sich, dass man aus dem gleichen Bundesstaat kommt sind dem Redefluss und den gegenseitigen Sympathiekundgebungen der Gesprächspartner keine Grenzen mehr gesetzt. „Wildlife Watching" scheint mir sowieso mehr ein Gemütszustand zu sein als eine seriöse, wissenschaftlich orientierte Beschäftigung.

Abb. 29: Originalfoto von wilden Bisons im Yellowstone Nationalpark. Die schwer depressiv aussehenden Tiere sind eine große Turistenattraktion.

In der Stadt Jackson ist ein Museum in dem Kunst rings um das „Wildlife“ ausgestellt ist. Mein erster Eindruck war: scheußlich! Röhrende Hirsche, ziegenbärtige Gämsen umkreist von Vögeln auf schneebedeckten Bergspitzen, lassen an die Wohnzimmer von Campingbussen oder von spießigen Postbeamten erinnern. Nein, Tiere kann man nicht malen. Sie wirken seelenlos und wenig lebendig, wenn sie naturgetreu abgepinselt werden. In manchen, vor allem älteren, Bildern sind Tiere ein Bestandteil der Landschaft und dadurch erträglich geworden, denn die Natur, mit oder ohne Belebung, ist fast immer einfach schön, im Gegensatz zu ihren Bewohnern. Wir haben massenweise Bisons gesehen, die in ihrer klobigen Größe und Zeitlupenbewegung einen schrecklich depressiven Eindruck machen. Sie künstlerisch darzustellen erscheint mir weder machbar noch erstrebenswert. Dabei ist die Tiermalerei, wie das Museum eindrucksvoll zeigte, eine eigene Gattung der gegenständlichen Malerei, aber eben sehr grenzwertig was die Ausdrucksmöglichkeiten betrifft. Die Nähe zum Kitsch ist bei diesem Sujet immanent. Um dem Bild die Möglichkeit einer menschlich-emotionalen Interpretation zu verschaffen, werden den Tieren menschliche Züge angedichtet. An der Darstellung von Katzen und Hunden kann man das leider zu deutlich sehen und damit verwischt sich die Grenze zur Kunst bis zur Unkenntlichkeit.

Auf niederländischen Stillleben des 16. Und 17. Jahrhunderts kann man öfters tote Vögel. Fische oder sonstige Jagdbeute erkennen. Hier sind die Tiere so eine Art von Teil einer Küchenszene und lösen beim Betrachter eine ganz andere Assoziation aus, nämlich eine üppige, reich bestückte Tafel, wobei das beigefügte Weinglas diesen Eindruck noch verstärken kann. Hier geht es auch nicht um den Tod, hier geht es, im Gegenteil, um das Leben des Menschen, dem all diese animalischen Köstlichkeiten zum Genuss reichen. Diese Bilder zeigen aber eine Tendenz: das „Tierstück“ ist in den Bereich des Stilllebens gerückt. Da gehört es schließlich auch hin, wenn man mal von der rein dekorativen Tierkunst absieht. Das Fazit meiner Beobachtungen und Überlegungen im Nationalpark von Yellowstone ist denkbar einfach: Tiere sollte man heutzutage nur noch in Fotografien oder Filmen darstellen, sie sind das adäquate Medium auch dem Habitat der Kreatur gerecht zu werden. Allerdings sollten sich dabei Kommentatoren mit Interpretationen des Tierverhaltens extrem zurückhalten, denn die Gefahr einer Vermenschlichung im oben genannten Sinne ist natürlich auch hierbei in hohem Maße gegeben. Tierbeobachter müssen sich angewöhnen nicht „warum?“ zu fragen, sondern sich auf das „wie?“ zu beschränken.

*

Abb. 30: Fotografie aus den 20er Jahren des 20sten Jahrhunderts mit Federico Garcia Lorca, Wanda Landowska, Manuel de Falla und Freunden.

Ein anrührendes Foto. Ein wirklich magischer Ort ist auch das Wohnhaus von *Manuel de Falla* in der Antequerela von Granada. Es soll auch an dieser Stelle Erwähnung finden, allerdings nur als Ort einer sehr stimmungsvollen Fotographie, vermutlich aus den frühen 20-iger Jahren des 20. Jahrhunderts. Auf ihr fügen sich sieben Personen harmonisch zu einem Ensemble zusammen. „Wanda Landowska, Manuel de Falla, García Lorca und eine Gruppe von Freunden" ist es unterschrieben. Die Szene findet in einem Garten statt, im Hintergrund erkennt man das Haus und ein schmiedeeisernes Tor. Die Vegetation ist üppig, kein Zweifel, wir sind an einem Frühsommertag in Granada vor de Fallas Haus. Die fünf dargestellten Männer sind festlich angezogen, tragen dunkle Anzüge, weiße Hemden und dazu entweder eine Fliege, eine Kravatte oder eine kleine Binde um den modisch abgerundeten Kragen. Die beiden Frauen in langen Röcken lächeln, wie der Rest der Gruppe, freundlich in die Kamera. *Wanda Landowska* trägt eine helle Bluse, deren Kragen um ihre lange Jacke geschlagen ist, ihr Haarschnitt ist ein frecher Bubikopf, sie strahlt Lebensfreude aus. Überhaupt, die Leute sind, bis auf *Manuel de Falla*, vermutlich um die 30 Jahre alt und scheinen mit sich und der Welt zufrieden zu sein. Vielleicht haben sie ja gerade eine Matinee gehört in der die große Cembalospielerin virtuos Sonaten von Bach interpretiert hat.

Das Foto erweckt Erinnerungen. Erinnerungen an meinen ersten Aufenthalt in England. Es mag 1956 oder 1957 gewesen sein als ich in Alvescot, einem kleinen Dorf in der Nähe von Oxford, einige Wochen bei einer Professorenfamilie verbrachte. Es war der erste bewusste Kontakt mit der großen weiten Welt. Es gab noch andere Besucher, aus Spanien und aus Frankreich. Sie waren nach dorthin gekommen um englisch zu lernen. Wir wurden schnell Freunde, angeführt vom ältesten Sohn der Familie, der damals vielleicht 22 war und sich in Isabel Garriguez verliebt hatte. Um mit Isabel zu sein musste er auch mit uns sein und so konnte ich etwas von ihm und seinem erwachsenen Leben kennenlernen. Er hatte ein Grammophon und eine Unmenge Schallplatten. Viele davon waren von Wanda Landowska bespielt und ich erinnere mich, dass ihr Cembalo Tag und Nacht im Haus zu hören war. Philip der Erwachsene gab ständig Kommentare zur Musik ab, erklärte Tonfolgen oder Akkorde und ich verstand nichts. Aber es gefiel mir und so wurde Wanda Landowska zum Synonym für die erwachende Freude an klassischer Musik. Ich stellte sie mir immer als eine ernste old Lady vor, mit grauen Haaren und Falten im Gesicht. Eine Frau aus der Vergangenheit, aber auf dem Bild ist sie das Gegenteil: etwas pummelig und voll strahlender Jugend.

, der zweite von rechts auf dem Bild, verzieht zwar seinen Mund zu einem Lächeln, aber ich spüre, dass er tiefen Ernst ausstrahlt. Er erinnert mich mit seinem Ausdruck an meinen Großvater. Das

schmale Gesicht und seine Glatze zeigen sogar physische Ähnlichkeiten. Sicher hat ihm das Spiel von Wanda auch gefallen.

Federico steht direkt hinter Wanda, er ist einen Kopf größer oder steht auf einem unsichtbaren Stein. Sein Lächeln, bei dem er, wie übrigens auch Wanda, die Zähne zeigt ist fast schon der Beginn des Lachens. Es scheint als hätten die beiden noch mehr gemeinsam. Zwischen ihnen gibt es eine Beziehung, die sich dem Betrachter der Fotographie sofort erschließt. Bei flüchtigem Hinsehen könnte man sogar meinen, die Künstlerin lehne ihren Kopf gegen Lorcas Brust. Die Musikerin und den Dichter verbindet entweder ein Erlebnis oder die künstlerische Nähe zu einander. Beide sind glücklich und genießen den Augenblick. Die Schatten der Zukunft sind noch weit. Mit Lorca verbindet mich die große Liebe zu Granada. Er war hier zuhause und hat im Umgang mit der maurisch-jüdischen Vergangenheit und der Gegenwart der Zigeuner eine Universalität und einen Kosmopolitismus erfahren, die ihn geprägt haben. Seine Liebe und Zuneigung galt, in der Geschichte wie im eigenen Leben, immer den Schwächeren und Unterdrückten.

Wer sind die anderen auf dem Bild? Sicher waren sie stolz darauf dazuzugehören. Gesichter deren Ausdruck den Augenblick teilen. Menschen, die auch Geschichten hinter und vor sich haben, Menschen die heute schon tot sind und Menschen die in ihrer Anonymität durch dieses Bild weiterleben. Mit alten Bildern ist es wie mit alten, verfallenen Häusern auf dem Land. Sie strahlen die Sehnsucht Vergangenes zu verstehen aus. Gleichzeitig sind sie die untrügbaren Zeugen der Vergänglichkeit des Lebens.

In den Zeiten gemeinsamer Küstlerfreuden in Granada hat *Federico García Lorca* anlässlich eines Geburtstages de Fallas ein „Sonett zu Ehren Manuel de Fallas, mit Blumen zu überreichen" geschrieben, in dem er die andalusische Seele *de Fallas* beschwört. Ich möchte zwei Strophen daraus hier auf spanisch wiedergeben, denn sie zeigen die wunderbar schnörkellose - und eigentlich kaum übersetzbare - Sprache Lorcas sehr deutlich:

En nuestra propria sangre está la fuente
que tu razón y sueños ha brotado.
Àlgebra limpia de serena frente.
Disciplina y pasión de lo soñado.

Ocho provincias de la Andalucía,
olivo al aire y a la mar los remos,
cantan, Manuel de Falla, tu alegría.

In der deutschen Übersetzung von *Rudolf Wittkopf* und *Lothar Klünner* klingt dies dann nicht mehr ganz so harmonisch:

In unserem eigenen Blut liegt, was als Quell

deiner Gedanken, deiner Träume galt.
Kalkül mit heitrer Stirn, exakt und schnell.
Passion und Disziplin der Traumgestalt.

Die acht Provinzen Andalusiens singen,
der Ölbaum singt´s der Luft, das Schiff den Meeren,
dir, Manuel, deine eigne Fröhlichkeit.

*

Magische Momente und magische Orte gibt es im Herzen Asiens, in China, in großer Anzahl. Die wunderbaren Seen mit ihren Lotusblüten, Wasserrosen und zierlich geschwungenen Brücken zum Beispiel. In der Stadt Wuhan am Jangtsekiang-Fluß saß ich auf meinem spärlichen Bett im Gästehaus der Universität. Es war neun Uhr abends, vor mir stand eine Flasche Tsingtao-Beer und das leise Surren der Klimaanlage wirkte einschläfernd. Draußen hatte es sich kaum abgekühlt, noch immer dürften es 32 Grad gewesen sein. Der Campus der Universität war eine kleine Stadt für sich. Hier wohnten Studenten, Handwerker, Barbiere, Krämer, Fahrradmonteure und Kesselflicker. Mein kleines Apartment befand sich im 5. Stock und während ich langsam hoch keuchte, kam ich in jedem Stockwerk an chinesischen Wohnungen vorbei deren Türen weit offenstanden, in denen sich das obligate Kleinkind auf dem Fußboden herumwälzte und der Fernsehapparat alle anderen Geräusche übertönte. Auch draußen auf der Strasse saßen sie im Dunklen - Straßenlaternen gab es hier nicht - und fächerten sich Wind zu. Die fahlen Neonleuchten in den Zimmern der Wohnblocks schienen bis hinunter auf die Straße und verbreiteten eine unwirkliche Stimmung in der die Menschen wie bläuliche Schatten aussahen. Die ganze Szene vermittelte etwas außerordentlich Poetisches. Die Chinesen müssen Katzenaugen haben, denn sie fuhren auf den Gehwegen mit ihrem Fahrrad ohne Beleuchtung, aber mit der Sicherheit eines Blinden, zwischen den sitzenden Alten, den hockenden Jungen und den umschlungenen Liebespaaren hindurch. Genau hierher passte der kleine Grillenverkäufer, den ich gestern in Peking auf der Strasse sah. Auf seinem Fahrrad hatte er eine senkrechte Stange montiert an der vielleicht einhundert kinderfaustgroße, grobmaschige Bastkörbchen hingen. Um ihn herum erfüllte das schrille Zirpen von Grillen die Luft und bei näherem Hinsehen erkannte ich, dass in jedem Körbchen eine Grille saß. Kinder standen mit großen, staunenden Augen um den jungen Mann herum und die eine oder andere Mutter kaufte ihrem Sprössling so einen, an einem Faden hängenden Grillenkorb. Ich stellte mir einen mittelalterlichen Marktplatz irgendwo in Südeuropa vor, wo es wohl ähnlich Dinge zu kaufen gegeben haben muss. Das Archaische in diesem Lande macht zu einem Teil seinen Reiz aus.

In der Nähe des Pekinger Minzu-Hotels, wo ich abgestiegen war, ging ich durch einen kleinen Bezirk mitten auf einer der Prachtstrassen im Zentrum wo ambulante Garküchen ihre Köstlichkeiten feilboten. Mit viel Charme und Freundlichkeit luden die Wirte zum Mahle ein, waren jedoch überhaupt nicht enttäuscht als ich auf meinen Bauch zeigte um anzudeuten, dass ich schon gegessen hatte. Alleine die Art und Weise der Speisenzubereitung war ein erlebenswerter Augenschmaus. Auf kleinen, tragbaren Holzkohleöfen, in denen die rote Glut züngelte, standen Kessel in denen Dampf bereitet und durch Holzrahmen geleitet wurde um das langsame Garen der darin befindlichen Nudelgerichte zu veranlassen. Auf einem anderen Ofen wurden kleine Spieße gebraten, in wieder anderen kochte eine Suppe aus Gemüse, Fleisch und Fisch. Die Farben und Gerüche reizten den Gaumen. Ansonsten verursachte die Begegnung mit chinesischer Küche eher gemischte Gefühle. Als Teil einer deutschen Delegation wurde ich zusammen mit meinen Kollegen jeden Mittag und Abend zum Essen eingeladen. Dabei ließ man sich nach chinesischen Maßstäben auf keinen Fall lumpen: es wurde mehr als reichlich aufgetragen. Die Herkunft der Speisen war allerdings für ein europäisches Auge und eine europäische Zunge häufig kaum identifizierbar. Als dann von Hühnerpfoten und kleinen Tieren, die zwischen Ratte und Katze anzusiedeln sind, geredet wurde während ich gerade das zu verzehrende Stück zwischen zwei Stäbchen in meinen Mund führte, widerstrebte es mir schon den Bissen hinunterzuschlucken. Geschmackloser Glibber namens Seegurke oder eine Suppe mit Schlangenfleisch und marinierter Fischknorpel waren andere Beispiele von Delikatessen, die uns vorgesetzt wurden. Dies alles wäre an sich nicht so schlimm, wenn man sich selbst bedienen könnte und somit das auslassen kann was einem nicht zusagt. Aber die Gastgeber servierten mit schierer Begeisterung für das wunderbare Essen vom drehbaren Mittelstück des Tisches und priesen jedes einzelne Gericht als das Beste an was China zu bieten hat. Da musste man, schon aus Anstand, wenigstens einmal daran beißen. Ich gebe zu, dass ich nach drei Tagen chinesischer "haute cuisine" Appetit auf einen Hamburger oder eine Bockwurst hatte. Zu allem was ich über das chinesische Essen gesagt habe muss ich hinzufügen, dass es ausschließlich einer Pekinger Erfahrung entstammt. Die Reise nach Wuhan hat sehr deutlich gezeigt, dass es regionale Unterschiede gibt und, dass manches außerhalb Pekings deutlich genießbarer ist.

An einem dieser bereits geschilderten übermäßig heißen Abenden bin ich mit einem deutschen Professor hinaus aus dem Campus in die Stadt gegangen. Ich wundere mich immer wieder darüber wie diese akademische Gattung Mensch sich selbst reproduziert: der gelehrte Mann ließ mich nicht nach links und nicht nach rechts sehen, sondern versuchte mir in ellenlangen Vorträgen klarzumachen, dass die Verhältnisse in Thailand anders als die in

China und auf den Philippinen sei, und erst in Indonesien würde man wirkliche Armut zu sehen bekommen. Er antwortete auf duzende von Fragen, die ich überhaupt nicht gestellt hatte, und erzählte mir wo er schon überall gewesen sei, welche wichtigen Dinge er dort in offizieller Mission wahrgenommen und was er alles an Kuriositäten erfahren hatte. Der gute Professor ignorierte vollkommen mein Bedürfnis mir das fremdartige Leben auf den Strassen anzusehen. Als ich in einer der Garküchen Soleier entdeckte und meinte dies seien wohl die berühmten chinesischen "faulen Eier", gab er mit Kennerallüre zurück, dass dies nicht sein könne, da die Eier ganz frisch aussähen und vermutlich überhaupt nicht essbar seien. Stattdessen fing er an vom letzten Bollwerk des Kommunismus zu reden und da beschloss ich ihm nicht mehr zuzuhören. Von Zeit zu Zeit gab ich ein unvermitteltes Grunzen von mir, in der Hoffnung, dass er dies als geheime Zustimmung erkennen möge. Wovon er dann noch redete weiß ich nicht mehr, plötzlich standen wir wieder vor der Eingangstüre des Universitäts-Campus und verabschiedeten uns. Ich glaube, dass dieser recht traurige Besserwisser sich nur noch unter seinesgleichen verständigen kann.

Da war noch ein anderer deutscher Kollege, der sich in der deutschen Delegation befand, er war von jener akademischen Lebenseinfalt, die zum Lächeln zwingt. Da es um ein "Jahrhundertwerk" ging, meinte er seine Frau mitbringen zu müssen, die eine verschrobene Hebamme war und glaubte als Krönung ihrer Karriere zu guter letzt noch über chinesische Geburtshilfe promovieren zu müssen. Aus diesem Grunde hatte sie etwas Chinesisch gelernt und bezeichnete sich konsequenterweise als Sinologin. Mit kurzem Haar, T-shirt und Sandaletten, entsprach sie in gewisser Weise dem von mir so heiß geliebten Frauentyp. Es gab sogar noch ein Dritten im Bunde, einen jungen Assistenzarzt, der ebenfalls sandalenbeschuht, eine Art Weltverbesserer war. Über das akademische Programm der kleinen, etwas skurrilen Gruppe von Wissenschaftsmusketieren möchte ich keinen Kommentar abgeben, da ich von der Sache nichts verstehe. Mir wurde jedoch in jedem dritten Satz von ihnen versichert, dass ihre Forschung höchste gesellschaftliche Relevanz hätte. Zwar zähle ich mich durchaus der Gesellschaft zugehörig, nur konnte ich den Bezug zu mir nirgends herstellen. Gut ihr Leute, nehmt euch ernst, aber vergesst nicht den kritischen Abstand, der erst den Humor auch in der Betrachtung der eigenen Werke möglich macht. Trotz allem mag ich Euch und Eure Welt von ganzem Herzen, sie hat etwas vertrottelt Liebenswertes. Hier haben die Menschen noch Ideale und geben sich Utopien hin. Wenn sie nur noch kühl rechnen wie viel sie von was verkaufen können und welche Voraussetzungen sie schaffen müssen um eine möglicherweise völlig unnütze Ware an den Mann zu bringen, haben sie oft ein Stück innerer Freiheit verloren. Ihre Erfolge machen immer die anderen Menschen, die Konsumenten. Der Erfolg des Wissenschaftlers liegt völlig in sich

selbst begründet und braucht keinen Applaus von Konsumenten. Dies macht diese Tätigkeit an sich schön.

Damals in der Hafenstadt Cádiz, an einem lauen Sommerabend schien es mir als herrsche unendlicher Friede und ungeahnte Zufriedenheit in den vollen Strassen. Ohne ein Wort Spanisch zu kennen haben sich mein Freund Ekki und ich durch die Kneipen durchgeschlagen und das Lachen des Wirtes und der uns umgebenden Gäste schien immer wieder das gleiche zu sagen: "Zum Leben brauchst Du nur Sonne und ein frohes Gemüt". Da die Menschen im Süden beides in überreichem Maße hatten, konnten sie gar nicht anders als glücklich sein. Dass dies alles nicht so war, habe ich erst später gelernt. Und trotzdem verfalle ich in die gleiche Romantik, wenn ich die Straßen in Wuhan durchstreife. Bald werden auch hier die "Errungenschaften" der westlichen Zivilisation allen Menschen zugutegekommen sein und dann werden sie verschwinden, die kleinen Läden, fliegenden Händler mit ihren Melonen, Garküchen und die Handwerker, die alles nur erdenkliche ambulant reparieren.

Im Paradiesgarten meiner Phantasie

Zum Titel des letzten Abschnitts dieser Aufzeichnungen hat mich ein Satz des *Georg Christoph Lichtenberg* (Sudelbücher, Heft L, 33) inspiriert: ”Der Mensch ersetzt oft durch Phantasie und Wein, was ihm an Naturkräften abgeht. Das muss notwendig ganz eigene Phantasie und Weingeschöpfe hervorbringen.” Woran es mir in meinem stinknormalen, bürgerlichen Dasein gemangelt hat, das habe ich gelegentlich durch meine Phantasie ersetzt und diese wiederum habe ich des Öfteren durch den Wein inspirieren lassen. Lichtenberg war ein Naturwissenschaftler, genau wie ich, und er war, ebenfalls wie ich, ein großer Weinfreund. Das bezeugen seine Tagebücher, in denen häufig Vermerke der Art „Heute ein Glas Burgunder, nach Tisch ein wenig geschlafen” oder ein anderes Mal „Ich sehr heiter bei meinem roten Wein.” Oder auch „Ich trinke bei Tisch 3 Gläser Wein, esse Hecht und ein Kalbsmilch-Pastetchen”. Manchmal vermerkt er z.B. auch „Nicht so ganz richtig wegen des gestrigen Weins”, da hat er wohl zu viel getrunken. Im Großen und Ganzen schreibt Lichtenberg dem Wein viel schöpferische Kraft zu, er weiß aber sehr genau, dass nur eine mäßige Menge, dem Geiste zuträglich ist und einmal schreibt er in sein Tagebuch „1 Bouteille Wein getrunken!” Er setzt ein Ausrufezeichen dahinter um die Unerhörtheit dieser Menge zu betonen.

Ein großer spanischer Dichter, den der Wein auch beflügelt hat, war *Antonio Machado*, einer der bedeutendsten Lyriker der spanischen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Un vino risueño me dijo el camino
Yo escucho los áureos consejos del vino
Que el vino es a veces escala de ensueño.
Abril y la noche y el vino risueño
Cantaron en coro su salmo de amor
(Antonio Machado)

Ein lächelnder Wein wies mir den Weg
Ich vernahm seine wertvollen Ratschläge
Denn der Wein ist manchmal die Treppe zu den Träumen.
Der April, die Nacht und der lächelnde Wein
Sangen gemeinsam ihren Psalm der Liebe
(Eigene Übersetzung)

Machado war ein bescheidener Mann, Lehrer in Soria und Ubeda und beschrieb in eindringlichen, wunderbar schnörkellosen Worten u.a. die eigenartige Schönheit des Landes, in dem er lebte. Wegen der immensen Schwierigkeit Machados Worte im Deutschen adäquat wiederzugeben, hat der Publizist *Peter Hamm* empfohlen (Peter Hamm, Pessoas Traum, Carl Hanser Verlag, München 2012): „Vielleicht liest man solche Gedichte am besten so, als ob man eine Keilschrift zu entziffern suchte, also jedem einzelnen Wort mit Auge und Finger so lange nachfahrend, bis es ein Echo im Deutschen auslöst und zu tönen beginnt." Machados Zeilen über den Wein gehören zu den einfühlsamsten und phantasievollsten Huldigungen an das Medium des Gottes Dionysos und es erscheint mir mehr als gerechtfertigt sie – auch wegen ihrer wunderbaren Sprache - neben Lichtenberg an den Anfang eines Kapitels, in dem es vorwiegend um Wein geht, zu stellen.

Um an etwas glauben zu können muss ich es mir auch vorstellen können. Deshalb werde ich, wie ich bereits ausgeführt habe, wohl nie ein wirklich religiöser Mensch. Der liebe Gott mit Rauschbart und Zepter bleibt mir fremd, nicht etwa, weil ich mir seine Gestalt nicht vorstellen könnte sondern weil ich ständig im Zweifel bliebe wo er denn hausen sollte. Etwa auf den Wolken? Dann könnte er ja nur einen ganz kleinen Teil der Welt sehen und nicht allwissend sein. Und was ist bei strahlendem Sommerwetter? Wo ist er dann? Ich hätte gerne einen kindlichen Glauben, der mir die Vielfalt der Welt begreiflicher macht. Einst war ich Wissenschaftler und habe mir etwas darauf eingebildet, dass alles was ich beobachten konnte auch eine Erklärung hatte. Was meinem logischen Denken nicht zugänglich war, dessen Existenz habe ich einfach negiert. Damit konnte ich gut leben. Heute ist das anders. Mittlerweile akzeptiere ich das Irrationale und das Unerklärbare als einen integren Bestandteil meines Lebens. Ganz im Gegenteil zu früher, hat für mich das nicht Vorstellbare einen unbeschreiblichen Reiz bekommen, der mich wie magisch anzieht. Mich wundert es daher nicht, dass ich eines Tages den Entschluss fasste, Winzer zu werden. Der Wein hatte

mich ja schon einmal zum beruflichen Quereinstieg verführt, nämlich als wir im Jahre 1987 den spanischen Weinhandel „La Vineria" gründeten. Es war damals die Liebe zum und die Freude am spanischen Wein. Vermutlich gab es weit und breit niemanden, der weniger Ahnung vom Weinmachen hatte als ich, aber genau dieses Wissensvakuum spornte mich an. In das tiefe Geheimnis des Weines einzusteigen, seine Mystik zu entlarven und zu verstehen, war der romantische Hintergrund meines sehnlichen Wunsches.

Durch viel Lesen und gelegentliches Schreiben ist der Wein für mich im Laufe der Jahre zu einem intellektuellen Lebensinhalt geworden. Über Wein spreche ich gerne, von Wein kann ich viel erzählen und beim Thema Wein kann ich geduldig zuhören. Dabei ist mir alle Wein-Romantik im klassisch deutschen Sinne fremd. Ich mag keine mittelalterlichen Darstellungen von Fässern und feuchtfröhlichen Menschen sowie pathetische Weinlyrik. Ich mag auch keinen Wein in schummrigen, kerzenerleuchteten Kneipen. Ich mag Wein in einem nüchternen Ambiente mit viel Licht. Ich mag seine Erotik, die das Empfinden sensibilisiert und schärft. Ich mag ihn nicht nur weil er gut schmeckt, sondern auch, weil er mir die Leichtigkeit des Seins vermittelt, die mich auf ihren Flügeln in das Reich meiner Phantasie tragen kann. Unendlich viele Assoziationen kann Wein auslösen, Bier und Schnaps können dies nicht.

Vielleicht spielt ja bei meiner Begeisterung für den Wein ein besonderer soziologischer Aspekt des Umganges älterer Männer mit dem Wein eine Rolle. In der Sprachkultur aller Wein trinkenden Völker gibt es unzählige Sprichwörter, die auf die Verbindung von Wein und Alter hinweisen. „Guter Wein ist der Alten Milch" findet sich schon in der Sprichwortsammlung des *Karl Simrock* aus dem Jahre 1846. Dort sind auch noch viele andere Volksweisheiten zum gleichen Thema aufgeführt. *Wilhelm Busch* hat sie später auf einen humorvoll poetischen Punkt gebracht:

„Rotwein ist für alte Knaben
Eine von den besten Gaben."

Erasmus von Rotterdam, der große Humanist um die Wende zum 16. Jahrhundert, schreibt 1510 in seinem satirischen Meisterwerk „Encomium moriae" (Lob der Torheit): „Ich habe die Quelle der ersten und vornehmsten Freuden des Lebens aufgedeckt. Ja, es fehlt an einigen nicht, die man eben so weibisch nicht nennen kann; es sind alte, durstige Brüder, welche höchste Wollust beim Weine finden." Obwohl auch Erasmus, genau wie das Zitat von Wilhelm Busch, den Weingenuss entsprechend dem Jahrtausende alten Klischee, in die Domäne des Mannes verlegt, weist seine Aussage doch auf einen bedeutsamen Kernpunkt: die erotische Komponente beim Genus des Weines durch die „durstigen

Brüder" ist ja unübersehbar. Das „Lob der Torheit" wurde von Erasmus auf lateinisch geschrieben, und die erste von ihm autorisierte Übersetzung ins Deutsche wurde noch zu seinen Lebzeiten angefertigt. Schon in der damaligen Sprache, dem Frühneuhochdeutsch, bezeichnete das Wort „Wollust" etwas moralisch Anrüchiges im Sinne von sexueller Lust, Ausschweifung und Laster. Diese Bedeutung hat der Begriff bis heute behalten. Ich interpretiere dies so, dass Erasmus andeuten will, dass sich die sexuelle Lust der alten, durstigen Brüder auf den Wein verlagert hat. Damit bekommt der Wein noch eine ganz andere soziale Bedeutung, nämlich, die einer „Ersatzbefriedigung". Er kann ein sinnlicher Ersatz für die frustranen sexuellen Bedürfnisse der „alten Knaben" sein. Über die Inhalte solcher sinnlichen Erfahrungen haben sich viele Dichter in vielen Sprachen ausgelassen, und dieses Thema zu einem festen Bestandteil unserer Kultur gemacht. Antonio Machado, dessen poetische Huldigung an den Wein ich an den Anfang gestellt habe, ist ein gutes Beispiel.

In einem volkstümlichen Wiener Singspiel aus der frühen Romantik heißt es, wiederum nach *Simrock*:

Was ist des Lebens höchste Lust?
Die Liebe und der Wein.

Obwohl in diesen Zeilen die Liebe mit einem „und" und keinem „oder" mit dem Wein verbunden ist, und auch vermutlich weniger die Liebe der Alten gemeint war, weisen sie auf eine gewisse Austauschbarkeit von Liebe und Wein zur Lustbefriedigung. In meiner persönlichen Erfahrung im Umgang mit Weinfreunden hat sich oft gezeigt, dass sich Männer im Alter immer mehr für jüngere Weine begeistern können. Während sie in ihrer „önologischen Jugend" von den „alten Burgundern" und ähnlichen Kreszenzen schwärmten, fangen sie später an, sich für die „Ecken und Kanten" und das jugendliche Ungestüm eines Weines zu entflammen. Ob dies wohl parallel geht mit ihrer Bevorzugung junger Frauen? In jedem Fall ist die Ähnlichkeit der Verhaltensmuster bemerkenswert. Auf dieses Phänomen angesprochen, haben die Betroffenen jedoch meist eine andere Erklärung. Sie räsonieren, dass sie nicht mehr genug Zeit haben zu warten bis die Flaschenreife eines Weines auf ihrem Höhepunkt angekommen ist und deshalb seien sie gezwungen jüngere Weine zu trinken. Das klingt zuweilen nach einer mittelmäßig gut ausgedachten Entschuldigung. Dazu fällt mir ein spanisches Sprichwort ein: „was ist die Jugend, wenn nicht Hoffnung, was ist das Alter, wenn nicht Verzicht?". Wenn man im Alter schon auf einige Freuden verzichten muss, soll man doch wenigstens einen Ersatz dafür haben, und dieser kann der Wein doch durchaus sein.

Bereits im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gab es Regeln für das altersabhängige Weintrinken. Kein geringerer als *Platon* hatte sie formuliert. Er wurde ja bekanntlich der Schirmherr der idealisierten, nicht-sinnlichen Liebesbindungen, eben der „platonischen Liebe", und Abstinenz war auch beim Trinken weitgehend seine Empfehlung. Knaben unter achtzehn Jahren sollten ganz auf den Wein verzichten, einem Mann um die dreißig wurde angeraten den Wein nur in Maßen zu genießen und sich nie zu betrinken. Geht er auf die vierzig zu, konnte er nach Herzenslust trinken, denn der Wein war das Heilmittel gegen den „strengen Ernst des Alters". Noch ältere Personen schienen zu *Platons* Zeiten selten anzutreffen gewesen sein, denn er geht nicht auf sie ein. Auch war es vom Beruf, bzw. dessen Ausübung, abhängig, wer trinken durfte und wer nicht. Immer dann, wenn eine Eintrübung des Geistes Probleme mit anderen verursachen konnte, sollte der Mann lieber zum Wasser greifen. *Platon* nennt die Soldaten, Steuermänner und Richter als Beispiel von Berufsgruppen für die ein relatives Abstinenzgebot gilt. Grundsätzlich verurteilte er in seinen „Gesetzen" die Trunkenheit, aber älteren Menschen könne der Rausch durchaus zuträglich sein, denn durch ihn käme die jugendliche Spontaneität zurück, schrieb er. „Im Rausch singen und tanzen sie wieder" und dies, fand *Platon*, würde ihnen helfen aufgeschlossener und tugendhafter zu sein. Was für eine weise Einsicht, die eines großen Philosophen wahrhaft würdig ist!

Die Vorstellung, dass es sich bei der Liebe der Alten zum Wein um eine Ersatzbefriedigung bzw. „Sublimierung" im Sinne Sigmund Freuds handelt, wird von der scharfsinnigen Beobachtungsgabe *Michel de Montaignes* voll bestätigt. In seinen Essais schreibt er u. a.: „Die Misslichkeiten des Alters bringen es mit sich, dass man einer gewissen Stütze und Stärkung bedarf; sie könnten deswegen in mir den berechtigten Wunsch aufkeimen lassen, zum Trunk Zuflucht zu nehmen, ist er doch fast das letzte Vergnügen, dessen das Dahinschwinden der Jahre uns beraubt. Die Lebenswärme macht, wie die Zechkumpane sagen, zuerst die Füße munter; das gilt für die Kindheit. Von da steigt sie in die mittlere Höhe, wo sie sich lange hält und uns meiner Meinung nach die einzigen wahren Genüsse des leiblichen Daseins verschafft, im Vergleich zu denen die anderen Lüste Schlafmützen sind. Zum Ende hin langt die Lebenswärme dann gleich einem hochziehenden und dann langsam verfliegenden Dunst in der Kehle an, wo sie ihren letzten Aufenthalt nimmt." Genug der Erklärung warum ich mich, besonders in meinem Alter, mit Wein beschäftigt habe bzw. es noch immer tue!

Es gibt Zufälle im Leben, die vielleicht gar keine sind, weil sie immer dann passieren, wenn man sich selbst innerlich schon auf das betreffende Ereignis vorzubereiten begonnen hat. So erging es mir beim Weinmachen. Es war an einem kühlen regnerischen Wintertag in meiner zweiten Heimat, den Alpujarras. Manolo

Valenzuela, der große Autodidakt in Sachen Wein kam mit einer Flasche Rotwein an und fragte mich ob ich ihn nicht probieren wollte. Er stamme von ihm. „Mit großem Vergnügen" gab ich zur Antwort und am selben Abend entkorkte ich mit gewisser Skepsis die Flasche. Ich hatte früher schon Rotweine von Manolo getrunken und fand sie eigentlich immer ein wenig absonderlich in Geruch und Geschmack. Als ich den Inhalt der Flasche in ein bauchiges Glas kippte, schwenkte und meine Nase darin verschwinden ließ stieg ein wunderbar reiner Barrique-Ton mit Brombeerfrucht gepaart zu meinen Geruchsnerven auf, am Gaumen war der Wein fleischig mit weichen Tanninen und eine aromatische Beerenfrucht vermischte sich mit den Würznoten von exotischen Hölzern. „Das musst du probieren" sagte ich zu Isabel, die das Glas etwas widerwillig ergriff. „Tatsächlich, sehr gut, was is´n das?" „Ein Wein von Manolo" sagte ich voll Ver- und Bewunderung. Trotz aller kritischen Einstellung gegenüber den Weinmacherkünsten Manolos gab es eigentlich wirklich nichts an dem Wein auszusetzen und plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch meinen Kopf: Wenn Manolo so etwas hinbekommt, dann muss ja ein wirkliches Potential in der Region stecken. Am nächsten Tag traf ich Manolo in der Bar der „Ruta de las Alpujarras", unserem damaligen Stammlokal in der Ortschaft Cádiar.
„Dein Wein ist eine Wucht!" gab ich ihm zu verstehen. „Glaubst Du, dass Du dieses Meisterwerk in etwas größerem Stil wiederholen kannst?".
„Nichts leichter als das, ich weiß ja jetzt wie´s geht"

Hatte ich etwa Gründe an seiner Aussage zu zweifeln? Wir kamen überein, dass im folgenden Jahr etwa 1200 Flaschen des gleichen Weines produziert werden sollten, mehr ging nicht, da der provisorische Keller in seinem Haus, der als Bodega umfunktioniert war, nicht mehr Platz bot. Meine Aufgabe wäre es, die erforderlichen Barriques zu besorgen. Wir wurden uns bald handelseinig und die nächsten Tage und Wochen redeten wir, wenn immer wir uns trafen, von nichts anderem als von dem zukünftigen Wein. Für mich war klar, dass dies „unser" gemeinsamer Wein sein würde und wir ihn über La Vineria verkaufen würden. Das musste einfach ein Riesenerfolg werden! Niemand hatte einen Wein aus den Alpujarras. Als sich der nächste September, also der Zeitpunkt der Weinlese, näherte wollte ich gerne die Rebgärten sehen, die die Trauben für den kommenden Wein liefern sollten. Aber Manolo winkte ab: „Ich habe nur ein paar Zeilen roter Rebstöcke und wir müssen den Rest dazukaufen. Ich kenne da einen Öko-Winzer in der Mancha, der uns die Trauben preisgünstig verkauft. Da werde ich hinfahren und das Lesegut holen." Meine Enttäuschung lässt sich kaum richtig beschreiben. Trauben aus der Mancha! Der Traum vom Wein aus den Alpujarras war schon aus bevor er überhaupt angefangen hatte. Ich gebe zu, dass es mein Fehler war nicht zu hinterfragen wo denn die Trauben von diesem ersten

phantastischen Wein stammten. Wie sich später herausstellte stammten die Tempranillo- und Garnacha-Trauben aus dem Rebgarten von Rogelio, einem Mitglied der kleinen Genossenschaft, die in einer modernen Kellerei, nicht weit von Manolo entfernt, bislang nur Weißweine gekeltert hat. Auch war Manolo nicht der Weinmacher, er war zwar der Vorsitzende der Genossenschaft und der wunderbare Rote wurde auch dort gemacht, aber eben nicht von ihm und Rogelio weigerte sich seine Trauben an Manolo zu verkaufen. Die Gründe dafür erfuhr ich erst viel später.

Ich war verliebt in die Idee in diesem Landstrich, in dem wir uns vor über einem Jahrzehnt niedergelassen hatte, Wein zu machen und wie es, in einer stürmischen Liebe ist, sie macht blind. Blind für die vielen Widrigkeiten, die vorher nicht einkalkuliert waren. Ich steigerte mich so in die Vorstellung nun selbst im Dunstkreis der Weinmacher zu sein, dass es natürlich nicht ausreichte nur bei Manolo Wein zu machen. Der Gedanke an eine eigene Kellerei ließ mich nicht mehr los. Auch das diskutierte ich vielfach mit Manolo, der zu meinem universellen Ansprechpartner in Sachen Wein wurde. Ich hatte das Gefühl, dass es auch ihm Freude bereitete mit mir darüber zu sprechen, denn er hatte ja sonst keinen kompetenten Partner und seine Kollegen in der Genossenschaft waren wohl eher Weinbauern alten Stils und hielten nicht viel von dem modernen „Zeug" Manolos. Es kristallisierte sich bald bei uns beiden die Vorstellung von einem „Joint venture" heraus. Ich sollte eine Kellerei bauen und Manolo würde seine Rebgärten einbringen. Wir glaubten, dies sei eine gerechte Verteilung der Investitionslast und würde Manolo, der kein Geld hatte, helfen, da er die Rebstöcke schon besaß - ein paar rote müssten noch dazukommen, aber auch dies schien problemlos machbar. Alles in allem schien es, als sei unsere Idee ausgereift und in naher Zukunft realisierbar.

Wieder spielte der Zufall eine entscheidende Rolle in der Fortsetzung der Geschichte. Eines Tages im darauffolgenden Frühjahr rief Manolo in Deutschland an und sagte, dass die kleine Genossenschaftskellerei zum Verkauf stünde, da die Firma pleite sei. Ich müsste mich allerdings sofort entscheiden, da bereits ein anderes Unternehmen Interesse am Kauf gezeigt hatte und es jetzt eine Frage der Schnelligkeit sei, wenn ich wirklich Interesse am Erwerb hatte. In der Kellerei schien alles, was man zum Weinmachen brauchte, vorhanden zu sein und alles war im Kaufpreis enthalten. Soweit ich mich erinnere, dauerte es keine zwei Stunden und Isabel und ich waren uns einig, dass wir zuschlagen sollten. Nach nochmaliger Rücksprache mit Manolo war klar, dass Isabel zur Unterzeichnung des Kaufvertrages kurzfristig nach Granada fliegen sollte. Als sie wenige Tage später wieder zurückkam, waren wir Besitzer einer Weinkellerei in der Sierra de la Contraviesa. Wochen später, als wir beide wieder da waren hatte Manolo eine Gelegenheit das Land hinter der

Kellerei, den so genannten „cerro de la ratama" zu kaufen ausfindig gemacht. Rosalia in Cádiar verkaufte das Land und gleichzeitig noch einen etwa gleich großen, vergammelten Rebgarten, dessen Pflanzen wir ausreißen ließen und der uns die Rechte zum Bepflanzen des „cerro" gab. Das alles zusammen war relativ erschwinglich zumal Manolo uns anbot sich um die Pflanzen, wir wollten Tempranillo, und das Bepflanzen zu kümmern. Am Ende hat er uns doch alles penibel genau in Rechnung gestellt. Aber was soll´s? Ich war meinem großen Traum ein wesentliches Stück nähergekommen. Schließlich war es so weit: Manolo, seine Frau Rosa, meine Frau Isabel und ich gründeten eine GmbH namens „Barranco Oscuro", dies war der Name von Manolos früherer Kellerei, die sich schon einen gewissen Namen gemacht hatte, von dem wir zu profitieren hofften. Bei einem Notar in der Nähe der Plaza del Triunfo in Granada besiegelten wir unser Bündnis und waren uns einig, dass wir damit die spanische Weinwelt verändern indem wir eine völlig neue Region auf den Plan bringen würden. Ich war in jenen Tagen überströmender Gefühle felsenfest davon überzeugt, dass dies gelingen musste, zumal zwischenzeitlich der neue Jahrgang des ursprünglichen Referenz-Weines auf Flaschen gezogen war und auch wieder, trotz fremder Trauben, gut gelungen war. Manolo hatte ein mit Filzstift handgeschriebenes Etikett vervielfältigt und auf die Flasche geklebt. Zusammen mit dem Rückenetikett, auf dem bescheinigt wurde, dass es sich um einen Ökowein handelte, sah das Ganze sehr handwerklich aus und gefiel uns, gerade weil es wirklich anders als alles was wir bisher gesehen hatten, war und damit unser ganzes Projekt irgendwie zu symbolisieren schien.

Der Beginn unserer Erfolgsstory sollte eine Öko-Messe in Frankfurt sein. Manolo überredete uns dabei zu sein, und wir luden ihn ein bei uns zu wohnen. „Barranco Oscuro S.L." war in einem andalusischen Gemeinschaftsstand untergebracht. Die guten Leute des Standes hatten sich als Dekoration rustikale Holzstämme und blättrige Zweige von Bäumen einfallen lassen, dazwischen wurde Schinken, Käse und Wein ausgestellt. Alles war mehr als primitiv und folgte einem fürchterlichen Öko-Klischee. Das Outfit unseres Weines passte da gut hinein. Die anwesenden Andalusier schienen sich auch mehr um sich selbst als um Messebesucher zu kümmern. Sie saßen ständig beisammen, tranken Wein, aßen Schinken und schienen die Messe als eine willkommene Abwechslung in ihrem sonst wohl eher tristen Alltagsleben zu sehen. Das voraussehbare Ergebnis war, dass wenig Interessenten an den Ständen hielten, schon alleine deswegen, weil man sich nicht traute die Feiernden in ihrer Kurzweil zu unterbrechen. Unser Etikett, auf das wir so stolz waren, fand überhaupt keinen Anklang. Immer wieder wurde uns, von den wenigen, die am Stand hielten, gesagt, dass es doch nur ein Provisorium sein könnte und mit der Frage verbunden wie denn das endgültige Etikett wohl aussähe. Unser erster Versuch

den eigenen, oder wenigstens zur Hälfte eigenen, Wein an den Mann bzw. an die Frau zu bringen war kläglich gescheitert. Obwohl wir über seine Qualität nur Positives zu hören bekamen. Schließlich haben wir die geringe Menge dann doch über unser Weingeschäft verkauft, aber der Imperativ im nächsten Jahr bessere Etiketten zu haben hatte sich voll in unserem Bewusstsein festgesetzt. Meinem Optimismus taten diese Widrigkeiten keinen Abbruch.

Jetzt musste die Zukunft geplant werden und das bedeutete zunächst einmal festzulegen, wie wir die neue Kellerei nutzen würden. Es war unstrittig, dass wir den nächsten Jahrgang 1997 dort vinifizieren würden, wiederum mit gekauften Trauben. Manolo der Vorsitzende der ehemaligen Genossenschaft kannte seine Pappenheimer gut genug um zu wissen, dass die übrigen Mitglieder mit dem Zwangsverkauf der Bodega nicht einverstanden waren. Also schlug er uns vor, diesen eine freiwillige Entschädigung zu zahlen. Das haben wir natürlich strikt abgelehnt, da davon in den Kaufverhandlungen niemals die Rede war und wir dann auch nicht in den Kaufpreis eingewilligt hätten. Zu einem späteren Zeitpunkt erfuhren wir in persönlichen Gesprächen mit den ehemaligen Anteilseignern mehr über die Hintergründe. Man fühlte sich von Manolo betrogen, denn er habe den Verkauf nur in die Wege geleitet um die Kellerei für sich selbst zu bekommen, was ihm ja schließlich mit unserer Hilfe auch geglückt sei. Das waren keine schönen Einsichten über unsere Rolle bei dem ganzen Geschäft und erste Zweifel an der Richtigkeit unserer Entscheidungen kamen in uns auf. Dessen ungeachtet verbreitete ich weiterhin Zweckoptimismus um den Prozess der bevorstehenden Weinlese nicht zu behindern. Im Übrigen, konnte ich alle die Gerüchte, und als solche erschienen mir all die Anschuldigungen Manolo gegenüber, nicht glauben. Von den Alpujareños, den Bewohnern der Alpujarras, wurde er regelrecht verteufelt, von den einen mehr und von den anderen weniger. Es gab nur wenige, die mit ihm ein zwangloses Verhältnis hatten. Für mich waren das alles ein Zeichen des Neides infolge der Stärke seiner Persönlichkeit und seines Wissens. Es war doch klar, dass die eher unbedarften Bauern einem Könner und Schlitzohr wie Manolo es darstellte, skeptisch gegenüber waren. Mit dieser Einsicht konnte ich mühelos die Einwände gegen ihn entkräften. Ich betrachtete ihn als meinen Freund und unehrenhafte Beschuldigungen ihm gegenüber wollte ich nicht zulassen. Ich bewunderte ihn in gewisser Weise, ganz abgesehen davon, dass die Realisierung meines Winzertraumes in Augenblick noch zum großen Teil von ihm abhing, so jedenfalls sah ich es.

Der September unserer ersten Vinifikation nahte und ich plante meine Reise als stolzer Winzer in die Alpujarras. Dies war schwierig, denn meine beruflichen Verpflichtungen ließen keine freie Terminwahl zu. So kam es schließlich, dass ich erst ankam,

als die Trauben sich schon im großen Tank befanden und der Duft von gärendem Most die Bodega erfüllte. Ich erinnere ich mich ganz genau und mit welcher Freude ich diesen halbvergorenen Most schlürfte. Dies war doch ein schöner Beweis dafür, dass ich nun selbst Anteil am Weinmachen hatte! Manolo hatte die Trauben mit ein paar Landarbeitern von hier irgendwo in der Mancha, angeblich in einem Öko-Rebgarten gelesen und in seinem Lieferwagen hierhergebracht. Ich habe den Inhalt des Tankes probiert und erstmals in meinem Leben einen roten „Federweißen" auf der Zunge gespürt. Dieses Glücksgefühl wurde noch verstärkt durch das Ergebnis unserer „Gesellschafterversammlung" in der wir zum Schluss kamen, dass unser gemeinsames Projekt bereits im ersten Jahr einen Gewinn machen würde. Manolo wollte auch die Weine, die er in seinem Keller im eigenen Haus machte im Namen des Unternehmens verkaufen. Dafür hatte er angeblich auch schon einen festen Kundenstamm, so dass wir diese Gewinne in unsere Kalkulation aufnahmen. Dass all seinen Voraussagen völlig unrealistische Verkaufsprognosen und Markteinschätzungen zugrunde lagen, ahnte ich damals noch nicht. Manolo hat sich und sein Können stets sehr gut verkauft und mich damit immer wieder motiviert weiter in die Gesellschaft zu investieren. Als ich nach kurzer Zeit wieder abfahren musste, weil in der Firma, für die ich arbeitete, irgendwelche „Meetings" angesagt waren, bei denen ich nicht fehlen durfte, konnte ich mich nur sehr schwer trennen. Ich hatte das Gefühl als ließe ich etwas ganz wichtiges zurück. Vielleicht waren dies auch die ersten Augenblicke, in denen ich ernsthaft an der Sinnhaftigkeit meines gegenwärtigen Berufes zweifelte. Ich gab meine Zeit und mein Engagement an ein anonymes Unternehmen, das mich dafür zwar gut bezahlte, mir aber im Gegenzug nur wenig innere Befriedigung geben konnte. Der Stachel des Zweifels hatte sich in meinem Kopf festgesetzt.

Zuhause machte ich keinen Hehl aus meiner Begeisterung für das Weinmachen. Ich konnte von nichts anderem mehr reden. Jeder, ob er es wissen wollte oder nicht, erfuhr von mir, dass der Most gerade gärte und dass der Jahrgang gut war und dass wir 12.000 Liter im Tank hatten. Ich hoffe nur, dass mir damals Freunde und Bekannte meine Begeisterung nachgesehen haben und mich nicht für völlig durchgeknallt hielten. Ich rief Manolo regelmäßig an, um mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Dann kam der Moment als wir barriques benötigten. Zufällig erfuhren wir von gebrauchten Fässern, die eine Kellerei in Ribera del Duero verkaufen wollte und die relativ preisgünstig zu haben waren. Dies Angebot nahmen wir an und Manolo trennte in der Bodega eine kleine Ecke mit einer Styropor-Wand und einem entsprechenden Dach als Barrique-Keller ab, in dem die Temperatur einigermaßen konstant sein sollte. Darin wurden die weingefüllten Fässer schließlich untergebracht.

Weihnachten waren wir wieder da um den reifenden Wein und den „Barriquekeller" zu begutachten. Welche Schritte der Wein bis zu seinem Abfüllen ins Fass durchlaufen hatte, davon hatte ich keinen blassen Schimmer. Schließlich konnte ich ja nicht dabei sein und so war ich gezwungen volles Vertrauen auf Manolo zu setzen, der es schon richtigmachen würde. Durch seine Übermacht, die er auch immer wieder ausspielte, hatte weder Isabel noch ich letztlich das Gefühl als seien wir ein fester Bestandteil des Ganzen. Ich kannte mich in der Bodega nicht aus, wusste nicht wozu die ganzen Maschinen, die da herumstanden, gebraucht würden und hatte keine Ahnung wie der weitere Ablauf der Reifung des Weines war. Alles war ein Buch mit sieben Siegeln und ich tröstete mich damit, dass die Zeit schon kommen würde, in der ich das alles verstehen konnte. Eines Tages schaute ich aus Neugier in eines der Barriques und fand es nicht spundvoll gefüllt, so wie ich es vielfach gelesen hatte, und auf der gut sichtbaren Oberfläche des Weines schwamm eine weiße Kahmschicht. Ich fragte Manolo was das zu bedeuten habe und er sagte mir lapidar „ das ist flor und ganz typisch für die Weine dieser Gegend". Dass Oberflächenhefen auf Rotweinen im Barrique nichts zu suchen haben war mir sofort klar, aber Manolos autoritative Richtigstellung konnte mal wieder meine Zweifel zerstreuen. Das erste was mir, und vor allem Isabel, auffiel als wir angekommen waren, war, dass da noch anderer Wein in der Bodega war. Manolo spielte dies herunter, indem er von ganz kleinen Mengen sprach, die er zuhause, gleichsam als Experiment, gemacht hatte. Mit dieser Erklärung konnte ich gut leben und vergaß das Ganze. Auf der einberufenen Gesellschafterversammlung, stellt sich dann heraus, dass eine unverhältnismäßig große Anzahl Gasflaschen und enorme Mengen an Putzmittel verbraucht wurden. Manolo und Rosa hatten auch dafür eine plausibel erscheinende Erklärung. Die einzige Aufgabe, die uns in diesen Tagen tatsächlich zufiel war, sich um ein neues Design für Etiketten zu kümmern. Dies konnten wir schließlich auch in Frankfurt tun. Jedes Mal, wenn wir wieder in die Alpujarras kamen, hielten wir eine Gesellschafterversammlung ab und jedes Mal entpuppten sich dabei irgendwelche buchhalterischen Ungenauigkeiten. Es war meist weniger Geld in der Kasse als es rechnerisch sein sollte. Dazu kamen merkwürdige Ausgaben, für Dinge die auf den ersten Blick nicht zur Bodega gehörten. Außerdem gab es immer wieder Gebühren zu zahlen, für die keine Belege ausgestellt waren. Während ich diese Dinge ein wenig auf die leichte Schulter nahm, konnte sich Isabel fürchterlich darüber aufregen. Ich versuchte ihr klar zu machen, dass es sich um Anfangsschwierigkeiten handele und wir dies in naher Zukunft in den Griff bekommen würden, aber sie konnte sich damit nicht abfinden, denn sie fühlte sich schlichtweg hintergangen und betrogen. Verstärkt wurde dies Gefühl noch dadurch, dass in einem Artikel von Carlos Delgado in der Zeitschrift „Vinum" Manolo aus dem Fenster der Bodega schauend abgebildet war

und mit dem Journalisten über unsere gemeinsame Kellerei redete ohne auch nur zu erwähnen, dass er noch einen Teilhaber hatte. Es entstand in diesem Artikel der Eindruck, dass Manolo alleine der Herr von „Barranco Oscuro" war, wir wurden überhaupt nicht erwähnt.

Februar in den Alpujarras ist nicht nur Schnee auf der Sierra Nevada oder rund um das von Mandelbäumen umgebene Haus, es bedeutet auch frostig blaues Licht am Morgen und das Schneiden der Rebstöcke bei eisigem Wind. Der Wein des vorletzten Jahres, der über zwölf Monate in kleinen Fässern aus amerikanischer oder französischer Eiche gereift ist, wird auf Flaschen gezogen und der Wein des vergangenen Jahres in Fässer gefüllt. Unendlich viel Arbeit, Erschöpfung und Müdigkeit am Abend. War dies tatsächlich der große Traum den es zu erfüllen galt? Sicherlich Ja. Selbst wenn ich von jenen Untätigkeiten absehe wie Kartons kleben, das Zusammenstecken der Flaschentrennungen, Kapseln auf die Flaschen stecken oder leere Flaschen auf das Fliessband stellen, bleibt die Befriedigung ein Stück des Mysteriums Wein entlarvt zu haben. Dies "normalisiert" gleichsam das Verhältnis zu dem meist verklärten Produkt. In facere vinum veritas!

Nachdem wir noch zwei Weinlesen, wiederum mit fremden Trauben, bei deren Beschaffung sich Manolo kaum mehr Mühe gab, „weitergewurstelt" hatten kam es zum Eklat. Vom abgefüllten 1998er fehlten ca. 8.000 Flaschen. Eine Erklärung dafür gab es nicht, Manolo und Rosa bestanden darauf, dass es sich um einen Rechenfehler handeln müsse und Isabel war der festen Meinung, dass diese Flaschen abgezweigt und von den beiden verkauft worden waren. Das Klima zwischen uns, den Gesellschaftern, war ganz miserabel geworden, zumal nun auch von Rosa ein Argument ins Feld geführt wurde, das wir bis dato so noch nicht zu hören bekommen hatten: wir seien schlichtweg Ausbeuter, die Manolos Gutwilligkeit schamlos nutzten um einmal an die Bodega zu kommen und zum anderen Know-how zu akquirieren. Nach der Gesellschafterversammlung, auf der dies alles zu Tage kam, hatte Isabel eine schlaflose Nacht und unterbreitete mir am nächsten Morgen, dass sie nicht mehr bereit sei mit Manolo und seiner Frau unter den gegenwärtigen Bedingungen zusammenzuarbeiten. Ich schlug vor, dass wir unsere Statuten dahingehend ändern sollten, dass alle Ausgaben für die Bodega, egal welche, von Isabel abgesegnet werden müssen oder aber nicht bezahlt werden. In anderen Worten, nur Isabel sollte die alleinige Verfügungsgewalt über das Konto der Kellerei haben. Damit konnte sie leben und ich rief Manolo an, dass ich sofort mit ihm sprechen müsste. Es war der letzte Morgen unseres Aufenthaltes in den Alpujarras und gegen 9 Uhr war ich in der Bodega, wo Manolo bereits auf mich wartete. Ich erklärte ihm, wie unannehmbar die ganze Affäre um die fehlenden Flaschen für uns sei und dass es nur die von uns

diskutierte Konsequenz oder die Auflösung der Gesellschaft gäbe. Etwas widerwillig, aber irgendwie einsichtig stimmte Manolo mir zu und ich sagte ihm, dass ich noch heute in Granada unsere Steuerberaterin beauftragen würde, die Papiere entsprechend zu ergänzen. Wir trennten uns in einem freundschaftlichen Bewusstsein, dass wir die Situation noch einmal gerettet hatten. Als wir schließlich in Frankfurt ankamen, lag schon eine Nachricht im Faxgerät. Darin gaben Manolo und Rosa klar zum Ausdruck, dass sie mit der ausgehandelten Lösung nicht einverstanden seien und dass sie stattdessen von sich aus vorschlagen wollten, die Gesellschaft aufzulösen. Damit waren wir schließlich auch einverstanden, obwohl wir keine Ahnung hatten wie wir die Bodega alleine managen sollten, zumal etwa 12.000 Liter des Jahrganges 1999 noch in der Bodega reiften. Aber der Gedanke Manolo und den Alptraum der ständigen Unregelmäßigkeiten endlich loszuwerden ließ uns die Trennung mit Freude betreiben.

Es folgte eine lange Zeit der Vermögensauseinandersetzung, alles per Fax, und nach zwei Monaten hatten wir eine für beide akzeptable Liste erstellt in der stand, wem was gehören sollte. Im Wesentlichen ging es um einige Fässer, kleine Edelstahldepots und kleines Gerät, das Manolo gehörte. Der Wein wurde nach einem besonderen Schlüssel aufgeteilt. Als wir dann wieder da waren dokumentierten wir die Auflösung der Gesellschaft vor einem Notar im kleinen Örtchen Orgiva. Wir brauchten zwei Termine dazu, denn am ersten ließ uns Rosa einfach sitzen, sie erschien nicht und erklärte später, dass sie keine Lust gehabt hätte. Beim zweiten Anlauf klappte es schließlich und uns fiel ein großer Stein vom Herzen. Wir waren endlich frei. Was waren das für Menschen, die so wenig soziale Verantwortung zeigten und uns bzw. unser Geld wie selbstverständlich zu ihrem eigenen Vorteil nutzten? Manolo stammt aus Guadix in der Provinz Granada und Rosa ist Katalanin. Ungeachtet ihrer Herkunft glaube ich, dass sich die beiden einen übersteigerten Individualismus, man könnte es schon Egoismus nennen, angeeignet haben. Hinzu kommt ein nicht unbedeutendes Quäntchen Eitelkeit. Diese Eigenschaften der beiden haben das gemeinsame Vorhaben von Anfang an zum scheitern bringen müssen. Ich wollte das nicht sehen, denn dahinter stand ja die Verwirklichung meines Traumes, und Träume aufzugeben war noch nie meine Sache.

Wie sollte es jetzt weitergehen? Zwar hatten wir auf dem Papier alles geregelt aber Manolo hatte noch unendlich viele Sachen in unserer Bodega, außerdem gab er vor sich weiterhin um den 99er Wein kümmern zu müssen, der ja schließlich noch uns beiden gehörte. Bis er endlich seine Sachen, einschließlich ein paar Plastikfässer in denen Essig reifte, wegnahm vergingen Monate, aber irgendwann war es soweit. Die Bodega gehörte jetzt voll und ganz uns. Noch aus den Zeiten der Genossenschaft standen und

lagen allerhand Gegenstände, alte Kisten und Verpackungsmaterial sowie unendlich viele Kellerbücher herum, die entsorgt werden mussten. Es musste entrümpelt werden, das war die erste eigene Entscheidung in Sachen Bodega. Dies wollten wir gleich mit einigen baulichen Verbesserungen verbinden und so kam unser alter Freund Pepe wieder ins Spiel. Pepe war der Baumeister aus Albondon, der Ende der 70iger Jahre unser Cortijo in der Sierra de la Contraviesa gebaut hatte und der zu einem sehr guten Freund wurde. Ich kenne keinen anderen Menschen, der so hilfsbereit wie Pepe ist und soviel Phantasie bei der Lösung von Problemen entwickelt wie er. Seine Tochter, die wir schon als kleines Kind kannten, hat eine Steuerberaterpraxis eröffnet und ist jetzt das „Mädchen für alles Administrative" unserer Bodega. Wie ein Engel aus einer anderen Welt kam uns Antonio zu Hilfe. Antonio ist ein kleines, wohlgemerkt ein kleines, Schlitzohr, seinem etwas untersetzten und eher zierlichen Körperbau sieht man die immensen Kräfte, die er entfalten kann, überhaupt nicht an. Antonio ist intelligent, gepaart mit einer ausgeprägten praktischen Veranlagung. Er arbeitete für die Genossenschaft in der Kellerei, kannte sich also bestens dort aus. Sein Engagement für unser Vorhaben, dem wir den Namen „Bodega Los Barrancos" gaben - dies knüpfte an einen von der Genossenschaft genutzten, aber nicht geschützten Namen, an, war der Grundstock des Neubeginns, oder richtiger gesagt, des wirklichen Beginns unserer Karriere als Bodegueros. Die Zusammenarbeit mit Manolo hatte geendet bevor sie überhaupt richtig begann.

Jahre später, als Antonio uns mal wieder beim Abfüllen half, kam das Gespräch auf Manolo und wir mussten uns kaputt lachen über seine gelegentliche Grobschlächtigkeit. Er wollte, häufig gegen alle Vernunft mit dem Kopf durch die Wand. Die Abfüllanlage, die gleiche, die wir heute noch haben, erschien mir seinerzeit wie ein unzähmbares Monster. Immer war etwas los. Mal füllte sie die Flaschen nicht richtig voll, mal vergaß sie bei der einen oder anderen Flasche den Korken hereinzudrücken und wenn sie ganz schlecht gelaunt war fielen die Flaschen um und einige zerborsten unter Hinterlassen einer riesigen Sauerei. Manolo hatte immer Theorien warum etwas nicht funktionierte und immer war es die gleiche Art wie der Fehler behoben werden sollte: irgendein Teil wurde abgeschraubt und mit einem Hammer bearbeitet und dann wieder angeschraubt. Dass etwas verbogen sei war die Standardannahme. Manchmal funktionierte diese Rosskur auch, doch vielfach trat sofort ein neuer Fehler auf. Antonio und ich waren uns einig, dass diese Behandlungsverfahren eine Art Strafe für die Maschine sein sollten, denn Manolo kannte sich in der Technik viel zu wenig aus um gezielt eine sinnvolle Manipulation vorzunehmen. Wenn Antonio, der damals zusammen mit seinem Bruder beim Abfüllen half, einen alternativen Vorschlag machte, dann war das von Vorneherein ein Flop, denn Manolo wusste es immer besser. Die

größte Autorität war José Morrón, der Techniker der Bodegas Lardón in Albondon. Wenn es überhaut nicht mehr weiterging wurde er zu Hilfe gerufen. Er kam in seiner uralten „furguneta" und nach ein paar Stunden war der Fehler meist tatsächlich behoben. Auch er war ein Anhänger des Geradeklopfens und so konnte die Prozedur des Abfüllens für viele Stunden abgebrochen werden um bis in die Eingeweide der Maschine vorzudringen und sie zurechtzubiegen. Ich stand dabei und hatte grenzenloses Vertrauen in die Sachverständigen. Manchmal tat es mir dann allerdings doch weh, wenn es mit grobem Werkzeug auf ein High Tec-Gerät losging. Heute ist Antonio der Spezialist, er hat den Mechanismus der komplexen Anlage völlig verstanden und hat sie im Griff. Wir füllen sechs Tage hintereinander von morgens bis abends ab, ohne nennenswerte Verzögerungen durch technische Defekte. Worin das Geheimnis wohl letztlich liegt? Antonio ist überzeugt, dass die Maschine nur für eine bestimmte Leistung pro Stunde konstruiert ist, obwohl sie ihre Geschwindigkeit theoretisch verdoppeln könnte, und so war sie in Manolos Zeiten immer eingestellt. Ich glaube aber, dass es mehr als das ist. Es hat etwa mit dem sich einfühlen können zu tun, das konnte Manolo nicht, weder bei Maschinen noch bei Menschen, in dieser Eigenschaft hat Antonio einen natürlichen Vorteil.

Außer dem Rebgarten hinter der Bodega, den wir „Cerro de la Retama" tauften, verfügten wir über keinerlei Trauben. Eine der ersten Aufgaben war also sich um neues Rebland zu kümmern. Bei dieser Gelegenheit lernten wir Paco Sabio kennen. Dieser Mann war ein ganz krummer Typ. Unsere langjährigen Helfer und Freunde im Cortijo, Manuel und José hatten erfahren, dass die Bäckersfrau in Torvizcon Land, das z.T. auch Bepflanzungsrechte hatte, auf der Contraviesa verkaufen würde. Wir gingen zu ihr und erklärten unsere Wünsche. Eine riesengroße Mandelplantage, die zum Anwesen gehörte, war das Problem, denn noch mehr Mandeln wollten wir wirklich nicht. Es ging hin und her, mal wollten wir die Mandeln dann wieder verkaufen, mal wollte die Bäckersfrau sie behalten. Eines Tages erfuhren wir, dass Paco das ganze Land gekauft habe und wir uns jetzt mit ihm auseinanderzusetzen hätten. Bei meinem nächsten Besuch, im Monat Februar, hatte Manuel ein Treffen mit Paco arrangiert. Als ich die Contraviesa mit ihren wunderbar blühenden Mandelbäumen bei stahlblauem Himmel hochfuhr, standen, wie zufällig, Manuel, Paco und sein Geschäftspartner Juan an der Strasse. Ich hielt und Paco und sein Freund sagten, dass sie mich sprechen wollten. So verabredeten wir uns in einer Stunde in unserem Cortijo. Ich war gerade damit beschäftigt die Solarzellen auf dem Dach zu befestigen, da kamen die beiden den Weg hinuntergefahren. Paco hatte eine schwarze Lederjacke an, sein vernarbtes Gesicht, hatte die Züge eines Abenteurers und wäre da nicht sein Freund gewesen, der ein sehr verbindliches Wesen hatte, ich hätte mich mit diesem Mann nicht über den Kauf von Land unterhalten können. Er redete immer von einer

Anzahlung, die wichtiger als alles andere schien und das machte mich stutzig. Juan erzählte, dass er eine Baufirma hätte und die ganze Rodung des Landes sehr preisgünstig machen könnte, außerdem sei es keine Schwierigkeit ein Wasserbecken anzulegen, da es auf dem Grundstück viel Wasser gäbe, überhaupt sei es das beste Stück Land in der Contraviesa für Rebgärten. Das klang alles recht gut, wenn da nicht das Thema der Anzahlung, die er sofort haben wollte, gewesen wäre. Ich wollte diesem Mann kein Geld ohne wirkliche Sicherheit zu haben, geben. Zu einem Notar gehen und einen vorläufigen Vertrag unterschreiben wollte er auch nicht. So verblieben wir schließlich, dass ich aus Deutschland anrufen würde und wir dann den Vertrag beim nächsten Besuch machen und das Geld dann insgesamt beim Notar bezahlen würden. Am folgenden Tag sahen wir uns noch zusammen das infrage kommende Land an und verabschiedeten uns, so jedenfalls war mein Gefühl, im Einvernehmen, dass wir das Geschäft unter Dach und Fach bringen würden. Ich rief tatsächlich zwei Wochen später bei Paco Sabio an, er war erheblich weniger freundlich als bei unserem Treffen und erklärte mir, dass er an dem Geschäft nicht mehr interessiert sei. Daraufhin sagte ich ihm, dass dies keine feine Art sei mit potentiellen Kunden umzugehen und, dass bei einem Ehrenmann das Wort gälte und legte auf. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ein Alpujarreño? Später, als wir dann mit Marco Rodriguez über den Kauf der Finca Cuarto Hermanas verhandelten, überbrachte uns unser Freund Manuel von Paco Sabio die Botschaft, dass wir sein Land nun doch kaufen könnten, aber ich diskutierte die Option dann schon gar nicht mehr. Das Land, das wir jetzt für Rebgärten in Aussicht hatten, war wunderschön. Es lag auf dem Kamm der Sierra in einer geschützten Talmulde mit grandiosen Ausblicken auf Sierra Nevada und das Mittelmeer. Wir wurden schnell handelseinig und bereits am nächsten Tag saßen wir uns beim Notar in Orgiva gegenüber. Etwa 4,5 Hektar gingen in unseren Besitz über, dazu noch die entsprechenden Pflanzrechte für Rebstöcke. Wir waren rundum zufrieden. Die Finca war einer jener magischen Orte, an dem man nachts in den glänzenden Sternenhimmel schauen oder an dem man den Sonnenuntergang hinter den fernen Bergen im Westen beobachten möchte und wo die schneebedeckten Gipfel des Mulhacen oder des Pico de Veleta purpurfarben aufleuchten. Die jahrhundertealten Dörfer an den Abhängen der mächtigen Sierra Nevada gegenüber auf der anderen Seite des Guadalfeo-Tales sahen aus als grüßten Sie herüber aus einer fernen, längst vergangenen Zeit. Hier war Morisken-Land.

Im kommenden Frühjahr sollte gepflanzt werden. Das konnten wir natürlich nicht alleine machen und einen wirklichen Spezialisten gab es in der näheren Umgebung auch nicht. So rief ich einen deutschen Bekannten, der in Katalonien in einer Kellerei arbeitete, an und wollte wissen, ob er uns, ganz offiziell, als Berater zur Verfügung stehen könne. Er verneinte dies,

empfahl uns aber sich an Toni Alcover zu wenden, der eine ähnliche Tätigkeit in seiner Kellerei ausübte und daneben selbst eine Kellerei im Priorat hatte. Ich rief Toni an, erklärte ihm unser Vorhaben und sehr schnell waren wir uns einig. Im Spätsommer wollte er kommen, sich alles ansehen und detaillierte Vorschläge für die Rebbepflanzung unterbreiten. So geschah es. Toni kam, war begeistert von dem Land und eine Woche später wurden in Frankreich, bei einer von Toni empfohlenen Rebschule 18.000 gepfropfte Pflanzen von Tempranillo, Cabernet Sauvignon und Merlot bestellt. Die Auswahl dieser Rebsorten erklärte sich durch die Vorlieben von Isabel und mir. Ihr hatte es der Merlot angetan und dabei dachte sie nicht etwa an den „Petrus". Mir hatten viele Weine imponiert in denen der Tempranillo den spanischen Charakter ausmachte und ein kleiner Anteil Cabernet das Rückgrat bildete. In jenen Tagen hatte ich eine besondere Vorliebe für den Syrah, aber Toni meinte, dass der Ort der Rebgärten zu windig sei für diese Sorte. Es wurde schließlich verabredet, dass Toni im Januar wiederkommt und wir bis dahin alles organisiert haben zum Pflanzen. Die alten Rebstöcke wurden mit dem Traktor ausgerissen, der ganze Boden umgegraben und die Feigenbäume, bis auf einige wenige, gefällt. An der tiefsten und am besten geschützten Stelle des Landes sollten die etwa 800 Stöcke Merlot gepflanzt werden. Die entsprechend gepfropften Pflanzen wurden Anfang Januar in Bündeln aus Frankreich geliefert. Im Februar war es dann soweit: bei strahlendem Wetter wurde, wieder mit Hilfe eines Traktors, gepflanzt. Kaum steckten die jungen Pflanzen in der Erde, begann es zu regnen. Es sollte eine längere Regenperiode werden. Als wir dann an Ostern wieder kamen, hatten alle Pflanzen grüne Triebe und sahen gesund und stark aus. Das neue Land begann ein sehr schöner Rebgarten zu werden, was mich mit einem gewissen Stolz erfüllte.

Was ich im Umgang mit den Reben und dem Wein wirklich gelernt habe ist geduldig zu sein. Zwar gab es schon im ersten Jahr eine kleine Menge Trauben an den Stöcken, aber erst im dritten Jahr haben wir eine richtige Lese gemacht, deren Ergebnis wir zu Wein verarbeitet haben. In jenen Tagen war meine größte Sorge, dass wir niemanden hatten, der den späteren Wein überhaupt machen konnte. Mit Manolo hatten wir die Zusammenarbeit aufgekündigt, das heißt er kam nicht in Frage. Toni wollte sich in Katalanin nach einer geeigneten Person umsehen, aber im gleichen Atemzug war er auch skeptisch, dass dies gelingen würde. Wer wollte sich schon aus der Nähe von Barcelona in ein andalusisches Nest wie Cádiar verfrachten lassen? Wie schon so oft in diesem Projekt geschah ein wahres kleines Wunder. Eines Tages klingelte in Frankfurt zuhause das Telefon. Eine spanische Stimme verlangte nach Isabel und nachdem sie am Hörer war, erzählte ein fremder, junger Mann, dass er sich gerne für einen Job in der Bodega bewerben würde. Er war Chemiker, hatte ein Zusatzstudium in Önologie absolviert und wollte gerne in der Provinz Granada arbeiten, wo er

herstammte. Seine Liebe zur Natur würde ihre Erfüllung am besten in der Umgebung seiner Heimatstadt finden. Nach einigen Diskussionen riefen wir ihn wieder an und verabredeten uns an einem Montag Morgen vor dem alten Café Suizo an Granadas Puerta Real. Ein sympathischer junger Mann stellte sich als César Ortega vor und begründete seinen Wunsch bei uns zu arbeiten. Er hatte sich zunächst an Manolo gewandt und da dieser niemanden suchte, verwies er ihn an uns. Es dauerte nicht lange bis wir uns einig waren: César sollte im Oktober, zur Lese des Jahres 2000, anfangen. Wir mussten ihn aus privaten Mitteln finanzieren, da ja die Bodega noch keinerlei Profit abgab. César war ein ruhiger Mensch, nicht aufgeregt und es machte mir außerordentlich viel Spaß mit ihm über Wein und das Weinmachen zu sprechen. Er hatte eine sehr wissenschaftliche Art die Dinge zu sehen und wir kamen sehr schnell zu einer großen Übereinstimmung in der Philosophie wie wir bei Los Barrancos Wein machen wollten. Er sollte zu allererst das Terroir reflektieren und nicht durch technische Tricks verändert werden. 1300 Meter über dem Meeresspiegel und Schieferböden, das sollte man schmecken! César hatte Freude an der Natur, er wollte in der Sierra Nevada wandern und Vögel sowie andere Tiere beobachten, seine Freundin war Biologin und teilte offenbar seine Leidenschaft für die Natur. Auch beim Wein sollte der Respekt vor der Natur der Leitgedanke sein und so kamen wir schon sehr früh zu dem Schluss okologischen Rebbau betreiben zu wollen.

Der Herbst kam und mit ihm die erste eigene Weinlese. César war natürlich dabei und Antonio mit seiner „novia" Ana. Dazu Manuel und José, die beiden „Sorvilaneros", unsere treuen Seelen, die sich seit Jahrzehnten um das Land unseres Hauses gekümmert und nun auch mitgeholfen haben die Rebgärten zu pflanzen. Dazu kamen noch drei Rumänen, die wir als Hilfsarbeiter in Cádiar rekrutieren konnten. Mit dieser Mannschaft wurde gelesen. Toni kam und legte aufgrund der Analysenwerte und der Begutachtung des Zustandes der Beerenkerne, den genauen Zeitpunkt des Beginns der Lese fest. Wir fingen mit dem Merlot an, dann kamen die Tempranillos des Cerro de la Retama und der Ventilla dran und schließlich Cuatro Hermanas. Am Schluss dann der Cabernet, ebenfalls bei Cuatro Hermanas. Bei der ersten Lese hatte ich für das Auto, ein kleiner Suzuki-Geländewagen, noch keinen Anhänger und so bedeuteten diese Tage für mich kontinuierliches Autofahren. Wenn etwa zehn Kästen voll gelesen waren, musste ich sie in die Bodega schaffen. Bei dieser ersten Lese waren die Erträge noch gering und so war das ganze in knapp drei Tagen fertig. Wir übernahmen die Methode der Vinifikation von Manolo, da sie ja zu sehr guten Weinen führen konnte, wie wir wussten. Dabei wurden die Trauben in der Entrappungsmaschine entrappt und dann per Schlauch direkt in den Tank gepumpt. Dort kamen die Beeren teilweise noch vollständig an. Nach etwa drei Tagen setzte die Gärung ein und der Tresterhut wurde täglich, morgens und abends, von César mit

einer langen Holzstange heruntergedrückt. Dieses vom Schreiner in Cádiar gezimmerte Konstrukt verfügte am Ende über einen kleinen Querbalken und war in der Form einem Besen nicht unähnlich. Wir führten demnach ein den Cosechero-Weinen der Rioja Alavesa ähnliches Gärverfahren durch. Der Vorteil bestand in einer schönen Ausprägung und Bewahrung der Fruchtaromen. Am Schluss des Prozesses wurde die Maische in der hydraulischen Presse ausgepresst und dieser Wein dem im Tank zugesetzt.

Bereits bei der ersten Lese der neugepflanzten Stöcke, stellte sich heraus, dass die Beeren des Tempranillo auf dem etwas älteren Rebgarten hinter der Bodega, den wir Cerro de la Retama nannten, deutlich kleiner waren als die der Rebstöcke von Cuatro Hermanas. Das war auch das äußere Zeichen dafür, dass es tatsächlich Unterschiede zwischen den einzelnen Lagen gab. Auch die späteren Weine zeigten es deutlich: der „cerro" war intensiver gefärbt, hatte mehr Tannine und einen angedeuteten Bitterton. So kamen wir auf die Idee den „Cerro de la Retama" in neuen Barriques auszubauen und aus ihm eine „Edelmarke" in kleiner Auflage zu machen. Zunächst erhielten beide Weine das gleiche Etikett, jeweils mit den unterschiedlichen Namen. Als sich auf der Messe in Düsseldorf dann herausstellte, dass die beiden Weine äußerlich fast kein Unterscheidungsmerkmal hatten und Kritiker wie Konsumenten gleichermaßen verunsichert waren, erhielt der „Cerro" ein schlichtes weißes Etikett. Aber auch das sollte nicht von Dauer sein.

Neben all der Geschäftigkeit in der Bodega habe ich in diesen Tagen auch erstmals in vollem Bewusstsein den Herbst in den Alpujarras erlebt. Es rann nur noch tropfenweise aus dem Hahn des Brunnens. Der lange, heiße Sommer hatte das Wasser verbraucht. Die Berge waren mit goldgelbem Stroh bedeckt, dazwischen standen die Mandelbäume mit ihrem noch immer zartgrünen Laubwerk. Unter ihnen hatten die Bauern grüne Netze ausgebreitet und man hörte sie mit langen Stangen an die Äste schlagen. Es wird eine gute Ernte, sagten sie, im Frühjahr hat es viel geregnet und die viele Sonne im Sommer hat die Nüsse gut reifen lassen. Dagegen haben die Feigen das regenarme Sommerklima übelgenommen und sind klein geblieben, auch gibt es wenig von ihnen. Aber mancher Feigenbaum, der einen günstigen Standort hatte, trug wunderbar süße und aromatische Früchte. In ihnen war der ganze Sommer konzentriert und beim Genus wurden Erinnerungen wach. Wie einzigartig ist doch die Feige! Sie bleibt nur am Baum über eine kurze Zeit genießbar, es sei denn man trocknet sie an der Sonne. Aber was sind schon Trockenfrüchte gegen die saftigen Originale!

#*Victor Hehn*, ein sehr bekannter Kulturhistoriker und Goethebiograph, zitiert *Hipponax von Ephesos*, einen griechischen Satiriker des 6. Jahrhunderts v. Chr., der geschrieben haben soll

„die Feige ist die Schwester des Weinstocks“. Tatsächlich war im antiken Griechenland der Feigenbaum dem Dionysos geweiht. Die Bilder dieses Gottes wurden deshalb oft aus Feigenholz geschnitzt. Diese geistige Verwandschaft von Feige und Wein erklärt vielleicht auch warum der Feige aphrodisische Wirkungen zugeschrieben wurden. Auch die Römer haben ihr eine sexuelle Bedeutung gegeben. Etymologen behaupten das lateinische Wort ficus für Feige leite sich von fecundus (= fruchtbar) ab. Von hier ist der Weg auch nicht mehr weit zum berühmten „Feigenblatt“. Nachdem Adam und Eva sich die verbotenen Früchte vom Baum der Erkenntnis geholt hatten, wurden sie sich ihrer Nacktheit bewusst und versteckten ihre Scham hinter einem Feigenblatt. Die Kunstgeschichte hat uns unzählige Überlieferungen dieser Legende hinterlassen und im Koran ist die kurze 95. Sure der Feige gewidmet. Der Grund warum es in der „Finca cuatro Hermanas“ nach dem Roden und der Neubepflanzung heute noch zwei Feigenbäume gibt ist, dass José und Manuel unbedingt ein schattiges Plätzchen haben wollten unter dem sie bei der Lese ihr Frühstück einnehmen konnten. Obwohl ich anfänglich alle Feigenbäume ausreißen wollte, bin ich jetzt froh, dass wir es nicht getan haben. Wein und Feigenbäume gehören auch aus ästhetischen Gründen zusammen!

Zum Zeitpunkt als ich dieses Büchlein zusammenstellte, hatten wir den Jahrgang 2010 vom Cerro de la Retama und den 2011 vom neuen „Loma de los Felipes“ gerade abgefüllt. Beide Weine erschienen mir sofort wie die Erfüllung meines Traumes vom eigenen Wein. Beide waren eine Symphonie von zarter Frucht, feinen Würznoten und einer perfekten Struktur. Diese Weine sind das schönste, denkbare Kompliment, welches uns das Land geben konnte. Dafür bin ich dankbar.

Ausklang

„Wehmut ist nichts als die sanfte Musik der Vergänglichkeit, ohne welche das Schöne uns nicht rührt” schrieb Hermann Hesse einst in seinem Essay „Mittagsrast” (Wanderung). Wenn am Morgen die ersten Sonnenstrahlen über den Berg hinter mir auf das gegenüberliegende, verwaiste Dorf scheinen und es golden aufleuchten lassen, höre ich sehr deutlich die Melodie der Vergänglichkeit und empfinde tatsächlich so etwas wie Wehmut. Dieses Dorf war einmal voll Leben und wir waren auf eine besondere Art daran beteiligt. Jetzt sind die Menschen alle weg und die Steine, die da morgens im Licht erstrahlen gemahnen daran wie vergänglich doch alles Glück und alles Schöne ist. Obwohl sie bereits im Verfall begriffen sind, haben diese Häuser ihre spröde Schönheit behalten, die nicht im Ästhetischen liegt, sondern in ihrer langen Vergangenheit und den damit verbundenen Geschichten. Im Angesicht dieser Häuser begann

meine Liebesgeschichte mit den Alpujarras. In meiner Erinnerung war immer schönes Wetter, selbst wenn es regnete, so wie es auch in meinen Irnberger Kindertagen war.

Abb. 31: Der Blick auf das verlassene Dorf (genannt „Los Ruices") gegenüber dem kleinen Tal vor unserem Haus. Foto von 2012.

An einem herbstlichen Sonntagmorgen öffnete ich eine Flasche Champagner, die mir ein Freund einige Tage vorher als Gastgeschenk daließ und ich sah die Bläschen im Glas vom Boden nach oben steigen. Es waren die Tonleitern Beethovens, die von unten emporsteigen, vom Irdischen zum Himmlischen, im Gegensatz zu den Tonsequenzen Mozarts, die beinahe immer den umgekehrten Weg gegangen sind: vom Göttlichen herunter zur Menschheit. Nach der Flasche Champagner fühlte ich mich wie der Alte in Tizians Bacchanal von Andros. Ich entledige mich meiner Kleider, lege mich blinzelnd in die goldene Herbstsonne und träume von Musik, Tanz und schönen Körpern.

Über all der reifen Natur wölbt sich ein stahlblauer Himmel und spendet verschwenderisch sein goldenes Licht. Aus der Schläfrigkeit des Sommers ist wieder Aktivität entstanden. Sie fahren mit kleinen Lastwagen durch die kurvenreichen Strassen der Alpujarras, beladen mit viereckigen Plastik-Kästen in denen sich die Ernte befindet. Oder sie gehen neben ihren mit gleicher Last schwerbeladenen Mauleseln. Überall sieht man Menschen in Bewegung, in den Feldern an den Mandelbäumen und gelegentlich auch schon in den Rebgärten. Die Frauen tragen bunte Kopftücher und lange Röcke, die Männer arbeiten häufig mit entblößtem Oberkörper. Immer wieder eröffnen sich Szenen, die an die Bauern- und Landschaftsbilder Goyas erinnern. Das scheinbar so lustige Treiben hat eine eigene Dynamik. Vor Einbruch der Dunkelheit brechen sie auf, packen ihre Sachen zusammen und unterhalten sich laut über die Erlebnisse des Tages, dass ein Stimmengewirr durch die Täler schwingt. Und dann, beinahe plötzlich, wird es stiller. Die Sonne ist hinter dem Bergrücken verschwunden, noch reflektiert der Himmel das goldene Licht. Aber bald glüht es kurz violett auf um in einen kalten Silberton überzugehen. Hier und da wird noch eine Stimme oder ein fernes Hundegebell vom Wind herübergetragen und dann ist Stille, bis zum nächsten Tag.

Am Sonntag ist in den Alpujarras jedenfalls besonders viel los. Dann stehen überall am Wegesrand Autos, häufig mit Nummernschildern der Nachbarprovinz Almeria. Dort nämlich leben und arbeiten die Söhne und Töchter der einstigen Bauern aus den Alpujarras. In den grauenvoll anzusehenden Gewächshäusern aus Plastikfolie wird richtig Geld verdient. Ganz Europa verschlingt die Tomaten und Paprika aus Almeria und die glitzernd neuen Geländewagen der jungen Leute zeigen, dass es ihnen materiell gut geht. Trotzdem vergessen sie ihre Herkunft

nicht und kommen sonntags zur Erntezeit auf das Land ihrer Eltern. Auch bei uns im Tal ist Hochbetrieb, ich sehe Leute, die ich in all den Jahren noch nie gesehen habe. Dieses Jahr gibt es nicht nur eine phantastische Mandelernte von guter Qualität, sondern erstmals seit vielen Jahren wird auch für das Kilo wieder ein vernünftiger Preis bezahlt. Jeder kennt den Grund dafür: der Dollar ist sehr teuer, daher kaufen die Marzipanfabriken und anderen Mandelverwerter nicht mehr die einst billigeren kalifornischen Nüsse, sondern holen sie sich in Spanien. Dies hat mir ein Bauer erzählt. Vor zwanzig Jahren wusste keiner was ein Dollar ist, geschweige denn wo Kalifornien liegt. Der Herbst bringt den enormen Strukturwandel in dieser Gegend deutlich ans Tageslicht.

Der Herbst ist der Lohn des Jahres. Nur wer an der richtigen Stelle und im richtigen Moment gesät und vorausgeplant hat wird eine gute Ernte einfahren. Nicht anders ist es im Leben eines Menschen. Mit dem einzigen - aber unübersehbaren - Unterschied, dass es nur einen einzigen Herbst und eine einzige Ernte gibt. Die Natur regeneriert im Winter, der Mensch stirbt in seiner Eiszeit. Die Jahreszeiten als Allegorie für das Leben: ein uraltes und von vielen Künstlern aufgegriffenes Thema. Dennoch ist seine Aktualität immer wieder faszinierend. Der Herbst ist eine leidenschaftliche Jahreszeit. Die Natur ist reif und glüht vor ihrem Absterben noch einmal auf. Der Reiz des Abschiedes und die Sehnsucht nach dem Neuen sind die Triebfedern denen die Natur folgt. Ich hatte einmal den großen Wunsch einen Roman zu schreiben. Dazu haben allerdings weder meine Phantasie noch meine Ausdauer gereicht. Eines war allerdings immer klar: es sollte eine Liebesgeschichte werden und sie sollte im Herbst beginnen.

Nach getaner Arbeit und dem Einfahren der Ernte beginnt eine Zeit des Müßigganges. Der Herbst versinnbildlicht auch dieses. Einmal habe ich in den Alpujarras während jener Jahreszeit die „Geschwister Tanner", ein merkwürdig lyrisches Buch von *Robert Walser* gelesen. Eigentlich passierte darin nichts, oder fast nichts. In langen Vorträgen erzählten die Protagonisten, allen voran Simon Tanner, von ihrem Leben, ihren Erfahrungen und ihren Gedanken. Die wunderschöne Sprache hat mich fasziniert und war dem empfindsam kontemplativen Inhalt angemessen. Jeder Satz las sich, als sei er ein geflügeltes Wort. Ein im wahrsten Sinne des Wortes bezauberndes Buch, das ich in der beschaulichen Einsamkeit eines Altweibersommers wirklich genießen konnte. Eben jener vermutlich autobiographische Simon Tanner hat den Müßiggang gepflegt und auf eine irgendwie sympathische Art demonstriert, dass es nicht darum gehen kann die Zeit nur sinnvoll auszufüllen, da diese ja durch das eigene Dasein bereits ausreichend ausgefüllt ist. Es geht ihm vielmehr um das bewusste Erleben des „da seins".

Das Laub des gerade gelesenen Weins begann sich zu färben. Neben noch saftig grünen Blättern erkannte man bereits manch gelbe und feuerrote. Die Leute hier mögen zuckerreiche Moste, denn der Alkoholgehalt ist das einzige Qualitäts-Kriterium, deswegen werden sie mit der Lese wohl noch etwas warten. Die reifen Früchte der Kaktusfeigen sind zu Boden gefallen, haben dort zur gären begonnen und verströmten den feinen Duft von Alkohol, der über dem Boden hängt und wieder an den Wein erinnerte.

Nicht immer ist Herbst in den Alpujarras ein "veranillo de membrillo" (Altweibersommer), d.h. mit Sonnenschein und Wärme. Die Natur hat uns heute in der ersten Oktoberwoche die berüchtigte „gota fria", den Kalten Tropfen, geschickt. Wir befinden uns mitten in der Weinlese und es war bisher herrliches Herbstwetter. Heute Morgen dann dichter Nebel über der Contraviesa und Regen. Stundenlang. Die Temperatur ist um einige Grade gefallen. Es blieb dunkel draußen. Die Berge waren mit Nebelschwaden behangen, und ich freute mich den ganzen Tag darauf heute Abend ein Feuer zu machen. Mittlerweile ist es dunkel geworden, Blitze zucken durch die Nacht und der nachfolgende Donner zeigt an, dass das Gewitter noch recht weit entfernt ist. Im Kamin knistert es und ich fühle mich trotz allem wohl.

Wie oft habe ich nicht schon von meiner Liebe zu diesem Landstrich und seinen Menschen geschwärmt! Gestern Abend brachte ich Manuel mit seiner Mandelschälmaschine zurück in sein Gehöft. Auf dem Wege dahin begann es plötzlich fürchterlich nach Benzin zu riechen. Ich stieg aus dem offenen Wagen aus und sah sofort, dass sich ein richtiger Benzinstrom aus dem Hinterteil des Wagens auf den Weg ergoss. Es war klar, dass es nur eine Frage von Minuten sein könnte bis der Tank leer war. Ich versuchte mir vorzustellen wie man heute Abend noch einen Abschleppwagen organisieren könnte, wo ich gegebenenfalls die Nacht verbringen würde und was mit dem offenen Garagentor passieren sollte. Dies habe ich notdürftig in meinem mangelhaften Spanisch Manuel zu kommunizieren versucht. Er sagte nur „un momentito" und verschwand unter dem Auto. Er fragte nach Werkzeug, stöhnte verzweifelt und wischte sich immer wieder die Hände vom herauslaufenden Benzin ab. Dann stand er auf und fragte mich ob ich ein kleines Stück Draht hätte. Sein Gesicht drückte Anspannung aus. Ich fand etwas Passendes und er verschwand erneut unter dem Auto. Nach kurzer Zeit stand er auf und ich habe kaum jemals in ein strahlenderes Gesicht geschaut, das Freude und Stolz ausdrückte. Er hatte es geschafft. Es lief kein Benzin mehr aus. Wieder einmal gab Manuel eine eindrucksvolle Demonstration des Genius Loci. Hier sind die Menschen praktisch veranlagt, sie denken geradeaus, was einfache Problemlösungen möglich macht. So schön dieses Erlebnis auch war, es hat doch gleichzeitig wieder einmal sehr

klargemacht wie es sein könnte, wenn die physische Verbindung mit der Außenwelt zusammenbricht. Meine Situation ist fragil, zumal an Tagen wie diesen, an denen es regnet und der Weg zum Haus von Stunde zu Stunde schwieriger zu befahren wird. Aber dies ist eben ein Stück des Abenteuers namens Alpujarra.

Abb. 32: Das verschneite Land rund um unser Haus (Corral de Castro) im Winter 2009

Ganz konkret kam mir meine Verwundbarkeit zum Bewusstsein als ich eines eisigen Wintertags vor dem Haus auf Glatteis ausrutschte und hinfiel. Gott sei Dank war Isabel auch da. Unter gewaltigen Schmerzen konnte ich mit Mühe und Not gerade noch aufstehen. Ich muss in einer Art Schockzustand gewesen sein, denn ich konnte meine Schmerzen nicht auf irgendeinen speziellen Körperteil lokalisieren. Das alles spielte sich etwa eine halbe Stunde vor unserer geplanten, endgültigen Abreise nach Deutschland ab. Autofahren konnte ich nicht, denn es stellte sich heraus, dass der linke Arm völlig bewegungsunfähig war. Nach einigem Überlegen kamen wir zu dem Schluss Antonio anzurufen, denn er ist der bei weitem der pragmatischste unserer Alpujarra-Freunde. Er sagte auch sofort zu uns mit seinem Geländewagen aus unserer Falle herauszuholen. In knapp einer Stunde sei er da. Daraus wurde nichts, anstatt kam er nach fast 90 Minuten den Weg zu Fuß herunter. Der Weg sei so verschneit, dass er sich selbst mit seinem Auto nicht getraut habe herunterzufahren. Aber mit dem Land Rover kämen wir schon hoch. So wurde es dann gemacht. Isabel musste zweimal aus Angst vor einem bevorstehenden Abrutsch das Auto verlassen. Nach über zwei Stunden waren wir endlich in den „Urgencias" von Cádiar, von wo, wegen eines ausgefallenen Röntgengerätes, die Reise per Ambulanz ins Krankenhaus von Motril ging. Dort stellte man eine Oberarmfraktur fest. Alleine wäre ich in dieser Situation völlig verloren gewesen. Diese Art von Abenteuer braucht wirklich kein Mensch!

Ein Jahr später: Kurz nach drei Uhr in einer stockfinstereren Oktobernacht werde ich durch ein merkwürdiges Grummeln draußen aufgeweckt. Vielleicht ist es ein Flugzeug, denke ich und schlafe wieder ein. Es dauert nicht lange bis ich das Geräusch als Donner identifizieren kann und tatsächlich, das Wetterleuchten fehlt auch nicht. Langsam schwillt der Donner an und geht in ein kontinuierliches Paukensolo über. Auch die Blitze scheinen jetzt gar nicht mehr aufhören zu wollen und es ist taghell draußen mit einem weißen halogenartigen, Licht. Es fängt an zu regnen, zunächst nur ein harmloses Plätschern, dann immer mehr bis es ein lautes Gehämmer gegen Fenster und Dach ist. Ich stehe auf um mir das Naturschauspiel von Fenster aus zu betrachten und sehe die milchig-weiß erhellte, zuckende Landschaft in dichten Nebel eingehüllt, die Pinien biegen sich im Wind und heulen. Die Blitze zucken vertikal über den Himmel Was für eine gewaltige

Kraft ist hier am Werk! Gebannt sehe ich hinaus und beim Anblick dieses unwirklichen Schauspiels läuft mir ein Schauer über den Rücken. Ich beschließe wieder ins Bett zu gehen und unter die gemütliche Decke zu schlüpfen um und das Ende abzuwarten. In zwei Stunden muss ich sowieso wieder aufstehen, denn wir füllen den Wein des vergangenen Jahres ab und haben uns auf einen Arbeitsbeginn von 7.00 Uhr früh geeinigt. Der unbeschreibliche Krach geht weiter. Ich versuche anhand der Sekunden zwischen Blitz und Donner abzuschätzen, wo sich das Gewitter befindet. In der raschen Reihenfolge der Blitze weiß ich aber nicht welcher Donner zu welchem Blitz gehört. Ich kann nur ahnen, dass ich mich ziemlich in der Mitte dieses Gewitters befinde. Das Haus hat keinen Blitzableiter, denke ich und frage mich ob die Mandelbäume ringsum eine ausreichende Schutzfunktion ausüben würden. Mit diesen Gedanken im Kopf schlummerte ich ein wenig ein. Da klingelt schon der Wecker, es blitzt und donnert immer noch. Auf der Fahrt etwas später zur Kellerei huschen im fahlen Licht der Blitze Ratten und Mäuse über die Strasse, als würde sie vor etwas davonlaufen. Haben sie Angst? Ich war der erste um kurz vor sieben, es regnete in Strömen und völlig durchnässt trat ich in die Bodega, in der kein Licht brannte. Kurzschluss durch Gewitter, war mein erster Gedanke. Da kam Antonio und seine Frau sowie César und bestätigten meine Verdachtsdiagnose. Schließlich stellte sich heraus, dass die ganze Gegend keinen Strom hatte. Antonio bekümmerte dies allerdings wenig, er sprach von den heute Nacht verlorenen Feigen, die jetzt am Boden liegen und beginnen zu faulen. Desgleichen die Mandeln, die durch Sturm und Regen vom Baum geschlagen wurden. Möglicherweise haben sogar die Rebstöcke etwas abbekommen, da müssen wir nachher nachsehen. „Diese Nacht hat uns ein Vermögen gekostet" sinnierte Antonio, während César sich mehr um den Wein sorgte „Das kann die bevorstehende Ernte erheblich mindern". Als die Nacht sich langsam zu lichten begann, sah ich den Schnee auf dem Mulhacen und dem Pico de Veleta. Allen war klar, dass die vergangene Nacht eine ganz besondere Nacht war und im Gedächtnis noch lange fortleben würde. Der lange schöne Sommer war abrupt zu Ende gegangen, was sich auch am nächsten Abend dadurch bemerkbar machte, dass es nicht nur deutlich kühler, sondern auch, dass die Grillen nicht mehr zirpten. Starker Wind kam auf und vertrieb die Wolken. Die Sonne schien wie vor kurzem aber es war nicht mehr so wie vorher. Der Herbst war innerhalb von 24 Stunden gekommen. Eine neue Jahreszeit, die Zeit der Ernte, in der ein besonderer Duft in der Luft lag.

Unsere Nachbarn, die in dem kleinen Häuschen auf dem Wege zu uns wohnen, führen einen erstaunlich komplexen Lebensstil. Sie sind Bauern, jedenfalls erschienen sie uns als solche. Ihre Stückchen Land war immer sehr gut gepflegt und man ahnte die Mühe und Begeisterung mit der sie ihre Arbeit verrichteten. Eines

Tages erzählte er uns, dass seine Frau eine Arbeit an der Küste in einem Gewächshaus angenommen habe. Man wolle sich ja schließlich auch mal etwas leisten können und die Erde gäbe zu wenig her. Von da an gab es Zeiten in denen das Haus verschlossen stand. Der Eselstall, aus dessen oberem Türrahmen immer ein Maultier interessiert auf den vorbeiführenden Weg blickte, war abgesperrt und keine Hunde kläfften uns an als wir vorbeifuhren. Kurze Zeit später war wieder alles so wie immer. Der Esel stand an seinem Platz, die Hunde bellten und der Bauer und seine Frau arbeiteten auf dem Feld oder irgendwo um das Haus herum. Irgendwann später waren sie wieder weg und dieses Spiel wiederholte sich seither mit großer Regelmäßigkeit. Da wir wenig Kontakt mit diesen Nachbarn haben, haben wir auch noch nicht herausgefunden ob sie tatsächlich den Esel mit an die Küste nehmen, wenn sie wieder für einige Zeit verschwunden sind.

Ein interessantes Phänomen ist das Auto, welches nun schon seit Jahren auf dem Dreschplatz steht. Ein alter Citroen, der einmal blau gewesen sein muss und dessen Farbe von Sonne und Regen verwaschen ist. Er hat ein Nummernschild und gelegentlich sieht man die Türen offenstehen. Wozu er noch benutzt wird weiß ich nicht, jedenfalls hat er sich seit vielen, vielen Jahren nicht einen Zentimeter bewegt. Dennoch wird er gelegentlich geputzt und es werden allem Anschein nach auch kleine Ausbesserungsarbeiten durchgeführt. Was hat es mit dem Auto auf sich? Ich habe meine eigene Interpretation: das Auto ist eine Ikone. Die Ikone des materiellen und geistigen Fortschritts. Vor vielen Jahren war es tatsächlich fahrbereit und der älteste Sohn ist mit ihm in den Ferien von seinem Studienort nachhause gekommen. Jetzt ist der Sohn irgendwo in einer Großstadt berufstätig, hat eine Frau und vielleicht Kinder, aber sicher ein neues Auto. Sein altes hat er bei den Eltern gelassen - für alle Fälle. Sie sind ein wenig stolz darauf, dass bei ihrem Haus ein wahrhaftiges Auto steht, pflegen und hegen es als würde der Sohn tatsächlich zurückkommen und mit Ihnen dann einen Sonntagsausflug machen. Sie haben ein Auto, dass sie gar keinen Führerschein besitzen ist dabei beinahe nebensächlich.

Eines Morgens im späten September fahre ich hinauf zum Bergkamm und traue meinen Augen nicht. Die Sierra Nevada ist über Nacht von einer weißen Schneedecke überzogen worden. Bei diesem Anblick spüre ich auch den kalten Westwind, der durch die noch sommerliche Kleidung zieht. Unten im Tal hängen schwere Wolken und verdecken vermutlich die Aussicht für die tiefer liegenden Dörfer. Am Nachmittag wird es dann grau um mich herum und dünne, feine Regentropfen schlagen mir ins Gesicht. Wenn es so weitergeht verfaulen die zum Trocknen ausgelegten Feigen und die Weinlese wird dürftig ausfallen, weil die Trauben sich prall mit Wasser gefüllt haben. Der noch vor einem Monat ersehnte Regen wird zur Katastrophe. Die Alpujarreños tragen es mit gelassener Heiterkeit und breiten

Plastikfolien über ihren Feigen aus und verschieben wieder einmal die Weinlese. Die Einsicht, dass man gegen die Natur nichts machen kann hilft genügsam und bescheiden zu überleben. Als ich neulich den mittlerweile 90-jährigen Paco zusammen mit dem ständig weinseligen Manolito traf erklärte mir dieser, dass er dem alten Freund helfe Mandeln zu ernten. "Und wenn mich schon Paco nicht dafür belohnt wird es sicher der Herr tun" meinte er scherzend.

Aber auch der vermeintlich hässliche Regen hat seine Schönheit im Herbst. Als die Regenwolken einmal mit der Sonne kämpften, hatte ich auf dem Weg zur Kellerei das Erlebnis eines der schönsten Regenbogen, den ich je gesehen hatte. In den hell leuchtenden Spektralfarben zog er sich von einer Bergkuppe zur Linken bis tief ins Tal zur Rechten. Dabei schien die goldene Herbstsonne und man hätte meinen können, dass diese Farborgie von einem Künstler für ein Bühnenbild geschaffen worden sei. Der Regenbogen war zum Greifen nah, aber immer, wenn ich glaubte durch ihn durch zu fahren wich er aus und stellte sich wieder vor mich. Auch dies ist ein physikalisch erklärbares Phänomen, aber seine Schönheit und Erhabenheit ist ein Vielfaches mehr als das wissenschaftliche Verständnis der Situation. Der Regenbogen ist nichts Materielles, nichts was man anfassen oder gar mitnehmen und in einen Bilderrahmen zwängen kann. Der Regenbogen ist wie ein Gleichnis der perfekten Schönheit. Genießen und bestaunen wir es aber wir lassen es immer zurück, es entzieht sich unserem Streben nach Besitz.

Später, Ende Oktober oder Anfang November gemahnt der Herbst gelegentlich ernsthaft an den Winter. Es regnet tagelang aus den dichten Wolken, die als Nebelschwaden über den Bergkuppen hängen. Nur das abendliche Feuer im Kamin lässt ein Gefühl der Wärme und Behaglichkeit aufkommen. Ansonsten bläst der kalte Wind durch die Kleider und die Regentropfen schlagen ins Gesicht. Dies sind ungemütliche Zeiten und wehe dem der seinen Wein noch nicht gelesen hat! Drei Tage hat es beinahe ununterbrochen geregnet. Die Strassen waren leer, im Dorf sah man niemanden, alle hatten sich hinter ihren vier Wänden verschanzt und warteten auf besseres Wetter. Als dann ein wolkenloser Morgen plötzlich Änderung brachte, kamen sie aus ihren Häusern, sie packten ihre Sachen zusammen um die Gelegenheit zur Beendigung der Ernte zu nutzen. Die Straßen waren wieder voll, in den Rebgärten herrschte emsiges Treiben. Man wollte offenbar die Gunst der Stunde nutzen. Diejenigen, die gute Nerven hatten und in der Hoffnung auf eine neue Schönwetterperiode zuwarteten, hatte diesmal gewonnen. Der Altweibersommer kehrte zurück.

Herbst ist auch Fiesta in unserem Dorf Cádiar. Das ist ein ganz besonderes Ereignis. Fünf Tage lang wird gefeiert. Die engen

Straßen sind verstellt mit Buden in denen Bratpfannen und andere Kücheninstrumente, in Öl frittiertes Gebäck, Handtaschen in Kunstleder, Unterwäsche und allerlei Krimskrams angeboten werden. Schrille Musik ertönt aus Garagen und Zelten. Auf den etwas größeren Plätzen, z. B. vor dem Rathaus oder vor der Kirche, stehen Karusselle mit Ketten und Pferdchen, alte Autoskooter, Eisenbahnen, die immer im Kreis fahren und manche andere nostalgische Jahrmarktsattraktion. Krönung ist der "fuente del vino", der Weinbrunnen, aus dem für alle der Wein kostenlos fließt. Dieses Jahr musste eine Jury aus neun Weinen der Region in einer Blindprobe den besten heraussuchen, der dann schließlich für die Fiesta gekauft wurde. Die Fiesta ist ein zentrales Ereignis im Jahresgeschehen des Dorfes. Auf beinahe 80 Seiten werben alle Firmen des Ortes im gedruckten Programm. Mein Freund Antonio, der sich mit den technischen Tücken des Weinmachens besonders gut auskennt, hat für die Fiesta 2000 einen Text beigesteuert: ein etwas holprig-pathetisches Bekenntnis seiner Liebe zum Dorf. Die interessanteste Annonce für Eingeweihte ist die von Manolo Valenzuela. Er bietet einen Wein an, den er gar nicht hat. Das beunruhigt aber niemand, denn was gefragt ist, ist sowieso nur der "vino de costa". Die jungen Leute des Dorfes tanzen auf einer riesigen Tanzfläche den Alpujarra-Rock. Die Fiesta ist auch die große Gelegenheit sich zu verlieben. Eng aneinander geschmiegt bewegen sie sich im Rhythmus der Musik und es bedarf keiner großen Vorstellungskraft wo für sie der Abend heute endet. Die Landschaft um Cádiar ist weit, die Nacht ist lau und dunkel und der Wein hat die Liebe entzündet.

Zur Fiesta wird unten am Fluss, neben dem Fußballplatz, eine rostige Stierkampfarena aufgebaut. Am Sonntag ist um 16.30 Uhr eine „corrida" angesagt. Farbenfrohe Plakate mit poetischen Namen sind schon Wochen vorher an Hauswände und Türen geklebt worden. Zur angesagten Zeit ist vor der Arena allerdings noch überhaupt nichts los. Der Dorfpolizist lehnt gelangweilt an einem Pfosten und aus einem kleinen, rechteckigen Loch in der metallenen Arenarundung schaut eine junge Frau. Über der Öffnung steht „Entradas" und ich begebe mich dorthin. Für 2.500 Peseten übergibt mir das Mädchen eine Eintrittskarte. Das Eingangstor ist noch fest verschlossen und ich beginne zu vermuten, dass die Veranstaltung ausfallen wird, da sich nur so wenig Menschen dafür interessieren. Da öffnet sich das Tor und die paar Leute, die davorstehen gehen hinein und suchen sich die ihrer Meinung nach besten Plätze aus. Natürlich sitzen sie alle im Schatten. Langsam füllen sich die Reihen und eine Stunde später als vorgesehen ist die Arena tatsächlich voll. In der Mitte werden zwei Mikrowellenherde auf Kartons gestellt und ein Losverkäufer läuft laut schreiend durch die Reihen. Für 100 Pesetas kann man einen der beiden Herde gewinnen. Die Dorfkapelle zieht ein und die Lotteriegegenstände werden wieder abgeräumt. Offenbar hat keiner das richtige Los gekauft. Zu den Klängen eines Pasadobles

stellen sich die Teilnehmer am heutigen Kampf in bunten Kleidern vor. Gemäßigten Schrittes verlassen sie die Arena. Für einen Augenblick ist Stille, dann hört man Schreie und Rufe; der Stier wird in die Arena getrieben. Ein kleiner Stier, so klein wie die darauffolgenden. Er braucht keine Picadores, die bei diesem Kampf auch nicht gibt. Das Publikum scheint fachkundig und begeisterungsfähig. Bei näherem Hinsehen erkenne ich allerdings, dass es vorwiegend ältere Bürger sind, die sich für die Toreros engagieren. Da sitzt der Schreibwarenhändler neben seiner Frau, der Metzger ist auch da und der Polizist ist in Zivil und schaut viel sympathischer drein als in seiner üblichen, etwas zu groß geratenen Uniform. Junge Leute sind eher selten. Ich frage mich ob das nur etwas mit dem relativ hohen Eintrittspreis zu tun hat, oder ob es ein allgemeines soziologisches Phänomen beim Stierkampf ist. Das alte klapprige Feuerwehrauto des Dorfes kommt in die Arena. Ein Schlauch wird ausgerollt und das Wasser aufgedreht. Es kommt ein kümmerlicher Strahl aus dem Schlauch, aber der reicht gerade um den Sand der Arena zu befeuchten, damit es nicht so staubt.

Abb. 33: Bodega Los Barrancos nach der Renovierung 2005. Im Hintergrund der mit Tempranillo bestockte „Cerro de la Retama", Namensgeber für den Premium-Wein

Der Wein, das kleine Weingut, die wunderschöne Landschaft, das meist gute Wetter und ein persönliches Glücks- und Freiheitsgefühl, wenn ich mal wieder in der Alpujarras war, ließen den Wunsch reifen, diesen Zustand öfter und regelmäßiger genießen zu können, ohne Urlaub beantragen oder mich in eine von anderen abhängige Zeitgestaltung fügen zu müssen. Außerdem spürte ich eine deutliche Unzufriedenheit mit meiner hauptberuflichen Arbeit. Was mir früher viel Spaß gemacht hat, erschien mir zu diesem Zeitpunkt eher unangenehm: ständige Treffen, Reisen, Empfänge, wieder Treffen, Konferenzen, Seminare, Meetings und so weiter und so weiter. Ich bekam immer mehr das Gefühl, dass ich total fremdbestimmt war. Ich tat all dies offensichtlich, weil es andere wollten, andere, die sehr wohl wussten was meine Pflichten im Unternehmen waren. In früheren Zeiten war mir das alles einerlei, denn es gab nur eine Welt für mich und das war die angestammte Berufswelt. Das Privatleben war eingebettet in die beruflichen Zwänge und ich merkte es überhaupt nicht. Seit den Aktivitäten im Weingut habe ich mich immer wieder gefragt ob ich denn nicht aufhören sollte zu arbeiten und im dritten Lebensabschnitt noch einmal einen anderen Teil von mir selbst verwirklichen sollte. Was vor zehn Jahren, als ich erstmals solche Gedanken hegte, noch wie Koketterie klang hatte ich im Jahre 1998 schon verinnerlicht. Ich hatte einfach keine Lust mehr der Diener anderer Herren zu sein, selbst wenn sie dafür gut bezahlten. Jene Leute, die schon so viele Fehlentscheidungen in ihrem Leben getroffen haben, dass es ein wahres Wunder war, dass die Firma das alles überlebt hat, werden, das wusste ich genau, meine persönliche Entscheidung in

dieser Sache nicht beeinflussen können. Sie wollten damals nicht, dass ich gehe, angeblich brauchten sie meine Erfahrungen und einen Nachfolger gabt es auch nicht. Folglich haben sie mir kein besonders gutes Abfindungsangebot gemacht, wohl in der Hoffnung, dass ich es mir noch einmal überlegte.

Aber ich wollte unbedingt den Rest meines Lebens selbst gestalten. Es gab viele Perspektiven, von denen ich einige wenigstens umzusetzen gedachte. Meine Arbeit als forschender Mediziner in der Pharmazeutischen Industrie konnte nicht mehr viel Neues bieten, die Veränderungen, die ich vielleicht noch bewirken konnte, würden sich erst manifestieren, wenn ich sowieso schon längst nicht mehr dabei bin. Außerdem sollten die jüngeren Mitarbeiter, die modernes Wissen haben, endlich einmal Verantwortung übernehmen! Das war meine feste Überzeugung. Aber eben diese Jungen trauten sich nicht. In schlaffer und beinahe neurotischer Verzweiflung bekämpften sie sich gegenseitig und ich bekam wieder eine Vaterrolle aufgedrückt: ich schlichtete und beschwichtigte. Auch dazu hatte ich irgendwann keine Lust mehr, denn es war unvermeidlich, dass ich dabei selbst ins Kreuzfeuer geriet! Dieses Unternehmen, mit seinen - bis auf eine oder zwei Ausnahmen - ungeübten Sonntags-Managern, vermittelte keine Kultur, ich sah leider nur noch die Pestbeulen der Missgunst, des Neides und der Selbstüberschätzung. Da wollte ich nicht mehr dabei sein, dies war nicht meine Welt. Dennoch hatte ich ein wenig Angst vor der Zukunft, aber die Freude am Abschiednehmen überwog schließlich doch.

Wie hatte ich mich identifiziert mit meiner Rolle als industrieller Krebsforscher! Ich war anerkannt als solcher, habe die Industrie im Vorstand der Deutschen Krebsgesellschaft repräsentiert und wurde zu Vorträgen und Zeitschriftenartikeln eingeladen. Wenn es um industrielle Krebsforschung in Deutschland ging, stand ich vor Fernsehkameras und gab telephonische Interviews für Radiosender. All das hat mir in den letzten Jahren nicht mehr die Befriedigung gegeben, die ich mir wünschte. Meine Vorgesetzten haben sich von mir genommen was sie glaubten für ihre eigene Karriere zu brauchen. Für mich blieb dann häufig nur eine Art Almosen übrig. Dies war manchmal schmerzlich und frustrierte. Ich wollte aber nicht mit Frustrationen leben! Die Energie, die ich noch hatte, das Feuer der Begeisterung und die Freude an Arbeit und Leistung wollte ich in persönliche Projekte, wie in das Weingut und das Weingeschäft stecken. Mit 58 Jahren habe ich schließlich meine Industrie-Forscherlaufbahn beendet. Ich habe meine Entscheidung von damals niemals bereut. Einige Jahre nach meinem Fortgang ist die Firma in kleinen Stückchen verkauft worden. Meine Ahnungen und unbestimmten Gefühle von der Qualität des Managements hatten sich ganz offensichtlich bestätigt. Retrospektiv gesehen hatte ich großes Glück, dass ich für so lange Zeit eine berufliche Heimat hatte, in der ich mich wohlfühlte, bzw. mich auch ein Stück weit selbst verwirklichen

konnte und als dies dann nicht mehr war, konnte ich ohne Spannungen und Ärger freiwillig ausscheiden. Wie anders würde ich heute vielleicht denken, wenn ich geblieben wäre und man mir kurze Zeit später gekündigt hätte! Auf die Weise wie es gelaufen ist, ist mein Selbstwertgefühl erhalten geblieben – in der heutigen Zeit keine Selbstverständlichkeit.

Garcia Lorca hat einmal davon geschrieben, dass im September Granada auf dem richtigen poetischen Punkt sei. In Granada ist die Poesie mittlerweile das ganze Jahr über auf der Strecke geblieben, weil zu jedem Zeitpunkt lärmende Besucher die Strassen füllen und ihrer Lebensfreude uneingeschränkt in Ton und Aussehen Ausdruck verleihen. Die größte Gefahr für diese Stadt sind die Menschen, die sie in guter Absicht besuchen! In den Alpujarras gibt es diesen „poetischen Punkt", Gott sei Dank, noch. Allerdings ist er jahreszeitenunabhängig und vermutlich ein ganz individuelles Erlebnis, ja ich glaube sogar, dass nicht die Landschaft, sondern ich selbst ganz persönlich auf diesen Punkt komme. Oft geschieht es, dass ich mich, wenn ich aus der Stadt auf das Land komme, frage was ich denn um Gottes Willen in der Einsamkeit des Corral de Castro zu tun habe. Ich stelle mir die langen Wege zur Bodega und zum Dorf vor, ebenso die Kälte und Feuchtigkeit im Haus sowie das ständige Schleppen von Brennholz aus dem Keller, Vielleicht auch die Spinnen, die in jeder Ecke lauern um mich zu erschrecken und zu ekeln. Wird das Wasser noch fließen, das Telefon funktionieren und genügend Elektrizität da sein? Alles Ungewissheiten, die mir die Vision der kommenden Tage verdüstern. Doch schon auf der Autobahn nach Motril, wenn ich durch das liebliche Tal von Lecrín fahre und dann auf die kleine Landstrasse, die, nach der Überquerung des Guadalfeo-Flusses, direkt in die Alpujarras führt, abbiege, beginnen zarte Lichtschimmer meine Seele zu erhellen. Vollends erstrahlt sie dann beim Hinauffahren in die Contraviesa. Zunächst künden die Mandelbäume, die im Februar in grandioser Blütenpracht stehen, von den reichen Früchten dieser Erde. Das durchdringende Licht und der stahlblaue Himmel tun ihr übriges um meine Stimmung zu heben. Wenn dann, etwas höher, die Rebgärten beginnen und mit ihrem noch saftigen Grün, die Vorahnung des Herbstes mit der Weinlese aufkommen lassen, dann habe ich meist schon den „poetischen Punkt" erreicht und weiß wieder ganz genau warum ich hier bin und freue mich auf die genussreichen Tage in der geliebten Einsamkeit. So geht es mir jedes Mal beim Besuch der Alpujarras und ich weiß, dass ich darauf vertrauen muss, dass es wieder so sein wird wie immer und ich wieder und wieder den poetischen Punkt erreiche.

Gelegentlich werde ich von Freunden und Bekannten gefragt, wie ich bei meinen Aufenthalten in den Alpujarras mit der Einsamkeit fertig werde. In dieser Frage schwingt meist Unverständnis für meine Leidenschaft alleine in die südliche Bergwelt der iberischen Halbinsel zu fahren und dort längere Zeit zu leben. Einsamkeit ist

ja ein Wort dessen Bedeutung sehr viele Nuancen hat. Einsamkeit kann eine menschliche Tragödie sein, wenn sie Kontaktlosigkeit und soziale Isolation beinhaltet. Alleine, ohne Freunde, dazustehen, keine Unterstützung zu haben ist für die betroffene Person meist eine Misere größten Ausmaßes. Am anderen Ende der Bedeutungsskala steht Einsamkeit für Mit-sich-selbst-umgehen-können, auch Suche nach Selbstfindung und schließlich Selbstgenügsamkeit. In den Alpujarras bin ich wirklich einsam und genieße es in vollen Zügen. Ich kann auf meine innere Stimme hören und versuchen zu verstehen was sie mir sagen will. Ich kann den meditativen und anarchistischen Aspekt meines Lebens ausleben, ziehe an was ich will, esse wenn ich Hunger habe, schlafe nach dem Essen, trinke abends meinen Wein und genieße die Farben um mich herum. Auf Komfort muss ich dabei nicht verzichten, denn das Haus in völliger Wildnis verfügt beinahe über die Infrastruktur eines Stadthauses. Ich empfinde meine Einsamkeit als ungeheueren Luxus, den ich mir heute leisten kann. Wie habe ich das verdient? Einfach Glück gehabt?

Einsamkeit lässt sich gut ertragen, wenn man sich mitten in der Natur befindet und auf diese hört. Der Tagesablauf ist immer spannend und voller Aktivitäten. Vögel, Mäuse, Ratten und Kaninchen bevölkern zusammen mit verschiedenfarbigen Insekten unterschiedlichster Größe und dem unterschiedlichsten Federvieh die Welt und lassen den Gedanken an Einsamkeit gar nicht erst entstehen. Man ist eben hier objektiv gesehen, nicht einsam. Wenn der Wind durch die Mandelbäume rauscht und die Palmen knistern ist das der akustische Hintergrund für unzählige Töne, die sich je nach Jahreszeit zu einem Musikstück formieren. Spielt sich das alles nur im Kopf ab?

In diesem Zusammenhang finde ich einen Gedanken ganz interessant, der aus D.H. Lawrences Buch „Lady Chatterley“ stammt. Oliver Mellor, der feinsinnige Liebhaber der Protagonistin des Romans, wird erstmals von ihr in seiner Hütte besucht und der Autor schrieb: „Ihr Eindringen verdross ihn, denn er hütete seine Einsamkeit als die einzige, die letzte Freiheit seines Lebens.“ Das hat vermutlich etwas mit dem „anarchistischen Aspekt“ des Alleinseins zu tun. Einsamkeit ist auch Freiheit!

Ich habe übrigens die „Chatterley“ nach einem halben Jahrhundert noch einmal gelesen. Was für ein großartiges Buch! Was in meiner Jugend noch einer sensationellen Entdeckungsreise zu verschiedenen Sexualpraktiken glich, offenbarte sich mir jetzt als große Literatur. Die Befreiung des Menschen durch körperliche Liebe und das Zueinanderfinden von Mann und Frau durch physischen Kontakt ist so eindringlich und glaubwürdig beschrieben, dass es beinahe den Charakter eines Manifestes der Liebe bekommt. Im englischen heißt das Buch ja „Lady Chatterleys Lover“, d.h. die Frau ist nicht die

Titelfigur sondern der Mann. Beim Lesen kam es mir stellenweise auch so vor, dass es sich vornehmlich um den Befreiungskampf des Oliver Mellors handelt. Er löst sich von seiner Gesellschaftsklasse und er löst sich aus seiner selbst gewählten Einsamkeit. Lady Chatterley hat eigentlich ganz andere Probleme, sie ist eingebunden in ein festgefügtes soziales System in dem sie sich ganz wohl fühlt, wäre da nicht ihr despotischer, querschnittsgelähmter Ehemann, unter dessen krankheitsbedingter Impotenz die junge Frau leidet. In dieser Hinsicht decken sich die Bedürfnisse der beiden Romanfiguren. Schon lange hat mir eine Lektüre nicht so viel Freude bereitet wie dieses Buch. Es hat mir gezeigt wie sehr ich selbst in meinem Leben zu einem objektiveren Betrachten der Beziehung der Geschlechter untereinander gekommen bin.

Der mittlerweile an meine Gedankensprünge gewohnte Leser wird sich nicht sonderlich wundern, wenn ich mich jetzt einem völlig anderen, aktuelleren und deutlich weniger fröhlichen Thema zuwende. Am 13. April 2010 bei Einbruch der Nacht fuhr ich mit meinem Sohn Philip in seinem Auto nach Mülheim an der Ruhr. Ich war beinahe bewusstlos und erinnere mich so gut wie gar nicht an die Fahrt. Philip hatte mich aus den Fängen der Notaufnahme der Frankfurter Universitätsklinik geholt, denn er sah die dringende Notwendigkeit einer Operation, die die Universitätsärzte immer wieder aufschoben. Ich war 36 Stunden vorher von meinem Hausarzt wegen eines Abszesses im linken Fuß eingewiesen worden. Als ich wieder aufwachte war ich im Hades. Warmes, gelbes Licht um mich herum und ich hatte immensen Durst. Die kreisrunden Fenster an der Wand gegenüber waren mit einem Laden verschlossen. Ich hörte wie Leute oder Geister durch den Raum schlichen, sich aber von meinen zarten Hallo-Rufen nicht beeinflussen ließen. Gelegentlich erbarmte sich mal eines dieser Wesen und gab mir zu trinken, aber nur so viel, dass die Lippen befeuchtet waren. Ich war verzweifelt. Irgendwann schlief ich wieder und wachte erst auf der Intensivstation wieder auf. Unzählige Schläuche hingen überall an meinem Körper und da waren auch Philip und Isabel wieder! Mir wurde plötzlich bewusst, dass ich noch lebte und, dass die Vision von der Hölle nur ein Schritt zurück ins Leben war. Während der folgenden Tage gab es eine Menge medizinischer Probleme, immerhin ich hatte einen septischen Schock überlebt! Lungen, Nieren und das Herz funktionierten nicht mehr wie sie sollten. In meinem Kopf schien jede Konzentrationsfähigkeit verlorengegangen zu sein. Ich las etwas und wusste nicht was es bedeutete und ich war die ganze Zeit über müde, schrecklich müde. Langsam dämmerte mir, dass ich gerade noch einmal der Umarmung durch den Sensenmann entkommen war.

Das alles ist nicht spurlos an mir vorübergegangen. Anfangs hatte ich Phasen tiefster Depression. Ich glaubte nicht an zukünftige

Verbesserung meines Zustandes oder gar die Heilung. Isabel war meine einzige Verbindung in die „normale“ Welt, wie ich sie kannte und so klammerte ich mich an sie mit der Gewalt eines Verzweifelten. Wenn sie mich verlassen musste um zurück nach Frankfurt zu fahren, brach ich schon vorher in einen Weinkrampf aus, der noch lange anhielt als sie die Türe hinter sich zumachte. Mir war so deutlich, dass ich ohne sie nicht würde leben können und daher war jeder Abschied eine Vorahnung der Vollstreckung eines Todesurteils. Nur sehr langsam änderte sich dieser Zustand. Der einsetzende Kontakt mit Philip und seiner Familie steuerte sehr viel dazu bei. Nachdem ich dann auf eine normale Station verlegt wurde und hin und wieder ausgehen konnte wurden die Besuche in den benachbarten Kortum-Stuben kleine soziale und kulinarische Tageshöhepunkte. Auch mein psychischer Zustand verbesserte sich langsam. Dazu trug auch die große Anteilnahme von Freunden und Bekannten bei. Dank meines kleinen Net-book Computers hatte ich Verbindung zur Außenwelt. Aber nichts konnte darüber hinwegtäuschen, dass in mir noch ein schmerzhafter Stachel steckte. Wir hatten den Sommer schon geplant, Reisen mit Freunden in die Schweiz, nach Italien und natürlich mehrmals nach Spanien standen auf dem Programm. All das war jetzt irrelevant geworden, es musste abgesagt werden. Manchen Termin wollten wir noch abwarten, vielleicht war er ja doch wahrnehmbar, aber es kam immer anders und so ist es, in gewisser Weise noch heute. Dennoch waren die Wochen im Krankenhaus mit Isabels regelmäßigen Besuchen, insbesondere in der Retrospektive gesehen, eine sehr schöne und harmonische Zeit, in der wir uns beide sehr nahegekommen sind und sehr viel Freude an den wirklich kleinen Dingen des Lebens hatten.

Noch habe ich die alte Lebensperspektive nicht wiedergewonnen. Vielleicht kommt sie auch nicht wieder, nachdem ich dem Tod aus einer derart beängstigenden Nähe in die Augen geschaut habe. Mein immer präsenter Optimismus ist nicht mehr so dominant wie ehemals. Ich sehe die Welt deutlich düsterer und pessimistischer als früher und gelegentlich rollt mir, vordergründig ohne besonderen Anlass, eine Träne die blasse Wange herunter. Wenn ich George Sand, deren Briefwechsel mit Gustave Flaubert ich gerade erneut lese, Glauben schenke, dann sind gerade solche Zustände eigentlich eine Quelle der Kreativität. Aber so ist es leider nicht bei mir. Wie lange hat es gedauert bis ich mich aufgerafft habe diese Zeilen zu schreiben! Dabei wollte ich schon im Krankenhaus damit beginnen. Durch Nachdenken bin ich bislang zu keiner für mich wirklich validen Analyse meines Zustandes gekommen. Es ist als hätte man mir mit der Großzehe und ein paar Fußknöchelchen auch ein Stück meines Verstandes amputiert. Dazu habe ich fast dauernd Schmerzen in dem operierten Fuß. Neuropathische Schmerzen nennt der Fachmann das. Psychopharmaka von Typ der Antidepressiva sollen dagegen helfen, nur die Liste der Nebenwirkungen ist so erschreckend

lang, dass es mir schwer fällt eine Nutzen-Risiko-Abwägung zu erstellen und ich nicht wage eine Dauertherapie zu beginnen.

Trotzdem: gelegentlich scheint mir, dass ich eine echte Zugabe zu meinem Leben bekommen habe. Das Musikstück war ja schon praktisch am Ende, die letzten Takte waren überschaubar, aber jetzt erklingen wieder Töne, die in machen Momenten nicht nur wehmütig sind, sondern auch wieder unbändige Lebensfreude bezeugen können. Mein alter Chef im Essener Uni-Krankenhaus, C. G. Schmidt sprach öfter von der „Defektheilung“, wenn sich zwar kein Krebs mehr zeigte, dafür aber körperliche Unzulänglichkeiten von der Therapie zurückblieben. Diese Defektheilungen gibt es ganz sicher auch auf dem psychischen Gebiet. In so einem Zustand befinde ich mich zur Zeit des Schreibens dieser Zeilen.

Ist es nicht angemessen nach der Schilderung meines Kurzbesuches an den Toren der Hölle vom Paradies zu sprechen? Die „Paradiesgärten“ haben mir es ganz besonders angetan, denn ich bin ein großer Verehrer von Gärten, auch hienieden auf der Erde. In ihnen spiegelt sich sowohl die Liebe des Menschen zur Natur als auch sein immer Ausdruck suchendes Bedürfnis diese zu gestalten. Gärten sind die schönste Huldigung des Menschen an die Natur. Die Vorstellung eines Paradieses, eines Raumes in dem uns unendliches Glück und endloser Genuss beschieden sind, gibt es in sehr vielen Kulturen. Bei den Kelten gab es Avalon, die „Apfelinsel“, jenes Elysium, in das König Artus nach seiner Verwundung entrückt sein soll. Bei den Griechen war es auch der Apfel, die paradiesische Frucht: im Garten der Hesperiden, einem Nypmphengeschlecht, stand der Baum mit den goldenen Äpfeln und wurde von den Nymphen mit Hilfe des Drachen Ladon gehütet. Hesperia, wo der wunderbare Garten lag war nach Ansicht einiger Historiker Spanien („Hispania“). Auch das biblische Paradies steht ja bekanntlich mit einem Apfel im Zusammenhang und Archäologen behaupten sogar es habe tatsächlich geographisch existiert und liege, nach einer gravierenden Klimaveränderung untergegangen, heute irgendwo in der arabischen Wüste unter dem Sand vergraben. Der Paradiesgarten ist eine durch und durch orientalische Vorstellung, die sich wohl über das maurische Spanien nach Europa ausgebreitet hat.

„Klingsor stand nach Mitternacht, von einem Nachtgang heimgekehrt, auf dem schmalen Steinbalkon seines Arbeitszimmers. Unter ihm sank tief und schwindelnd der alte Terrassengarten hinab, ein tief durchschattetes Gewühl dichter Baumwipfel, Palmen, Zedern, Kastanien, Judasbaum, Blutbuche, Eukalyptus, durchklettert von Schlingpflanzen, Lianen, Glyzinen. Über der Baumschwärze schimmerten blass spiegelnd die großen blechernen Blätter der Sommermagnolien, riesige schneeweiße Blüten dazwischen halbgeschlossen, groß wie Menschenköpfe, bleich wie Mond und Elfenbein, von denen durchdringend und beschwingt ein inniger Zitronengeruch herüberkam. Aus unbestimmter Ferne her mit müden Schwingen kam Musik geflogen, vielleicht eine Gitarre, vielleicht ein Klavier, nicht zu unterscheiden. In den Geflügelhöfen schrie plötzlich ein Pfau auf, zwei- und dreimal, und durchriss die waldige Nacht mit dem kurzen, bösen und hölzernen Ton seiner gepeinigten Stimme, wie wenn das Leid aller Tierwelt ungeschlacht und schrill aus der Tiefe schellte. Sternlicht floss durch das Waldtal, hoch und verlassen blickte eine weiße Kapelle aus dem endlosen Walde, verzaubert und alt. See, Berge und Himmel flossen in der Ferne ineinander.“ So schilderte Hermann Hesse in „Klingsors letzter Sommer“ den nächtlichen Garten vor Klingsors Haus, der Casa Camuzzi in Lugano (siehe Abb. 11). Im Dunkel spürt man die sinnliche Schwüle und den intensiven Duft der Sommernacht, in der weder Mensch noch Tier schlafen können. Klingsor steht auf

dem Balkon und träumt seinen Sommertraum, jemand musiziert in der Ferne und die Töne klingen der gepeinigten Seele wie Balsam, der durchdringende Schrei des Pfaus erinnert an den Schmerz, der uns immer begleitet.

Die Schilderung des nächtlichen Garten Klingsors, die ihn als eine Art Paradiesgarten ausweist, weckt meine Erinnerung an die Gärten der Alhambra in Granada, mit der ich meine „Selbstvernehmungen“ beenden möchte: Im Schatten der trutzig wehrhaften Alcazaba versteckt sich an der Südseite ein kleiner Terassengarten namens "Jardin de los Adarves" („adarve” ist ein andalusisch-arabisches Wort und bedeutet einen Mauer- oder Wehrgang auf Festungsanlagen). Von hier aus hat man einen schönen Blick auf die "Zinnobertürme" (Torres Bermejas) und den Mauror-Hügel sowie die alte Stadtmauer, die von der Alcazaba ausging. Dieses enge, balkonartige Gärtchen ist die granadinische Version der „Hängenden Gärten der Semiramis”. Allerdings gehört es nicht wie sein babylonisches Gegenstück, zu den „Sieben Weltwundern”, es ist eher das granadinisch wunderbar verkleinerte Gegenteil. Auf kleinstem Raum, hoch über der Stadt unter der Silhouette der Schneeberge habe ich dort bei strahlendem Sonnenschein dem zierlichen Brunnen gelauscht und beim Zerreiben der Blätter den betörenden Duft der immergrünen Myrten eingeatmet, während sich ein kleiner Spalt des Geheimnises dieser Stadt öffnete.

Nicht weit davon entfernt liegen die schönen Gärten des „Carmen de los Martires“. An der Stelle der heutigen Anlagen stand einst der „Convento de los Martires“, in dem die Gemeinschaft der "Barfüssigen Karmeliterinnen" lebte. Zwischen 1582 und 1588 war der große Mystiker und Schüler der *Theresa von Avila*, *San Juan de la Cruz* (der Heilige Johannes vom Kreuz), Prior dieses Klosters, das im 19. Jahrhundert schließlich abgerissen wurde. Heute ist hier ein verzauberter Landschaftspark, dessen verschiedene Ebenen durch vermooste Steintreppen miteinander verbunden sind, und, wie Klingsors Garten ist er ein Lehrgarten der Baumarten: wir finden Platanen, Pappeln, Ulmen, Eichen, Linden, Lorbeerbäume, Kastanien, Magnolien, Pinien, Palmen und Zypressen. Es ist überliefert, dass einige der uralten Zypressen von *Johannes vom Kreuz* eigenhändig gepflanzt wurden. Ich verweile etwas in dem schönen, kleinen Garten, in dem mir der Geist des *Johannes vom Kreuz* entgegenweht. Das lebensspendende Wasser wird über einem alten maurischen Aquädukt herbeigeführt, der in einem großen Bassin auf dem Gipfel des Hügels endet. Grotten und künstliche Säulenruinen verbreiten ein romantisches Flair, dazwischen ziehen Schwäne majestätisch ihre Kreise. Über eine Holzbrücke komme ich schließlich auf eine Insel mit einer Turmruine von der man einen schönen Rundblick auf das Grün der Gärten hat. Hier duftet es nach Buchsbaum und feuchter Erde. Unterhalb des Aquäduktes

kann man die liebevoll gestaltete Neuanlage eines Klostergartens (Huerto Monacal) bewundern; in ihm wachsen aromatische, medizinische und Küchenkräuter sowie verschiedenes Gemüse. In seiner Mitte befindet sich auf einem Granitsockel ein Bronzekopf von *Juan de la Cruz,* jenem in Gott verliebten Mystiker, dessen Gedichte für den metaphysischen Geliebten den intensiv-aromatischen Duft der irdischen Sinnlichkeit des Alhambra Hügels verströmen:

O höchste Liebesflamme!
Wie dringst du bis zum Stamme
der Seele ein, sie lieblich zu verwunden!
Wie glühst du zart und leise!
Gib, dass der Vorhang reiße,
es sei, was mich von Dir noch fernt, verschwunden.

(nach Joseph Rauchenbichler: Gesänge der Heiligen, Landshut 1837)

Unterhalb des Hauses, an der Balustrade von der aus man auf die Stadt Granada blickt und in der Ferne das fruchtbare Tal von Lecrín am Rande der Sierra flimmern sieht, ist eine Tafel angebracht auf der ein Satz des Schriftstellers *José Zorilla* eingemeißelt ist:

Hija del sol,
Granada,
fanal del paraiso

(Granada, Tochter der Sonne und Licht des Paradieses). Die romantische Poesie dieser drei Zeilen liegt über dem Ort und schwingt in mir wie ein unendlich langsam verklingender Akkord. Der Garten der Hesperiden kann nicht sehr weit entfernt sein! Ich versetze mich nochmals in Klingsors nächtliche Welt und die vage Musik in der Ferne nimmt bekannte Klänge an: schwermütige, andalusische Themen, die von Liebe, Leid und Tod sprechen. Ein Klavier löst sich aus dem Orchester und erzählt die alten Legenden der Menschheit. Sie klingen wie das Echo eines längst vergangenen Traumes. Im dritten Satz dieser „Nocturnes“ wird eine hinreißende Zigeunermelodie vom Klavier aufgegriffen und etwas später wiederholt. Ohne jeden Zweifel ist es der Rhythmus meiner eigenen Seele, der hier oben auf dem Alhambrahügel in der magischen Musik de Fallas schlägt. An diesem Ort verdichten sich Literatur, Architektur, Musik und Natur zu einem facettenreichen Erlebnis. Worte und Töne werden zu Farben und Gefühlen. Die „Nächte in spanischen Gärten“ mit ihren maurischen Themen, ist eines der bezauberndsten Musikstücke, die ich kenne. Darin duftet es wie in den Gärten hier oben. Man möge mir diese Schwärmerei verzeihen, aber durch die Magie des Ortes ist es nicht schwer die Bodenhaftung zu verlieren!

Wie einfach scheint doch alles im Paradies, und wie nahe könnte es sein, wenn man etwas intensiver in sich hineinhorchte! Doch was ist mit dem Baum der Erkenntnis von dem die beiden ersten Menschen einen Apfel geklaut haben, eine Tat mit fürchterlichen Folgen? Ich glaube Adam und Eva konnten gar nicht anders, denn die Suche nach Erkenntnis ist etwas zu tiefst Menschliches. Erkenntnis zu gewinnen, ob gut oder böse, kann ja auch bedeuten dem Verständnis des Sinns näher zu kommen. Und wer hat nicht schon einmal die Frage nach dem Sinn des Lebens gestellt?